

Erinnerungen

Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus





Danksagung

Besonderer Dank ausgesprochen sei all jenen, die für diesen Band ihre Lebensgeschichten und persönlichen Erinnerungen, Fotografien und Dokumente zur Verfügung gestellt haben.

Die Hände, die auf dem Umschlagfoto mit dem Bilderrahmen symbolisch eine verlorene Vergangenheit umschließen, sind die Hände von Ceija Stojka. Als Romni musste sie selbst Verfolgung erfahren und hat ihre Erinnerungen in ihrem Buch „Auschwitz ist mein Mantel“ festgehalten. Wir danken Frau Stojka, deren Hände für all jene Überlebenden stehen, denen von ihren Lieben oft nicht einmal ein verblichesenes Foto geblieben ist.

Dank gilt auch Emmerich Gärtner-Horvath vom Verein Roma Service für die Genehmigung der Verwendung von Text- und Bildmaterial aus dem ZeitzeugInnenprojekt „Mri Historija – Meine Geschichte“.

Für die vielfältige Unterstützung bei der Erstellung dieses Bandes sei gedankt: Carina Fürst, Gabriele Dötzl, Marion Maly, Katrin Bieberle, Andreas Liska-Birk, Harald Greifeneder.

Redigierung

Um den Originalcharakter der lebensgeschichtlichen Texte zu bewahren, wurde behutsam redigiert und die Orthografie weitgehend beibehalten.

Impressum

Verleger: Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus
Parlament, 1017 Wien

Herausgeberin: Renate S. Meissner im Auftrag des Nationalfonds

Idee und Konzeption: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas, Maria Luise Lanzrath

Redaktion: Renate S. Meissner, Mirjam Langer, Michaela Niklas

Koordination: Mirjam Langer, Michaela Niklas

Lektorat: Martin Niklas, Helmut M. Wärtlik

Übersetzung der englischen Originaltexte der Lebensgeschichten

von Lizzi Jalkio, Victor Gans und Ludwig W. Adamec: Martin Niklas

Grafisches Konzept/Layout: Bernhard Rothkappel, Wilfried Blaschnek, ww.technographic.at

Druck: Wograndl Druck GmbH. 7210 Mattersburg, printed in Austria

Verlagsort: Wien

Copyright © 2012, 3. Auflage

 **Nationalfonds der Republik Österreich
für Opfer des Nationalsozialismus**

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Abdrucks oder der Reproduktion einer Abbildung, sind vorbehalten.

Erinnerungen

Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus

Band 1

Vorworte

Nationalratspräsidentin Mag.^a Barbara Prammer

Ohne das Wissen um unsere eigene Vergangenheit werden wir die Gegenwart nicht begreifen und die Zukunft nicht gestalten können 6

Generalsekretärin Mag.^a Hannah M. Lessing

Auf kaum einem anderen Weg kann Geschichte so bewusst und lebendig erfahren werden wie durch die Erzählungen derer, die sie selbst erlebt haben 8

Erinnern – Erzählen – Gedenken

Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc

Lebensgeschichtliche Zeugnisse als individuelle Marksteine im kollektiven Gedächtnis 10

Mag. Dr. Manfred Müller

Lebensgeschichten als Textdenkmäler. Zu den gesammelten Erinnerungen aus dem Archiv des Nationalfonds der Republik Österreich 15

Lebensgeschichten von Jüdinnen und Juden

Lizzi Jalkio **Jeder Tag ist ein Abschied** 22

Edith J. **Welche Hand ist nun jüdisch und welche arisch?** 42

Alice Hirschfeld **... möge dir eine frohe und glückliche Zukunft beschieden sein** 50

Peter S. **Wann werden wir wieder leben können?** 56

Susi Course **Es ist ein gutes Land, in das ihr kommt** 92

Victor Gans **... wie wundervoll es ist, frei zu sein** 96

Eva A. **So, nun hat sich's ausgeflirtet** 116

Hans Reichenfeld **... ich werde lieber Cello spielen** 126

Chava Guez **Damals, in der schönen Stadt Wien** 132

Kurt Flussmann **Stationen meines Lebens** 138

Jenny de Nijs **... da hilft die stärkste Liebe nicht** 148

Lebensgeschichten von Wiener TschechInnen

Věra Bezečná **Das Jahr 1938 brachte tiefes Leid über unsere Familie** 174

Lebensgeschichten von Deserteuren

Richard Wadani **Ich war ein Deserteur** 176

Kurt Püringer **... zum Tode verurteilt** 179

Fritz Maria Rebhann	... infolge Wehrkraftzersetzung flüchtig	180
Gottfried A.	... weil wir mit diesem Krieg nichts zu tun haben wollten	182

Lebensgeschichten von so genannten Gerechten

Maria Springer	Wir lebten unter großem Druck	200
----------------	-------------------------------------	-----

Lebensgeschichten von ZeugInnen Jehovas

Hermine Liska	Das Wegbringen war furchtbar	203
---------------	------------------------------------	-----

Lebensgeschichten von Kindern vom Spiegelgrund

Anna Maierhofer	Das Lied vom Spiegelgrund	206
Rudolf Karger	Ich war ein Spiegelgrundkind	208

Lebensgeschichten von Nachkommen von Euthanasieopfern

Maria M.	Niemand kann eine Mutter ersetzen	215
----------	---	-----

Lebensgeschichten von Kärntner SlowenInnen und PartisanInnen

Bartholomäus O.	Vor Schreck brachte ich kein Wort mehr heraus	216
Theresia Hafner	Es war mir, als hätte ich einen Bruder verloren	219
Ferdinand Hafner	... so blieb ich bei solchen Befragungen stumm	222
Hemma V.	Auf einmal gab es nur noch Deutsch	225
Johann Kežar	Unser Gebiet wurde „Banditengebiet“ genannt	228

Lebensgeschichten von so genannten Asozialen

Ingeborg R.	Wir waren ja asoziale Menschen	233
Ludwig W. Adamec	Die Würde der Arbeit	236
Franziska Jagerhofer	Ich kannte nur arbeiten	244

Lebensgeschichten von Roma und Sinti

Anton Müller	Meine Nummer war Z6835	246
Adolf Papai	Wenn es noch ein Jahr gedauert hätte, wäre von uns keiner mehr auf der Welt	252
Walpurga Horvath	... ich bin geblieben, ich bin am Leben geblieben	258
Koloman Baranyai	Heute bringen sie die Roma weg	265

Publikationen des Nationalfonds	270
--	-----

„Ohne das Wissen um unsere eigene Vergangenheit werden wir die Gegenwart nicht begreifen und die Zukunft nicht gestalten können.“

Nationalratspräsidentin Mag.^a Barbara Prammer
Vorsitzende des Nationalfonds

Mit dem Bundesgesetz über den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus wurde 1995 die erste zentrale Institution zur Erbringung von Leistungen an österreichische Opfer des Nationalsozialismus geschaffen.

Neben der wichtigen Aufgabe, eine pauschale Gestezahlung sowie Leistungen für entzogene Mietrechte an die Opfer auszahlend, erfüllt der Nationalfonds einen weiteren zentralen Auftrag: die besondere Verantwortung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus zum Ausdruck zu bringen. Erstmals wurden Opfergruppen explizit im Gesetz festgehalten, die bis zu diesem Zeitpunkt wenig bis gar nicht berücksichtigt waren: beispielsweise Verfolgte aufgrund des Vorwurfes der so genannten Asozialität oder Menschen mit körperlichen oder geistigen Behinderungen. Darüber hinaus hat der Nationalfonds per Gesetz die Möglichkeit, Projekte zu fördern, die den Opfern des Nationalsozialismus zugute kommen, der wissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus und des Schicksals seiner Opfer dienen, an das nationalsozialistische Unrecht erinnern oder das Andenken der Opfer wahren.

Der Nationalfonds hat in den Jahren seines Bestehens in vielfacher Weise zur aktiven Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit unseres Landes beigetragen: Bislang unbekannte Verfolgungsschicksale konnten dokumentiert und die Gestezahlungen so auf weitere Opfergruppen ausgeweitet werden. Dies im Austausch mit der historischen Forschung und vor allem in ständigem persönlichen Kontakt mit den Überlebenden. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Nationalfonds sind oftmals die Ersten gewesen, die von offizieller Seite mit den Opfern in Kontakt getreten sind. Besonders sensibles und wertschätzendes Vorgehen zeichnen neben hohem persönlichen Engagement die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus.

Mir war es ebenso wichtig, diese Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen. So habe ich viele Antragstellerinnen und Antragsteller persönlich ins Parlament eingeladen, um mit ihnen zu sprechen, ihre Geschichten zu hören und ihre Anregungen aufzunehmen.

Ein besonders berührendes Zeichen konnten wir im Rahmen des Gedenktages gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Jahr 2008 setzen: Die Erinnerungen verfolgter Kinder wurden sowohl bei einer Matinee als auch bei einer Gedenksitzung im Parlament gelesen.

Ohne das Wissen um unsere eigene Vergangenheit werden wir die Gegenwart nicht begreifen und die Zukunft nicht gestalten können. In diesem Sinne bin ich stolz auf den wichtigen Beitrag, den der Nationalfonds bislang zur Verantwortungsübernahme der Republik leisten konnte und auch zukünftig leisten wird.

Nationalratspräsidentin Mag.^a Barbara Prammer
Vorsitzende des Nationalfonds

„Auf kaum einem anderen Weg kann Geschichte so bewusst und lebendig erfahren werden wie durch die Erzählungen derer, die sie selbst erlebt haben.“

Mag.^a Hannah M. Lessing
Generalsekretärin des Nationalfonds

Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus wurde im Jahr 1995 eingerichtet – 50 Jahre nach der Proklamation der Wiedererrichtung der Republik. Er steht für das späte Bekenntnis Österreichs zu seiner historischen Verantwortung und für einen bewussten Umgang mit der Vergangenheit.

Unsere Arbeit gilt heute zum einen den Überlebenden, denen allzu lange die Anerkennung als Opfer versagt geblieben ist und die im Herbst ihres Lebens unserer Unterstützung besonders bedürfen. Zum anderen stehen wir vor einer Aufgabe, die mit dem Verstreichen der Zeit immer mehr an Bedeutung gewinnt: dem Bewahren der Erinnerung für die nachfolgenden Generationen.

Im vergangenen Jahr 2010, anlässlich seines 15-jährigen Bestehens, gab der Nationalfonds eine zweibändige Publikation heraus, in der er seine Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit vorstellte. Einer dieser Bände war den Lebensgeschichten von Überlebenden vorbehalten. Viele Antragstellerinnen und Antragsteller des Nationalfonds waren bereit, ihre Erinnerungen mit den Leserinnen und Lesern zu teilen, und sie gewährten oftmals berührende und sehr persönliche Einblicke in ihre Schicksale.

Die Resonanz auf ihre Geschichten war erstaunlich: Viele, ganz besonders viele junge Menschen, Schülerinnen und Schüler, haben sie gelesen – mit Interesse, mit Anteilnahme und Empathie, oft auch überrascht davon, wozu Menschen fähig sein können, im Bösen wie im Guten.

Aufgrund der positiven Reaktionen und der anhaltenden Nachfrage haben wir uns entschlossen, diesen ersten Lebensgeschichten-Band neu aufzulegen. Weitere Bände sollen ihm folgen: Das Archiv des Nationalfonds, das rund 30.000 Schicksale umfasst, birgt noch viele Lebensgeschichten, und selbstverständlich stehen wir auch Zeitzeugnissen aus anderen Archiven als Publikationsplattform offen.

Jede Lebensgeschichte ist einzigartig. Es ist wichtig, sie als Teil der Geschichte dieses Landes nicht dem Vergessen zu überlassen: Auf kaum einem anderen Weg kann Geschichte so bewusst und lebendig erfahren werden wie durch die Erzählungen derer, die sie selbst erlebt haben – den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, diesen „Wanderern zwischen den Welten“, wie sie der deutsche Zeithistoriker Martin Sabrow einmal genannt hat. Sie vermögen zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu vermitteln.

Dieses Buch lädt ein, sie auf ihren Wanderungen in die Welt der Vergangenheit zu begleiten – es sind besondere Reisen, die unser Verständnis um Geschichte bereichern.

Mag.^a Hannah M. Lessing
Generalsekretärin des Nationalfonds

Lebens- geschichtliche **Zeugnisse** **als individuelle** **Marksteine** im kollektiven Gedächtnis

Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc

Das Andenken an jene Österreicherinnen und Österreicher zu wahren, die aus unterschiedlichen Gründen Opfer des nationalsozialistischen Regimes wurden, ist dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus ein besonderes Anliegen.

Der Nationalfonds wurde 1995 eingerichtet, um die Verantwortung der Republik Österreich gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus zum Ausdruck zu bringen. Im Laufe seiner bisherigen Tätigkeit haben über 30.000 Menschen dem Nationalfonds im Zuge ihrer Antragstellung zum Erhalt einer symbolischen Gestezahlung ihre Lebensgeschichte erzählt, viele davon in persönlichen Gesprächen, die Mehrzahl der heute in 78 verschiedenen Ländern lebenden Betroffenen in schriftlicher Form.

Lebensgeschichtliche Erinnerungen stellen neben ihrer Bedeutung als wichtige zeitgeschichtliche Quelle nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur kritischen Bewusstseinsbildung heranwachsender und kommender Generationen dar, sondern sind für die Betroffenen selbst oft ein bedeutsamer Schritt „nach außen“. Obwohl das Interesse am Schicksal des Einzelnen von offizieller Seite sehr spät eingesetzt hat, so bedeutet für viele die Möglichkeit, ihr persönliches Schicksal 70 Jahre nach den Geschehnissen während des NS-Regimes der Öffentlichkeit darzulegen und somit das individuelle Wahrgenommenwerden zu fördern, einen weiteren wichtigen Akt der Anerkennung. Eine Antragstellerin bringt dies wie folgt zum Ausdruck:

„Ich freue mich darüber, dass Sie meine Geschichte zur Veröffentlichung ausgesucht haben. Eigentlich kann ich es gar nicht fassen, dass nach so vielen Jahren meine Geschichte das erste Mal als die Geschichte eines Opfers des Nationalsozialismus anerkannt wird.“

Das 15-jährige Jubiläum seines Bestehens im Jahr 2010 bot dem Nationalfonds die Möglichkeit, neben der Darstellung seiner Aufgabenbereiche den Betroffenen eine Stimme zu geben und einige dieser wertvollen zeitgeschichtlichen Dokumente einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen und in Buchform zu veröffentlichen.

Der gegenständliche Band stellt eine Neuauflage des zweiten Teils dieser Jubiläumspublikation dar und markiert gleichzeitig den Auftakt zu einer vom Nationalfonds herausgegebenen lebensgeschichtlichen Buchreihe. Im damit vorliegenden ersten Band dieser Buchserie werden 33 lebensgeschichtliche Erinnerungen von nahezu allen vom Nationalfonds anerkannten Opfergruppen vorgestellt. So versammeln sich hier neben schriftlichen Zeugnissen von Jüdinnen und Juden, Roma und Sinti, Kärntner SlowenInnen, Deserteuren, politisch Verfolgten, so genannten Asozialen und ZeugInnen Jehovas auch Texte von Wiener TschechInnen, Kindern vom Spiegelgrund sowie von einer „Gerechten“.

Zusätzlich zu den für die historisch interessierten LeserInnen aufschlussreichen und nicht immer im Detail bekannten Fakten, aus welchen unterschiedlichen Gründen Menschen während der NS-Zeit verfolgt wurden, geben sie Einblick in den jeweiligen „Verfolgungsalltag“ der Betroffenen. Sie zeigen aber auch die Möglichkeiten auf, die Menschen hatten, die vom NS-Regime nicht verfolgt wurden, diesen Personen zu helfen und so manchem das Überleben zu ermöglichen.

Wie sind die unterschiedlichen Texte entstanden bzw. wie sind sie in den Nationalfonds gelangt? Basis seines lebensgeschichtlichen Archivs bilden jene Textdokumente, die von den Betroffenen im Zuge ihrer Antragstellung zur Darlegung und Dokumentation ihres Verfolgungsschicksals speziell zu diesem Zweck verfertigt wurden. Im Antragsformular des Nationalfonds besteht neben der Kurzdarstellung der für die Antragsbearbeitung notwendigen Angaben die Möglichkeit, das Verfolgungsschicksal ausführlicher darzustellen. Viele Betroffene legten überdies ihrem Antrag Briefe, Notizen, Tagebuchaufzeichnungen sowie aus Anlass der Antragstellung aktuell erstellte Lebensberichte bei. Um die Schicksale der verschiedenen Opfergruppen ausgewogen darzustellen, wurden die vorhandenen Textbestände durch zusätzliche Dokumente ergänzt, die einerseits durch die Bitte an die AutorInnen um Erweiterung der vorhandenen Texte entstanden sind und andererseits von den Betroffenen selbst mit der Bitte um Veröffentlichung an den Nationalfonds geschickt wurden. So unterscheiden sich die hier vorgestellten lebensgeschichtlichen Zeugnisse voneinander nicht nur in ihrer literarischen Form, sondern auch durch ihre Entstehungsgeschichte, ihren Entstehungszeitpunkt, ihre ursprüngliche Intention und ihren Umfang.

In Hinblick auf die lebensgeschichtlichen Zeugnisse von Jüdinnen und Juden haben wir für diesen Band eine spezielle Form der Autobiografie, nämlich die Tagebuchaufzeichnung, gewählt. Das Führen eines Tagebuchs diente Kindern und Jugendlichen vor allem zum Festhalten von alltäglichen Erlebnissen; Erwachsene nutzten die Form des Tagebuchs oft zur Bewältigung der eigenen Verfolgungssituation, aber auch zur Dokumentation der Ereignisse für ihre Kinder und die nachkommenden Generationen.

Die lebensgeschichtlichen Erinnerungen der Kärntner SlowenInnen sind fast alle im Zuge der Befragung durch OpfervertreterInnen und der anschließenden Dokumentation entstanden. Ähnlich verhielt es sich bei den ZeugInnen Jehovas.

Bei den Roma und Sinti sind die im Antragsformular des Nationalfonds enthaltenen Angaben zur eigenen Verfolgung meist kurz und prägnant. Um die Verfolgung dieser Gruppe umfassend in diesem Band dokumentieren zu können, wurde zusätzlich auf Interviewtexte des Projekts „Mri Historija“ vom Verein Roma Service zurückgegriffen.

All diesen lebensgeschichtlichen Zeugnissen ist trotz der unterschiedlichen Verfolgungsschicksale und der Zugehörigkeit zu den unterschiedlichen Opfergruppen gemeinsam, dass sie Aufschluss geben über das erlittene Leid, die Diskriminierungen und die Brutalität, und dass sie versuchen, das Erfahrene für andere festzuhalten und in Form der Lebensgeschichte darzustellen. Alle zeugen letztendlich von der Fassungslosigkeit, der Ohnmacht und der Angst, von den erlittenen Traumata, aber auch von Hoffnung, Überlebenswillen und dem Bedürfnis, dass die Dokumentation des so schrecklich Erlebten die jetzigen und kommenden Generationen gemahnen möge, nie wieder das Entstehen eines solchen Regimes zuzulassen. Sie verstehen sich als Versuch, das Nicht-Beschreibbare beschreibbar und nachvollziehbar zu machen, Verständnis in Nicht-Verstehbares zu bringen und einen Beitrag zu leisten für eine friedvolle Zukunft.

Angesichts der Tatsache, dass die Zahl der ZeitzeugInnen immer geringer wird, kommt der Fragestellung nach dem Wie der kritischen Vermittlung des Holocaust an die nachfolgenden Generationen immer größere Bedeutung zu, umso mehr, als die Fakten des Holocaust letztlich nur in ihrer erzählten und kulturellen Rekonstruktion Bestand haben. Durch die Texte, die in unterschiedlichen literarischen Formen persönlich erzählte Geschichte wiedergeben, entsteht ein neuer persönlicher und dadurch auch sehr konkreter und nachvollziehbarer Zugang zu den Geschehnissen. Es gelingt dadurch, die Vergangenheit nicht nur zu re-konstruieren, sondern auch zu re-konkretisieren.

Der Stellenwert, der diesen Zeugnissen neben ihrer Bedeutung als wichtiger zeitgeschichtlicher Quelle zukommt, liegt daher einerseits in der Aufarbeitung des Erlebten für die Betroffenen selbst, andererseits in seiner Funktion als Lehrbeispiel für die Gesellschaft.

Man könnte den Weg der Transformation von erinnertem Schicksal zu erzählter Geschichte bis hin zum kollektiven Gedächtnis als eine Art Brückenschlag zu einem gesellschaftlichen Dialog verstehen, auch wenn es sich bei diesem zwischen den AutorInnen lebensgeschichtlicher Zeugnisse und deren Leserinnen und Lesern um einen zumeist „stummen“ Dialog handelt. So kann diese Publikation dazu beitragen, dass persönlich erlebte Geschichte in das gesellschaftliche Bewusstsein und somit in das kollektive Gedächtnis gelangt.

Die Bedeutung der Dokumentation von Lebensgeschichten für die Betroffenen selbst, aber auch der Möglichkeit, in persönlichen Gesprächen mit MitarbeiterInnen des Nationalfonds über ihr Schicksal zu sprechen, wurde von David Vyssoki, dem ärztlichen Leiter von ESRA¹, folgendermaßen formuliert:

„Der Akt des aktiven Zuhörens kompetenter und interessierter MitarbeiterInnen, die Erhebung der Biografie und der Anamnese sowie deren Dokumentation wird von den Überlebenden als Anerkennung erlebt, als Interesse an ihrem Leid und ihrer Geschichte durch Staat und Gesellschaft. Und gerade dies führt oft zum Aufbrechen der Sprachlosigkeit und des Schweigens als ersten Schritt zu anderen, neuen Bewältigungsstrategien für Überlebende.“⁴²

Erinnerte und in die autobiografische Form der geschriebenen Lebensgeschichte transformierte Vergangenheit kann somit als narrative Bewältigung von Geschichte begriffen werden und bildet darüber hinaus in jedem einzelnen Fall einen wichtigen Markstein im kollektiven Gedächtnis.

Unser Dank gilt all jenen, die uns ihr Schicksal anvertraut und ihre Geschichte erzählt sowie ihre Erfahrungen mit uns geteilt haben und nicht zuletzt bereit waren, diese der Öffentlichkeit im Sinne eines „Nie wieder“ zur Verfügung zu stellen.

Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc, geboren 1959 in Wien, Ethnologin und Judaistin. Stellvertretende Generalsekretärin und wissenschaftliche Leiterin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus. Zahlreiche Publikationen, u.a. über jemenitisches Judentum, zuletzt „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus: Die Lebensgeschichten der Opfer – mehr als eine historische Quellengattung“ (in: War nie Kind, Parlament Transparent 2008), „ÜBER LEBEN. Erinnern im Kontext des Nationalfonds“ (in: Die „Wahrheit“ der Erinnerung, StudienVerlag 2008).

¹Der Nationalfonds hat von Beginn an mit ESRA, einer 1994 gegründeten Initiative zur psychosozialen und sozialtherapeutischen Betreuung von speziell durch den Holocaust traumatisierten Opfern als auch der „zweiten Generation“, eng kooperiert.

²David Vyssoki, Die Bedeutung des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus aus therapeutischer Sicht, in: Nationalfonds (Hg.), In die Tiefe geblickt. Lebensgeschichten, Wien 2000, S. 9.

Lebens- geschichten als Textdenkmäler

**Zu den gesammelten Erinnerungen aus dem Archiv
des Nationalfonds der Republik Österreich**

Mag. Dr. Manfred Müller

I

Der Nationalfonds der Republik Österreich sammelt seit Jahren „Lebensgeschichten“ von Opfern des Nationalsozialismus. Diese Texte sind einerseits ein integraler Bestandteil der Arbeit des Fonds, andererseits und vor allem aber auch Basis einer neuen Sicht auf die Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert. Die individuelle Erinnerung, die hier archiviert wird, hebt sich von der in der offiziellen Geschichtsschreibung über Jahrzehnte etablierten Sicht auf den Zweiten Weltkrieg und das Leben der verfolgten Bevölkerungsgruppen ab; durch die Konzentration auf das private Leben vermag eine Sammlung solcher „Lebensgeschichten“ die persönlichen Perspektiven und den Kriegsalltag der handelnden Personen oft präziser darzustellen als herkömmliche, von historischen Forschungsrichtungen angewendete Methoden.

Der Textkorpus, der aus der langfristigen Sammlungstätigkeit hervorgeht, ist nicht einheitlich. Tagebuchstellen stehen neben Interviewpassagen, Briefe neben autobiografischen Erinnerungen. Allen ist eines gemeinsam: Bruchige Erinnerungen, oft jahrzehntelang verschüttet oder verdrängt, sind hier in Erzählungen gefasst, teils erst aufgrund der Anfrage des Nationalfonds, also sechzig Jahre nach den erinnerten Ereignissen, teils aber auch unmittelbar nach oder gar während der erzählten Begebenheiten.

Aus der Zusammenschau vieler einzelner Stimmen entsteht ein zentraler Bestandteil der Geschichte des „Dritten Reichs“. Den einzelnen Texten kommt dabei eine Funktion zu, die jener der Epitaphien auf mittelalterlichen Grabsteinen vergleichbar ist: Da wie dort stehen Texte über Biografien, schreiben diese fest und fixieren mit den Lebensdaten der Beschriebenen eine Basis für deren Platz im Gedächtnis der Nachgeborenen.

II

Dieses „Festschreiben von Figuren in der Geschichte“ ist darüber hinaus seit jeher eine zentrale Funktion von Literatur, oder, allgemeiner, von jeder Art von Text. Erinnerung wird erst möglich durch eine Quelle, aus der sie sich speist, und durch eine Wissens-Basis, auf die sie sich berufen kann. Das Aufschreiben von Lebensgeschichten ebenso wie das Sammeln von Lebenszeugnissen wird, so besehen, zum integralen Bestandteil einer funktionierenden Erinnerungsarbeit, im Großen ebenso wie im Kleinen.

Ein außergewöhnliches Beispiel für die Verarbeitung von Biografien in literarischen Texten ist der 1990 erschienene Roman „Friedhof der bitteren Orangen“ des Kärntner Schriftstellers und Büchner-Preisträgers Josef Winkler. Darin werden Menschen in den Mittelpunkt gerückt, deren Andenken verschüttet war. Seine „Helden“ sind Personen, von denen die offizielle Geschichte nicht spricht: Verfolgte, Opfer, deren Körper schließlich nackt und ohne Sarg, bedeckt mit einer Schaufel Kalk, in die Gruben eines neapolita-

nischen Armenfriedhofs geworfen wurden. Nicht einmal ein Grabstein mit der schlichten Nennung des Namens und des Todeszeitpunktes wurde ihnen gewährt.

In Winklers Buch ist jedem dieser Toten eine kurze Geschichte gewidmet, in der die Art ihres Todes, ihre Leidensgeschichte, manchmal auch einige Details der Lebensumstände vermerkt sind. Der Roman ist, so der Autor, ein „Buchfriedhof“, in dem die Menschen ein zweites Mal bestattet sind. Einerseits erhalten sie, die lebenslang Verfolgten, auf diese Weise einen endgültigen, virtuellen Zufluchtsort, andererseits und vor allem erfolgt in Winklers Buch das, was in der Geschichtsschreibung fehlt: Das Leben und Leiden der Opfer ist hier festgeschrieben und damit „verewigt“; zuvor verschwiegene, als unwichtig oder unwert beurteilte Biografien werden Bestandteil des Gedächtnisses der Nachgeborenen.

III

Die Auswahl der Texte, die im vorliegenden Band versammelt sind, bildet die formale Inhomogenität der im Nationalfonds archivierten Lebensgeschichten ab: Neben wohl formulierten Auszügen aus Tagebüchern und Briefen stehen Interviewpassagen und kurze Wortspenden. Die Texte haben aber auch vieles gemeinsam: Sie sind aus dem Drang heraus entstanden, das eigene Erleben festzuhalten, die persönliche Geschichte anderen weiterzugeben, einem bestehenden Historienbild die eigene, davon bisweilen abweichende Sichtweise hinzuzufügen. Oft ist der unmittelbare Schreibanlass ein sehr persönlicher, vor allem die Tagebücher sind häufig als Dokumente für die eigenen Kinder gedacht:

Aber die für uns wohl schwerste Zeit unseres Lebens, in welcher sich die Aufregungen und Leiden nur allzu viel anhäuften, machte ein Rückblicken und Niederschreiben von Gedanken, welche Dir einmal die Ereignisse Deiner früheren Jugend wiedererzählen sollen, unmöglich. Also will ich denn jetzt mit wenigen Worten versuchen, das nachzutragen, was Du und wir in diesen 1½ Jahren erlebt haben, bis wir endlich in unserem Zimmer in Shanghai wieder etwas Ruhe, Freiheit und Besinnung gefunden haben. (Elsa D.)

Der Tonfall der Tagebücher ist von der Unklarheit geprägt, wann und wo die Adressaten diese privaten Botschaften tatsächlich zu Gesicht bekommen werden:

Wer weiß, in welchem Weltteil Mädi einst das alles lesen wird. Einst Bürger dieser Stadt, sind wir jetzt nicht mehr hier erwünscht – verfeimt und geächtet, zermartern wir uns das Hirn, in welchem Winkel wir uns wieder ein Heim aufbauen könnten. Es sind schwere, sorgenvolle Tage für Deine Eltern, mögest Du, liebes Kind, nie Ähnliches erfahren und möge Dir eine frohe und glückliche Zukunft beschieden sein. Das wünschen Dir zu Deinem Geburtstag Papi & Mami. (Elke Aufricht)

Die Tagebücher sind demnach einerseits ergreifende, intime Dokumente, andererseits beinhalten sie – speziell durch den Wunsch, den Kindern manche Details zu ersparen – so manche Auslassung:

Heute sind es 7 Wochen, dass wir in Wien leben, es haben sich furchtbare Sachen ereignet, von denen ich aber lieber nicht sprechen will. (Elsa D.)

Dieser private, komponierte Charakter ist es auch, der die Tagebücher und Briefe fundamental von den anderen Texten, die in den vorliegenden Band aufgenommen worden sind, unterscheidet: Deren Adressaten sind in erster Linie erwachsene, an der Geschichte interessierte Menschen. Zudem ist die diesen Texten zugrunde liegende Fragestellung eine andere: Meist geht es nicht um eine Familiengeschichte, sondern um eine in verschiedenen Zusammenhängen gegebene Auskunft zu einem Verbrechen. Während die Tagebücher also als intime Zeugnisse für einen kleinen, privaten Rezipientenkreis konzipiert wurden, sind die Interviews und auf Anfrage entstandenen Aussagen dokumentarische Notizen für ein nicht überschaubares Publikum mit unterschiedlichen Interessen. Viele dieser Texte haben zudem Rechtfertigungscharakter und stellen die Grundlage für eine Entschädigungszahlung dar, was etwa die beiden folgenden Stellen belegen:

Seither leide ich an hohem Blutdruck, bin seit ca. 45 Jahren wegen dieser Krankheit in Behandlung und musste deswegen meinen Beruf frühzeitig aufgeben. Mein Gesundheitszustand ist auf die damaligen Ereignisse zurückzuführen. (Kurt Püringer)

Innerlich sind wir aber nicht gesund geworden. Wir waren immer krank, seelisch krank, und das verliere ich jetzt auch nicht, glaube es mir, das habe ich immer in mir, immer. (Walpurga Horvath)

Ein Merkmal vieler Texte aus dieser zweiten Gruppe ist die zeitliche Distanz, aus der heraus sie entstanden sind. Während die Tagebücher großteils sehr zeitnah geschrieben wurden, die Ereignisse also noch im Gang waren und der distanzierte Blick darauf unmöglich war, haben einige der Autorinnen und Autoren der Interviews und Auskünfte jahrzehntelang geschwiegen:

Nach dem Krieg haben mich ja die Leute vom Ort ausgefragt, sie waren neugierig, aber ich habe kein Wort erzählt. Sie hätten mir obnebin nicht geglaubt. Soll ich es wem erzählen, der dann fortgeht und sagt, er wurde zum Narren gehalten? (Anton Müller)

Die große zeitliche Distanz, aus der heraus die Erinnerungen nun doch, in eine schriftliche Form gefasst, veröffentlicht wurden, bringt es mit sich, dass vieles im Rückblick zusammen-

gefasst wird, manche Details hervorgehoben, andere wohl vergessen oder weggelassen sind. In diese spezielle Form der Zusammenfassung ist die historische Bewertung des Geschehens bereits eingearbeitet, und so münden in manchen Texten intime Erinnerungen direkt in Stellen mit einer deutlich pädagogischen Zielsetzung, die als Unterrichtsbehelfe konzipiert sind:

Als Zeitzeuge bin ich fallweise in Schulen tätig, um darüber zu sprechen – von den ungeheuerlichen, in der NS-Zeit an uns Kindern und Jugendlichen [begangenen Verbrechen]. Der Aufenthalt am Spiegelgrund brachte uns Leid, Schmerz und Tod. Wir waren dem Regime unerwünscht, minderwertig, nicht lebenswürdig. Und ich finde es sehr gut, wenn Menschen [...] mit viel Mühe und Zeitaufwand diese Verbrechen aus der NS-Zeit nie in Vergessenheit bringen und aufzeigen. (Rudolf Karger)

IV

Die Unterschiede, die sich in der formalen Gestaltung, in der zeitlichen Distanz der Entstehung der Texte zum historischen Ereignis oder in der Frage der Adressaten auftun, machen den Textkorpus extrem vielfältig. Das Archiv des Nationalfonds birgt somit eine Quellensammlung, die ihresgleichen sucht.

Die Menschen, die Teile ihrer Lebensgeschichte preisgegeben haben, erzählen immer auch im literarischen Sinn Geschichten. Das bedeutet keine Einschränkung der Glaubwürdigkeit des Gesagten und Geschriebenen, es macht die Texte aber zu mehr als bloß historischem Quellenmaterial: Was hier steht, ist Teil der Kulturgeschichte Österreichs ebenso wie der Geschichte des privaten Lebens im 20. Jahrhundert. Zum einen dokumentieren die Lebensgeschichten im Archiv des Nationalfonds in ihren Ansprüchen, ihrer teils strengen Komposition und dem hohen Anspruch auf Wahrhaftigkeit verschiedenste Erzähltraditionen und Wertmaßstäbe und sind somit literarische Zeugnisse der Ausdrucksweisen und -möglichkeiten verschiedenster Bevölkerungsgruppen und Milieus; an ihrem Beispiel lassen sich Traditionslinien mündlichen und schriftlichen Erzählens ebenso erforschen wie Techniken des Briefe- und Tagebuchschreibens. Zum anderen ermöglichen die gesammelten Texte einen genauen Blick auf die Auswirkungen politischer Ereignisse auf einzelne Individuen und ganze Bevölkerungsteile.

Besondere Bedeutung erhalten die Geschichten jedoch durch den Umstand, dass durch sie der Erinnerung an den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg, die jahrzehntelang in vielen Aspekten eher einem „Tätergedächtnis“ als einem „Opfergedächtnis“ entsprochen hat, eine neue, ausgewogenere Basis erwächst: Den in vielen österreichischen Nachkriegsfamilien präsenten Erinnerungen an den soldatischen Alltag in der Deutschen

Wehrmacht werden so die Lebensgeschichten der Unterdrückten, Vertriebenen, Ermordeten gegenübergestellt.

Nur mithilfe einer, wie Aleida Assmann es ausgedrückt hat, „von Opfern und Tätern geteilten Erinnerung“ kann eine Vergangenheit, die Verbrechen wie jene des Nationalsozialismus beinhaltet, wirksam aufgearbeitet werden. Die Leistung und die Bedeutung des Lebensgeschichten-Archivs des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus liegen im Auffüllen dieser Leerstellen und damit in der Vervollständigung des Geschichtsbildes Österreichs im 20. Jahrhundert.

Mag. Dr. Manfred Müller, geboren 1969 in Zell am See (Salzburg), Germanist. Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Wien, Generalsekretär der Österreichischen Gesellschaft für Literatur (Wien), Lehrbeauftragter am Institut für Germanistik der Universität Wien, Tätigkeiten als Herausgeber, Ausstellungskurator sowie als Konzipient und Moderator zahlreicher literarischer Veranstaltungen. Fachpublikationen hauptsächlich zur österreichischen Literatur nach 1945, u.a. zu Michael Guttenbrunner, Alexander Lernet-Holenia, zuletzt „Reise in die Nachbarschaft. Zur Wirkungsgeschichte der deutschsprachigen Literatur aus der Bukowina und Galizien nach 1918“ (Mithrasg., Wien: LIT Verlag 2009).

Der Holocaust – die systematische Vernichtung von Millionen von Jüdinnen und Juden – sowie die Verfolgung und Ermordung so vieler Menschen aus rassistischen oder weltanschaulichen Gründen sind ein Menschheitsverbrechen, ein Zivilisationsbruch, dem wir noch immer fassungslos gegenüberstehen.

Es ist nicht möglich, das Leid und die Verletzungen der Vergangenheit wiedergutzumachen. Wir können sie nur anerkennen und dafür sorgen, dass sie nicht in Vergessenheit geraten.

Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus ist eine der wichtigsten Institutionen in Österreich, die das Gedenken an die Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust fördern.

Nicht nur durch seine finanzielle Unterstützung von Schulprojekten, sondern nunmehr auch durch die Herausgabe einer Buchreihe mit Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus, die unter anderem an Schulen verteilt wird, trägt er erheblich zu einer aktiven Auseinandersetzung der österreichischen Gesellschaft mit diesem Teil ihrer Vergangenheit bei. Damit unterstützt er auch nachhaltig die Arbeit des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur und des von diesem gegründeten Vereins erinnern.at.

Für diese wertvolle Kooperation bei der Bewahrung der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus gilt dem Nationalfonds großer Dank und wertschätzende Anerkennung.

Mag.^a Martina Maschke
Leiterin der Abteilung für Internationale bilaterale Angelegenheiten
im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur
Obfrau von erinnern.at



Lizzi Jalkio mit
ihrer Mutter
Emmy Katherine
Mahler und ihren
Brüdern Peter
und Henry

Jeder Tag ist ein Abschied

Lizzi Jalkio, USA, geboren 1924

Lizzi Jalkio wurde am 17. Mai 1924 geboren und lebte mit ihren Eltern Georg und Emmy Katherine Mahler sowie ihren Brüdern Peter und Henry in Gmünd, Niederösterreich. Trotz der jüdischen Abstammung der Eltern wurden die Kinder christlich erzogen. Frau Jalkios Vater besaß eine Fabrik, die nach dem „Anschluss“ 1938 arisiert wurde. Um der sicheren Deportation zu entgehen, musste die Familie Gmünd im September 1938 Hals über Kopf verlassen. Ihr erster Weg führte sie nach Wien, wo sie in einer Zweizimmerwohnung in einer Pension Unterschlupf fand.

Georg Mahler versuchte erfolglos, in einem europäischen Land Arbeit zu finden. Die Familie beschloss zu emigrieren und verbrachte Tage mit dem Besorgen aller notwendigen Dokumente in nicht enden wollenden Menschenschlangen vor den verschiedenen Behörden. Endlich gelang es der Familie Mahler, ein Visum für die Dominikanische Republik zu erhalten. Von dort aus kam Lizzi Jalkio mit ihrer Familie 1945 in die USA.

1938, während ihrer Verfolgung und Flucht, schrieb Frau Jalkios Mutter einen Brief an ihre Kinder. Sie wollte, dass sie sich an alles erinnern sollten – ihre glückliche Kindheit in Gmünd, ihr Haus, ihr Familienleben, die Arbeit ihres Vaters. Sie wollte auch ihre eigenen Gefühle erklären, ihre Angst und Traurigkeit darüber, wie sich ihr Leben verändert hat. Durch diesen langen, im Original auf Englisch verfassten Brief, den die Kinder als Erwachsene erhalten sollten, wollte Frau Mahler sich und ihr damaliges Handeln vor ihren Kindern rechtfertigen.

Meine lieben Kinder,

eines Tages wird die Zeit kommen, da ihr beginnen werdet, euer Leben, eure Kindheit und uns, eure Eltern, mit kritischen Augen zu betrachten. Vieles wird anders erscheinen, als es tatsächlich war. Das Haus, in dem wir gelebt haben, der kleine Garten, in dem ihr gespielt habt, gewaltig groß – und so viel Obst, und der Baum, auf den ihr immer geklettert seid, er war so riesig, der Weg zur Schule so weit ...

Ihr hattet alles, was euer Herz begehrte. Ihr wart auch reich. Ihr werdet an den Wald denken, so kühl und schattig, durch den man so weit gehen konnte, bis ans Ende der Welt, ohne das Ende des Waldes zu erreichen. An all das werdet ihr euch einmal erinnern, wenn ihr erwachsen seid. Nur als Kind kann man die Weizenhalme spüren, die über einem zusammenschlagen, wenn man durch die Felder spaziert. Nie wieder wird es so viele glänzende Käfer, so viele bunte Schmetterlinge geben, und mittlerweile sind eure Augen zu weit weg vom Boden, um all die Blumen zu sehen, die da unten wachsen. Irgendwann später, wenn ihr alt werdet, wird das alles langsam zurückkommen.

Ihr wart wirklich glückliche Kinder, weil ihr viel Freiheit hattet. Eure Knie schauten immer aus euren Strümpfen heraus wie Stickmuster. Eure Kleider waren immer voller Schmutz und oft zerrissen. Jeden Abend steckte ich euch in die Badewanne und wusch vorsichtig um eure blauen Flecken herum, aber trotzdem durftet ihr immer alles machen, was euch nicht geschadet hat. Ihr seid über Gräben gesprungen und Treppengeländer hinuntergerutscht. Einmal hat euch ein funkelndes Stück Stein dazu verführt, in der Wand des Kinderzimmers einen Schatz zu suchen, und das Sofa hatte mehr als eine kaputte Feder. Kein Schrank verschlossen, und alle Schlüssel waren verschwunden. Peter probierte sein erstes Messer am Tisch aus. Unser Haus war nicht schön oder ordentlich, aber es war ein wundervolles „Zuhause“.

Wenn jemand von euch krank war, waren das traurige Tage, aber ich glaube, dass sogar eure Krankheiten schöne Erinnerungen waren. Ihr wurdet bemuttert, und kleine Geschenke ließen euch sogar große Schmerzen vergessen. Werdet ihr jemals Weihnachten mit den großen Bäumen und den vielen Lichtern vergessen? Werdet ihr eure Geburtstagstorten mit so vielen Kerzen wie Jahre, die ihr gezählt habt, vergessen? Ihr habt nicht viel bekommen, aber eure größten Wünsche gingen gewöhnlich in Erfüllung.

Manchmal am Abend saßen wir beisammen und besprachen Dinge, die wir an uns nicht mochten, ihr habt hin- und herdiskutiert und seid zum Schluss gekommen, dass alles in Ordnung sei, aber dass ich nicht so oft Kopfweg haben sollte. Ich war sehr glücklich damals.

Heute ist alles anders. Wir werden weggerissen von unserem beschaulichen Mittelstandsleben, was mit uns verhassten, gejagten Tieren passiert, liegt in Gottes Hand. In letzter Zeit habt ihr eure Mutter oft weinen gesehen. Ich habe Angst. Ich habe so schreckliche Angst, nicht um mich, weiß Gott, nicht um mich. Ich kann euch Kinder nicht vor dem beschützen, was jetzt passieren wird. Werdet nicht böse, wenn Leute gemein und gehässig zu euch sind, bitte seid nicht unglücklich, was auch immer geschieht. Wenn euch alle verachten, wenn euch alle schlecht behandeln, werde ich euch dennoch immer lieben. Ihr seid mein Stolz und mein Glück, ihr seid mein Leben, was immer ich tue, ich denke nur an euch. Später wird vieles, das wir heute getan haben, falsch erscheinen, ihr werdet uns Dinge vorwerfen, die ihr versäumt habt, Dinge, die wir anders hätten machen sollen, aber wir haben im Augenblick keine Kontrolle darüber. Was auch immer kommt, es ist nicht unsere Schuld. Wenn ihr in ein paar Jahren erwachsen seid, werdet ihr diesen Brief lesen, es ist ein langer, langer Brief, und alles ist wahr. Falls ich euch manchmal verletzt habe, dann vergebt mir bitte, seid so nachsichtig, wie ich es mit euch war. Dieser Brief ist meine Rechtfertigung, Kinder, seid gütige und wahre Richter.

Eure Mutter

März 1938

Kinder, erinnert ihr euch an unser Haus in Gmünd? Es war ebenerdig und ganz schlecht gebaut. Das Vorzimmer ist ein kleiner Schlauch, es gibt darin kaum Platz für den Spiegel und das Tischchen davor und für meine große Speisekammer, Bibliothek genannt, die ich stolz allen meinen Besuchern zeige. Sie beinhaltet all die Schätze, die im Garten wachsen, Obst und Gemüse, aufbewahrt für den Winter. Das Häuschen war gelb gestrichen, als wir eingezogen sind, obwohl man heute die Farbe nicht mehr erkennen kann, der Weinstock wächst bis zum Dach hinauf. Im Herbst lesen wir die Trauben, und im Frühling ist der kleine Marillenbaum voller Blüten. Der Gartenzaun liegt versteckt hinter Fliederbüschen, und jeder, der vorbeispaziert, bewundert meine Rosen. Sie schauen zu den Fenstern herauf und grüßen. Die Fenster sind immer offen, sogar am Abend, wenn die Lichter an sind. Es gibt keine Vorhänge vor den Fenstern, es gibt nichts zu verstecken. Bei uns gibt

es nichts anderes zu sehen, was es nicht auch in all den anderen kleinen Häusern zu sehen gibt.

Um ins Wohnzimmer zu gelangen, muss man durch die Küche gehen, dann kommt man zum Kinderzimmer, dem „Stall“, unangefochtenes Eigentum der Kinder. Jedes hat seinen eigenen Platz, um seine Schätze zu verstecken. Die Möbel sind übel mitgenommen. Hier spielen sie, machen ihre Hausaufgaben, hier unterhalten die Kinder ihre Freunde. Sogar meine Nähmaschine hat hier einen kleinen Platz. Die Kinder ziehen es vor, den Großteil ihrer Zeit da zu verbringen, wo ich bin, deshalb bin ich in das Kinderzimmer gezogen. Ich gehöre dazu, bin Spielgefährtin, höchste Instanz bei Meinungsverschiedenheiten und werde trotzdem respektiert. Die Kinder gehorchen, sie kommen, wenn ich sie rufe, meine Regeln sind unumstößlich, und meinen Befehlen wird Folge geleistet. Manchmal wird es ziemlich laut, aber der Lärm stört mich nicht. Hier schreibe ich meine Briefe, lese Bücher, immer noch so aufmerksam wie damals, als ich noch ein Kind war. Manchmal vergesse ich, mich um das Essen zu kümmern, aber dann essen wir einfach ein wenig später, es ist nicht so wichtig. Seit Henry in den Kindergarten geht – die anderen sind schon lange in der Schule –, bin ich einsam – es ist zu ruhig im Haus. Ich habe nichts zu tun, und ich werde eine Angestellte meines Mannes, jetzt, da er mich in der Fabrik, deren Direktor er ist, gebrauchen kann. Die Fabrik ist in den letzten Jahren sehr gewachsen, und obwohl die Arbeitslosigkeit in unserer kleinen Grenzstadt sehr hoch ist, fehlt es sehr an brauchbaren Arbeitskräften.

Wenn ich abends nach Hause komme, gibt es viel zu erzählen. Jeden Tag erleben die Kinder so viele Abenteuer, und sie müssen ganz genau wissen, wie mein Büro aussieht und was die Arbeiter gesagt und getan haben. Das neueste Spiel heißt „Fabrik“, und sie wollen alle Tischler und Holzdreher sein.

Ich glaube, die Arbeiter mögen mich. In meiner Abteilung sind hauptsächlich Frauen. Sie haben alle ihre kleinen Sorgen und Probleme, die sie mit mir besprechen. Eine hat ein krankes Kind zuhause, der Mann der anderen trinkt, und wo ein Ratschlag oder ein gutes Wort nicht helfen, hilft mit Sicherheit eine kleine Aufmerksamkeit. Am Saisonende findet ein Fest statt. Es wird getanzt und gesungen, getrunken und gegessen, und alles auf meine Kosten, aber wir haben eine wunderbare Zeit.

Manchmal wird es sehr spät, wenn ich nach Hause komme. Da kann ich dann nicht kontrollieren, ob alle Zähne gut geputzt und alle Ohren gewaschen sind, aber mein erster Weg führt mich immer zu den Kindern. Sie sind im Bett, und es gibt einen großen Aufstand, sobald ich das Licht auszumachen versuche. Danach gibt es noch eine Menge aufgeregter Unterhaltung im Kinderzimmer, die Lichter gehen einige Male an und aus, die Kinder lesen im Bett noch ein wenig, was eigentlich nicht erlaubt ist, deshalb weiß ich davon nichts; endlich, um acht oder halb neun, wird alles still. Wenn ich in der Nacht munter werde, höre ich die Kinder atmen und bin sehr glücklich.

Die Fenster unseres Badezimmers, des größten und luxuriösesten Zimmers unseres Hauses, blicken auf den Obst- und Gemüsegarten, und ein Fenster wird viel verwendet. Durch die Tür zu gehen ist viel zu weit, und ich muss zu meiner Schande gestehen, dass auch ich lieber durch das Fenster klettere. Dann kommt das Esszimmer. Danach folgt der blaue Salon. Er ist hellblau gestrichen und eigentlich ein Gästezimmer und für gewöhnlich belegt. Freunde, die den Zug verpassen, schlafen hier, sie kommen für einen Tag und bleiben eine Woche, man kann sich hier ausruhen. Es ist sehr nett bei uns.

15 Jahre lang war der Garten ein Stück Boden, heute habe ich viele kleine Bäume, und jedes Jahr kommt ein weiterer dazu. Wir haben Hühner und Tauben, Katzen und Hunde. Fast alles hat sich verändert, nur das Gartentor ist gleich geblieben. Es kann nicht verschlossen werden, es hängt immer schief. Jedes Jahr lasse ich es reparieren, aber es hilft nichts, und gerade deswegen liebe ich es am meisten.

Vor dem Haus ist eine Wiese, und morgens, wenn die Sonne scheint, öffnen tausend gelbe Blumen ihre Augen. Ein Stück weiter liegt ein alter Friedhof. Man kann die Gräber kaum noch erkennen. Er stimmt einen gar nicht traurig, wenn das Wetter gut ist, spielen dort die Kinder. Da gibt es die schönsten Blumen, und kleine Bäume lernen zu wachsen, und fünf Minuten davon entfernt liegt der Wald, ebenso schön bei Schnee und Regen und Sonnenschein wie auch geheimnisvoll.

Am Wiesenweg haben meine Kinder laufen gelernt und sich die Knie blutig geschlagen. Am ersten kleinen Hügel, von dem aus unser Haus zu sehen ist, blieb Lizzi am Heimweg stehen und sagte: „Ich bin so froh, hier zu leben, ich habe so gute Eltern hier.“ Jedes Jahr versteckten wir Ostereier unter einem Baum, und die

Kinder schlossen – zuerst ängstlich, später selbstsicher – Freundschaften mit Tieren, Käfern und Schmetterlingen. Es sind gute Kinder, durchschnittliche Kinder, keines übermäßig schön oder übermäßig intelligent, keines hat bemerkenswerte Talente, aber sie lieben Tiere und Blumen und sind glücklich, am Leben zu sein. Wir singen und lachen viel, und die Dinge sind sehr, sehr gut.

Alles verläuft in geregelten Bahnen. Mein Mann hat eine hohe Lebensversicherung. Wenn wir alt sind, werden wir auf unserer Bank in der Sonne sitzen und nichts tun. Wenn Lizzi achtzehn ist, wird sie eine hübsche Summe Geld haben. Sie kann dann entweder etwas anfangen oder heiraten. Sie ist versorgt. Wir haben auch für Peter eine Versicherung. Vielleicht wird er meinem Mann in der Fabrik nachfolgen, aber zuerst sollte er reisen und die Welt kennen lernen. Dafür braucht man Geld, und wir sparen auch für das Jüngste.

Jedes Jahr zu Weihnachten fange ich an, für eine große Reise im Sommer zu sparen. Ich würde gerne Prag oder Berlin sehen oder an das Meer fahren. Aber sobald der Sommer kommt, bin ich bereits so glücklich mit meinen Plänen, dass es eigentlich keinen Grund zu reisen mehr gibt. Ich bekomme Ansichtskarten von meinen Freunden. Ich beneide sie nicht. Zuhause ist es am schönsten.

Mein Mann hat viele Ehrentitel, so wie sie respektierte Leute bekommen, aber er kümmert sich kaum um Politik und mag es nicht, zu irgendwelchen Veranstaltungen zu gehen. Einmal in der Woche spielt er Karten, und manchmal gehen wir ins Kino, das ist alles. Etwas, worum uns jeder beneidet: Wir haben immer das beste und neueste Radio, und jeden Abend kommt die ganze weite Welt zu uns in unser Haus.

Im Radio habe ich auch Schuschniggs letzte Rede gehört, und ich wusste, dass nun alles vorbei war. Unser ganzes bisheriges Leben brach für mich in diesem Moment zusammen. Ich kann mich noch erinnern, dass ich aufgestanden bin und zum ersten Mal die Fenster geschlossen und die Vorhänge zugezogen habe. Nicht nur die Welt hatte sich verändert, sondern auch wir wurden anders, irgendwie krank. Ich glaube, ein Aussätziger muss sich so fühlen, wie wir es taten. Wir kannten das Nazi-Regime aus Erzählungen und wussten, was uns erwartete. Wir dachten, vieles sei übertrieben, aber was wir tatsächlich glaubten, war immer noch genug. Die ganze Nacht über wurde auf der Straße gelärmt und gesungen, wir hätten ohnehin

nicht geschlafen. Wir hörten Radio. Das alles ist nicht allzu lange her, trotzdem habe ich das meiste davon vergessen. War es die Nacht des Fackelzuges, den meine Kinder nicht länger sehen konnten? War es die Nacht, in der die deutschen Truppen und die SA die Grenze überschritten haben? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich meinen Mann anflehte, uns über die Grenze zu bringen, alles zurückzulassen. Mein Gott, Frauen folgen ihrem Instinkt. Aber mein Mann wollte die Fabrik, die er aus dem Nichts aufgebaut hatte, nicht im Stich lassen. Auch nicht die Versicherungen und alles andere. Er verschloss seine Augen und dachte, dass uns nichts geschehen könnte. Hoch dekorierte Frontsoldaten würden anders behandelt. Was würde man uns und unserem untadeligen Leben antun wollen? Es gebe viele Juden, die in Deutschland leben, und denen scheine es ganz gut zu gehen. Wahrscheinlich werde man nicht mehr so viel verdienen, und vielleicht müssten die Kinder in ein anderes Land geschickt werden, aber man müsse gründlich über alles nachdenken. Man dürfe nicht überstürzt reagieren.

Dann kam ein Sonntag, an dem wir ausgingen. Die roten Hakenkreuzfahnen kreischten von den Dächern herab, und die Menschen grüßten sich hilflos mit dem neuen „Heil Hitler“-Gruß. Sie grüßten auch uns, und wir wussten nicht, wie wir antworten sollten. Sie sagten uns, dass nun alles in Ordnung sei. Es würde Brot und Arbeit geben. Eine alte Frau erklärte: „Für uns ist es wirklich ein Glück, dass Hitler in dieses Land gekommen ist, die Nazis hätten uns sonst völlig ruiniert.“ Ein Mann erklärte mir, dass es jetzt endlich Gerechtigkeit geben werde. Jetzt würden Arbeiter endlich arbeiten können, und er werde im Büro sitzen. Ich fragte ihn vorsichtig, ob er denn etwas von dieser Arbeit verstehe. Er antwortete: „Nein, aber ich bin ein langjähriger Illegaler, und das genügt!“ Der nächste Tag war ein Arbeitstag, und wie gewöhnlich gingen wir zur Fabrik. Mir kam vor, dass es diesmal irgendwie nicht so gut nach Holz roch. Ich bildete mir ein, dass die ganze Fabrik wie eine Bierhalle roch. Falls die Begeisterung auch ein wenig abgenommen haben mag, so war die Trunkenheit immer noch da. Der neue Fabriksaufseher, der sich meinem Mann vorstellte – derselbe, der bisher ein Vertrauensmann des vorigen Regimes war und davor ein Vertreter der Sozialdemokraten gewesen war –, stand auf etwas wackeligen Beinen. Plötzlich gab es nur noch „Illegale“. Jeder wollte herumkommandieren. An diesem Tag wurde nicht gearbeitet. Am Abend war ich mit den Kindern zuhause, mein Mann in der Fabrik, als ein Polizist und ein SA-Mann bei mir auftauchten. Wo hätte ich meinen Mann versteckt? Ich würde streng bestraft werden für irgendwelche Lügen. Mein Mann wurde von der Fabrik abgeholt und kam unter Bewachung nach Hause. Dann

wurde das Haus durchsucht und alles von irgendeinem Wert konfisziert. Der kleine Geldschrank, das Sparbuch meines Ältesten, mein Schmuck, unsere wichtigen Papiere, Versicherungspolizzen und alles Geld, das ich zuhause hatte. Sie rissen die Betten auseinander, durchwühlten Bettwäsche und Kleider, und jeder versuchte, sich stärker und besser unterrichtet als der andere zu geben. Beide nahmen mich später zur Seite, und keiner wusste, dass der andere sich bei mir entschuldigt hatte. Sie mussten das tun. Es seien Befehle. Mein Mann müsse sich täglich beim Polizeiposten melden, und dann sind wir wieder allein. Die Kinder wollen wissen, warum sie uns alles gestohlen haben. Lizzi weint um ihre Goldkette, und Henry will seinen Safe zurück. Es waren, glaube ich, zwei Schillinge darin. Das Dienstmädchen fragt, wie sie denn nun bezahlt werden solle? Das Haus sieht aus, als ob Einbrecher da gewesen wären, und wir sind alle wie gelähmt.

Danach räumen wir das Haus auf, bringen die Kinder ins Bett und diskutieren, was als Nächstes kommen würde. Es ist nicht mehr möglich, über die Grenze zu gelangen. Wir können einige Zeit mit unseren Mitteln auskommen. Vielleicht lassen sie uns Milch und Fleisch in Rechnung stellen, bis mein Mann wieder sein Geld von der Fabrik bekommt. Natürlich müssen wir so eisern sparen, wie wir können. Wir müssen das Mädchen entlassen, nachdem ein arisches Mädchen ohnehin nicht für Juden arbeiten darf. Das Mädchen verabschiedet sich unter Tränen. Sie sagt, dass sie nie so ein gutes Leben wie mit uns gehabt habe. Um sie bezahlen zu können, gebe ich ihr Bettwäsche und Kleidung. Sie wird bald heiraten und kann es gut gebrauchen. Einige Tage später ist sie zurück, mit Polizei. Ich könne sie nur dann entlassen, wenn die Partei es erlaube.

Mittlerweile ist der Erste des Monats, und mein Mann wollte sein Gehalt abholen. Sein Geschäftsführer, der 14 Jahre lang für ihn gearbeitet hat, jetzt kommissarischer Verwalter, gibt ihm 200 Schilling mit der Bemerkung, dass Arbeiter mit diesem Gehalt auskommen müssten, deshalb sollte dieser Betrag auch für ihn hoch genug sein ...

Die Woche darauf bekamen alle Arbeiter und Angestellten der Fabrik auf Anweisung der Partei das doppelte Gehalt, auf Kosten der Fabrik. Mein Mann bekam dieses Geschenk ebenfalls, deshalb freuten wir uns in diesem Moment sogar über den Umsturz. Wir bekommen Geld von Wien, das uns arische Freunde leihen. Jeden Tag hört man von neuen Hausdurchsuchungen, aber wir haben kaum mehr etwas zu verlieren.

Viele unserer arischen Freunde bleiben uns treu, einige von ihnen warten in ihrem Parteiauto am Stadtrand auf uns und fahren uns spazieren. Wenn wir durch Ortschaften fahren, ziehen wir die Vorhänge zu. Das Auto ist der einzige Ort, an dem wir reden können. Jeder hat Angst vor jedem. Gesellschaft kommt nur nächstens, und, um nicht gesehen zu werden, durch das Badezimmerfenster. Das Dienstmädchen schläft nicht mehr bei uns, daher können wir es riskieren. Wir sitzen flüsternd im verdunkelten Zimmer. Ein Angestellter meines Mannes, der ihn untertags besucht hat, wird von der Partei ausgeschlossen und gefeuert. Mit meiner Nachbarin habe ich sehr wenig Kontakt. Die Briefe sind in den Büschen versteckt. Sie wagt es nicht, mit mir zu sprechen. Ihr Ehegatte ist ein Angestellter, und sie bangt um ihr tägliches Brot. Die Kinder kommen weinend von der Schule zurück, sie wurden beschimpft und mit Steinen beworfen, sie sind von allen Feiern und Ausflügen ausgeschlossen. Im Unterricht lernen sie, was „Rasse“ bedeutet und welche schrecklichen Leute Juden sind. Da es nur wenige Juden in unserer Stadt gibt, sitzt in jeder Klasse nur ein einziges hilfloses Kind als Beispiel der verkommenen Rasse. Trotzdem müssen die Kinder weiterhin in die Schule gehen. Vielen Lehrern sind diese Bösartigkeiten gegenüber unschuldigen Kindern peinlich, andere denken sich privat einige weitere schmutzige Dinge aus, um ihre Position zu verbessern.

Auf der Straße grüßen uns jetzt nur noch wenige. Die meisten schauen weg, weil sie sich schämen. Sie waren alle gute Bekannte. Oft hört man Beschimpfungen, und ich vermeide es, die Kinder mit nach draußen zu nehmen. Sie sollen das nicht hören. Man geht ohnehin nicht gerne raus. Man will nicht zeigen, was und wie man fühlt. Man wagt es nicht, jemandem ins Gesicht zu sehen, und oft höre ich Tratsch, dass jemandem aufgefallen sei, wie eingebildet ich sei, ich würde nicht einmal zurückgrüßen. Ich sehe keine Grüße mehr, ich sehe keine Gesichter mehr, ich sehe nur mehr das Parteiabzeichen.

Unterdessen wird die Fabrik „arisiert“. In anderen Worten, sie wird den ehemaligen Eigentümern um einen lächerlich niedrigen Preis weggenommen. Nicht einmal diesen kleinen Geldbetrag bekommen sie, aber sie müssen zustimmen, weil sonst die Partei irgendeinen Grund finden würde, die Eigentümer in ein Konzentrationslager zu schicken. Deshalb versucht jeder „Nichtarier“, seine Fabrik so schnell wie möglich zu verkaufen, zu „arisieren“. Mein Mann fährt jede Woche nach Wien, um Käufer zu finden und zu verhandeln, an den übrigen Tagen ist er nach wie vor in der Fabrik. Er will, dass die Fabrik, sein Lebenswerk, in einem ordentlichen Zustand an

seinen Nachfolger übergeben wird. Ein lächerliches Unterfangen. Die vielen neuen Vorschriften, die Georg bis in die Nacht hinein studiert und die niemand versteht. Die Preiskontrollverordnungen, die verbieten, dass die Preise steigen, und dadurch jegliche Kalkulation unmöglich machen, der rasche Anstieg von Materialkosten, die ständigen Versammlungen und Luftschutzübungen, die vielen Geheimbestimmungen, die der kommissarische Verwalter sehr vertraulich behandelt, die ihm aber mein Mann zu erklären versuchen muss, der Urlaub, den unersetzliche Arbeiter nun nehmen, die bürokratische Überorganisation von offiziellen und inoffiziellen Ämtern, die nun plötzlich jeder innehat. All das macht jede ordentliche oder vernünftige Arbeit unmöglich. Der einzige Weg zu einem erfolgreichen Unternehmen sind gute Beziehungen zur Partei.

Georg läuft mit einem stoischen Gesicht herum. Jeden Tag kommt er ein Jahr älter nach Hause. Ich wage es nicht, ihn irgendetwas zu fragen. Wir waren uns nie so nahe wie jetzt, aber keiner weiß, was der andere denkt oder fühlt. Was haben die Kinder gedacht, die als Christen erzogen wurden und nicht mehr in die Kirche gehen dürfen? Wir hüteten uns, darüber zu sprechen oder Fragen zu stellen, und ich weiß es nicht mehr. Wir bemühten uns alle sehr, uns nichts anmerken zu lassen, uns taten die anderen so leid, dass wir uns selbst darüber vergaßen, und dadurch war es nicht so schlimm. Außerdem ging auch alles so schnell. Eines Tages kam der Pfarrer zu uns, um uns zu versichern, dass es in der Kirche keine Rassentheorien gebe, sondern nur Christen. Es sei in Ordnung, dass der Arierparagraph uns vom Tierschutzverein fernhalte, aber die Kirche könne nicht verboten werden, und mein Mann müsse um der Kinder Willen weiterhin Mitglied der evangelischen Kirche bleiben. Er schlug vor, dass unser Sohn Pfarrer werde, weil die Rasse dabei keine Rolle spiele. Einige Tage später kam er in der Dunkelheit, um uns zu bitten, doch nicht in die Kirche zu kommen. Langjährige Freunde sind auf einmal hohe Parteimitglieder und kennen uns nicht mehr. Es passiert auch, dass ein Parteimitglied ausgeschlossen wird, weil sich herausstellt, dass er eine jüdische Großmutter oder Urgroßmutter gehabt hat, was eine schreckliche Schande ist. Da ich in der Tschechoslowakei geboren bin, wird mir ein Familienstammbaum mit arischen Großmüttern zum Kauf angeboten. Ein brandneues Verkaufsprodukt, das äußerst populär zu sein scheint.

Endlich ist ein Käufer für unsere Fabrik gefunden. Ein ehemaliger Konkurrent erklärt sich bereit, die Fabrik zu übernehmen, aber nur für den Fall, dass mein Mann,

dessen Arbeit unentbehrlich und lebenswichtig scheint, die Führung des Unternehmens behält. Die neuen Eigentümer kommen nach Gmünd, einer ist „Obersturmführer“ der SA, sie essen mit uns, und danach verhandeln sie mit der Kreisleitung der NSDAP, von der sie eine schriftliche Zusicherung verlangen, dass mein Mann die Leitung der Fabrik ohne Hindernisse behalten kann. Der Kreisleiter erklärt, dass es nicht die Politik der Partei sei, ein solches Versprechen schriftlich festzuhalten, aber dass er uns sein Ehrenwort gebe, dass mein Mann als unabhkömmlich und außerdem als alter Frontoffizier die erforderliche Zeit ohne jede Einmischung in der Fabrik arbeiten könne und dass er und seine Familie den vollen Schutz der Partei genießen würden. Einige Tage später steht auf einem Schild auf der Fabrik: „Arischer Betrieb“, und auf einem weiteren an meinem Gartentor: „Hir wohnen Juden.“ Die falsche Schreibweise ärgert mich noch mehr.

Mein ganzes Leben ist jetzt warten. Wenn die Kinder weg sind, warte ich besorgt auf ihre Rückkehr. Einmal kommt der Kleinste mit einer blutigen Nase nach Hause. Ein Stein hat ihn getroffen. Er bittet mich, könnte er vielleicht nicht mehr Henry genannt werden, weil das mache ihn zu einem Juden, und er wolle kein Jude mehr sein. Ich warte auf die Älteren, die oft atemlos nach Hause kommen, weil sie von einer Gruppe Jugendlicher gejagt worden sind. Ich warte auf meinen Mann, der von Wien zurückkommt, nicht im Auto, sondern zu Fuß, mit schweren Koffern. Es ist ein Spießrutenlauf die kleinen Reihenhäuser entlang. Jedes Fenster grinst verachtungsvoll, und die Fahnen drohen noch mehr. Uns ist nichts passiert, wir haben nur beobachtet. Ein kleiner, alter Bauer, der blutig durch die Stadt gehetzt wurde mit einem Schild um seinen Hals: „Arisches Schwein, kauft bei Juden ein.“ Eine weinende Frau, sie haben ihren Mann abgeholt, um ihn ins Konzentrationslager zu schicken. Die Kinder sahen ihn zuletzt bewacht auf dem Weg zum Bahnhof. Die Fenster des Arztes wurden mit Steinen eingeschlagen, die Tür des Rechtsanwaltes wurde während der Nacht zugenagelt. Er konnte zwei Tage lang nicht hinaus auf die Straße. Die ersten Vertreibungen beginnen. Guten Freunden von uns, wohlhabenden Leuten, gehört das größte Lebensmittelwarenhaus des Bezirks. Ich glaube, der Urgroßvater gründete das Unternehmen. Sie sind mit jedem befreundet. Es sind große, blonde Leute, aber sie sind vollkommen jüdisch. Ihr Geschäft ist eine Goldgrube, und der Bäcker von nebenan, nun ein Kreisleiter der NSDAP, will das Geschäft. Die Besitzer wollen nicht verkaufen. Sie haben hier ihr Heim, ihre Felder, sie hängen an ihrem Zuhause. Sie haben viele Freunde und glauben, dass ihnen nichts passieren kann. Am nächsten Tag hat das Geschäft einen

provisorischen Verwalter, weil plötzlich so genannte rückständige Steuerverpflichtungen entdeckt wurden. Die Besitzer müssen das Haus augenblicklich verlassen und stehen mittellos auf der Straße. Später wohnten sie bei Freunden und bekamen ein paar ihrer persönlichen Habe zurück. Jetzt sind sie in Wien. Wovon sie jetzt leben, weiß ich nicht.

Inzwischen kommt jede Woche in der Nacht ein Arbeiter vorbei, um mich zu warnen. Ein ehemals entlassener Arbeiter will meinen Mann ins Konzentrationslager bringen lassen. Ich solle dafür sorgen, dass er nicht nach Gmünd zurückkommt. Der Pfarrer warnt mich ebenfalls, und der Kreisleiter der NSDAP erklärt nun, dass die Fabrik, die jetzt Munitionsbedarf herstellt, „judenrein“ gemacht werden müsse. Er könne sich nicht erinnern, jemals ein Versprechen abgegeben zu haben. Mein Mann wird nach Wien gerufen, aber nicht, um entlassen zu werden. Er muss auf die neue Regierung schwören. Der General, der ihn unter Eid verpflichtet, die Staatsgeheimnisse vertraulich zu behandeln, erklärt, gegen den Protest meines Mannes – falls es keine rassischen Hindernisse gebe –, dass seine Abstammung völlig irrelevant sei, man brauche anständige Waren, so wie die, die man von ihm bekommen habe. Später besuchte er meinen Mann in seinem Büro in Wien, wartete auf eine Gelegenheit, allein mit ihm zu sprechen, und sagte wörtlich: „Es tut mir leid, ich kann Ihnen überhaupt nicht helfen, ich weiß gar nicht, ob ich nicht vielleicht selbst schon morgen in einem Konzentrationslager sitzen werde, aber ich schäme mich, Deutscher zu sein.“ Mein Mann kommt wieder zurück, und ich liege viele Nächte lang wach und warte. Die Kinder atmen ruhig in ihren Betten, sie schlafen. Mein Mann schläft nicht, ich höre es. Er wartet, so wie ich, ob sie kommen werden, um ihn abzuholen, heute, in dieser Nacht, so wie gestern der kleine Schuhmacher, der kein Verbrechen begangen hat, aber Jude ist, so wie letzte Woche der Bankier, ihm ist nichts passiert, aber ich glaube, während einer solchen Nacht hat er sich schließlich entschlossen, seine Arbeit aufzugeben. Eines Morgens erklärte er mir, dass er nach Wien fahren werde, um für ihn einen Ersatz zu suchen, und ich blieb allein in Gmünd.

Mein Dienstmädchen hat inzwischen aus meinem Haus hinausgeheiratet. Ich habe ihr den Kranz angesteckt, ich habe ihr beim Nähen ihres Kleides geholfen, wie es auf dem Land der Brauch ist. Ich habe ihr eine große Hochzeitstorte gebacken. Jetzt ist sie eine Hausfrau und braucht viele Sachen. Plötzlich stellt sie viele Forderungen. Sie sollte noch Urlaub bekommen, und einige Sonntage habe

sie sich nicht freigenommen. Ihr fallen viele weitere Dinge ein, so gehöre ihr ein großer Teil meiner Kücheneinrichtung, und weil Juden keine Rechte hätten, sei sie im Recht. Woher kommen plötzlich all diese schrecklichen Menschen? Schließlich habe ich sie alle gekannt. Wir haben an sonnigen Tagen gemeinsam Kinderwägen geschoben, wir haben gemeinsam unsere Kinder besucht, als sie mit Scharlach im Spital gelegen sind, wir haben Rezepte ausgetauscht und uns beim Pilzesuchen im Wald getroffen. Es waren Leute wie ich. Heute sind sie wilde Tiere. Ich habe Angst vor jedem Einzelnen von ihnen. Auf einmal ist es verboten, zum Friseur zu gehen, also schneide ich den Buben die Haare selbst. Es ist verboten, in diesem oder jenem Geschäft einzukaufen, und Arbeiter bringen im Dunkeln Güter des täglichen Bedarfs ins Haus. Die ersten Flüchtlinge aus dem Sudetenland kommen nun über die Grenze. Wovon flüchten sie? Seit 15 Jahren lebe ich an der Grenze, und niemals hat es Probleme oder Verfolgungen gegeben. Die Grenze ist besetzt. Abends hört man schwere Schritte auf der Straße. Die Grenzwatche, der Schuhmacher, der Tischler und der Bäcker, alle gehen, um ihr Vaterland zu beschützen. Und dann, spät am Abend, kommt ein Polizist, um mich noch einmal zu sehen. Er wisse mit Sicherheit, dass wir in drei Tagen deportiert werden würden, wegen Spionagegefahr, und er ertrage es nicht, dies mit ansehen zu müssen, wir sollten so schnell wie möglich abreisen. Ich schicke die Kinder, um alle anderen betroffenen Familien davon zu unterrichten, und wir alle packen in fieberhafter Eile. Wir alle wissen, dass es keine Rückkehr geben wird. Wichtige Papiere sind zu verstauen, Briefe müssen verbrannt werden. Lediglich das Allernotwendigste kann mitgenommen werden, was wir tragen können. Und an einem Samstag Nachmittag um zwei Uhr schließt sich das Gartentor hinter uns zum letzten Mal. Damals dachte ich, dass ich nie wieder fähig sein würde zu lachen oder zu weinen. Ich dachte, ich würde gefühllos in die weite Welt hinausgehen. Das war sehr dumm. Ich hatte ja meine Kinder dabei. Am Bahnhof versammelten sich fröhliche und singende sudetendeutsche Truppen. Der Zug war überfüllt, und um 0:30 Uhr, sechs Stunden später, waren wir in Wien.

Wir kommen sehr müde und in gedämpfter Stimmung in Wien an. Georg wartet am Bahnhof auf uns. Es tut gut, wieder vereint zu sein. Er hat mittlerweile eine Wohnung gesucht und gefunden, zwei Zimmer mit Küchenmitbenützung. Es ist ein tiefer Fall. Wir schlafen nicht alleine in den Betten und liegen überkreuzt, wenn wir in der Früh munter werden, aber ich habe die netteste, klügste Vermieterin der Welt. Von ihr lerne ich, auf jeden Groschen zu achten, dass ein wenig zusätzliches Wasser dem Essen nicht schadet und es viel billiger kommt, und ich lerne von ihr

viele kluge Worte, Sprüche, die ihre Großmutter immer gesagt hat und die all die Weisheit und den Humor der jüdischen Rasse in sich tragen. Sogar die jüdische Großmutter hat also etwas Gutes.

Wir bemühten uns mit fieberhafter Eile um unsere Ausreise. Durch Zufall kommen wir in die Dominikanische Republik. Deren Wiener Vertreter ist gleichzeitig ein Geschäftsfreund meines Mannes. Zufällig hat der Sohn der Vermieterin genau an dem Tag, an dem wir bei ihr eingezogen sind, das Schiff dorthin genommen. In einer alten Zeitung finde ich eine Beschreibung des Landes. Wir beantragen ein Einwanderungsvisum. Gleichzeitig registrieren wir uns für die Vereinigten Staaten. Mein Mann versucht, in allen möglichen europäischen Ländern Arbeit zu bekommen, alles misslingt. Georg bekommt einen Vertrag als Manager einer jugoslawischen Fabrik, das scheitert ebenfalls, weil die Regierung keine Arbeitserlaubnis erteilt. Einer schwedischen Firma, die mit meinem Mann verhandelt, brennt die Fabrik nieder, mein Mann bekommt aus fast allen europäischen Ländern Angebote, aber irgendwie geht alles schief. Nur Santo Domingo bleibt übrig. Wir verbringen unsere Tage auf der Straße. Wir stehen beim Passamt an, beim Rathaus, beim Finanzamt, etc., etc., etc. So viele Formulare sind auszufüllen, zu unterschreiben, es scheint, als ob uns jemand mit allen Mitteln von der Ausreise abhalten wollte. Wir haben bereits die Schiffskarten, müssen sie gegen einen späteren Termin tauschen; und ich habe das starke Gefühl, dass wir niemals rauskommen werden, falls wir nicht noch dieses Jahr fahren.

Die Kinder sind wieder in der Schule, nur Lizzi, die 14 ist, bleibt zuhause. Die Kinder gehen trotz meines energischen Protests in eine arische Schule. Der Schuldirektor erklärt, dass die Kinder Christen seien und in eine arische Schule gehören würden, da ja beide Eltern Christen seien. Wie auch immer, nicht einmal mein Vater war dem Glauben nach jüdisch. Ich versuche, ihm die Rassenfrage zu erklären. Zu diesem Zeitpunkt verstanden in Österreich anscheinend nur die Juden die Antwort. Peter kommt jeden Tag mit neuen Problemen heim. Er muss einen Aufsatz darüber schreiben, wie ein Hitlerjunge seine Freizeit verbringt, oder warum Hitlers Machtübernahme die glücklichste Zeit seines Lebens war, oder zum Thema: „Wie mein Vater jetzt Arbeit bekommen hat“, etc., etc., der Kleinste fängt an, mit „Heil Hitler“ zu grüßen, mit unsicherer Hand lernt er, wie man ein Hakenkreuz zeichnet. Ich spreche abermals bei der Stadtschulbehörde vor, dieses Mal überzeuge ich den Mann erfolgreich davon, dass wir laut den neuen Gesetzen als Juden gelten, und die Kinder werden bei einer jüdischen Schule angemeldet.

PERSONENBESCHREIBUNG	
Beruf <i>Private</i>	Ehefrau
Geburtsort <i>Mähr. Kärnt. Stadt</i>	
Geburtsort <i>8. II. 1897</i>	
Wohnort <i>Wien</i>	
Gestalt <i>mittel</i>	
Gesicht <i>oval</i>	
Farbe der Augen <i>braun</i>	
Farbe des Haars <i>braun</i>	
Besond. Kennzeichen <i>/</i>	

KINDER		
Name	Alter	Geschlecht
<i>Peter Maximilian Mahler</i>	<i>30.8.1923</i>	<i>männlich</i>
<i>Karin Robert Thoma</i>	<i>19. III. 1932</i>	<i>männlich</i>

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenstehende Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Wien den **23. Sep. 1938**
Mahler

PERSONENBESCHREIBUNG	
Beruf <i>Fabrikdirektor</i>	Ehefrau
Geburtsort <i>Wien</i>	
Geburtsort <i>30. IV. 1893</i>	
Wohnort <i>Wien</i>	
Gestalt <i>mittel</i>	
Gesicht <i>oval</i>	
Farbe der Augen <i>grün</i>	
Farbe des Haars <i>schwarz</i>	
Besond. Kennzeichen <i>/</i>	

KINDER		
Name	Alter	Geschlecht

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenstehende Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Wien den **26. Sep. 1938**
Mahler

Die Reisepässe von Georg und Emmy Mahler vom September 1938

Lizzi Jalkios Eltern Georg und Emmy in den USA



Diese Schule liegt in einem anderen Bezirk, und der Weg dorthin ist lang. Jeden Tag werden die Kinder hingebacht und abgeholt. Lizzi und ich teilen uns diese unangenehme Aufgabe. Dass es so schrecklich kalt ist, wäre nicht so schlimm, trotz der Kälte macht es uns die Hitlerjugend höllenheiß. Die Blüte der heutigen deutschen Jugend verübt hier ihre Heldentaten. Sie lauern den Kleinsten auf, die von der jüdischen Schule kommen, bewaffnet mit Stöcken, um sie zu schlagen und zu erschrecken. Es ist so schlimm, dass der Direktor, der selbst Nationalsozialist ist, regelmäßig die Polizei rufen muss, um diese Banden zu verjagen.

Da ich die Wintersachen nicht mitbringen konnte, sind meine Kinder nicht warm genug angezogen. Sie bekommen die Grippe und bleiben einige Woche lang zuhause. Mein Mann steht täglich bei diesem oder jenem Amt Schlange. Ich beginne zu lernen, was es zu lernen gibt. Ich lerne Handschuhe zu nähen, ich lerne, elegante Kleider zu stricken, ich nehme Kochstunden, lerne Autofahren, und weil ich sehr fleißig und vielleicht auch fähig bin, lerne ich in kurzer Zeit eine verblüffende Menge. Wer weiß, wie ich in einem fremden Land Geld verdienen werde.

Aus Gmünd bekommen wir die Nachricht, dass unser Haus, unsere Möbel, sogar Kleidung und Wäsche von der Partei beschlagnahmt worden sind. Angeblich soll ich Schulden hinterlassen haben, die jetzt damit gedeckt wurden. Erscheint merkwürdig, ich soll sie dem jüdischen Greißler geschuldet haben, der vor Monaten nach Übersee gereist sei. Es sei keine Adresse ausfindig zu machen. Diese Lüge war nicht einmal gut erfunden. Das kleine Geschäft hatte es ungefähr ein Jahr lang gegeben, und gelegentlich habe ich Kleinigkeiten gekauft, natürlich gegen Bezahlung, aber in so kurzer Zeit hätte ich, egal wie sehr ich mich angestrengt hätte, keine Schulden von über 1.000,- Schilling machen können. Wir versuchten sehr vorsichtig nachzuforschen und fragten auch den Pfarrer, was wir nur machen könnten, aber wir erfuhren, dass die meisten unserer Sachen schon früher weggebracht worden waren und dass wir seiner Ansicht nach den Verlust akzeptieren sollten. Zu meinem Glück zog zu der Zeit eine meiner Freundinnen nach Wien. Sie brachte meine Nähmaschine wie auch die ihre und einen Koffer mit Winterkleidung und eine Menge Küchengeräte. All das ist jetzt in Wien, und wir begrüßten freudig jedes Stück. Die Winterbekleidung war dringend nötig. Es war schrecklich kalt. Die Zeit ist irrsinnig schnell vergangen. Im Herbst sind wir nach Wien gekommen, die Kinder brachten bunte Blätter nach Hause, und wir bastelten einen Kranz um den Lampenschirm herum. Jetzt haben sie am Balkon einen Schneemann gebaut. Dieser Balkon musste den Garten ersetzen, und die Wiese und die Straße. Oft gab es ein Verbot für Ju-

den hinauszugehen, und die Kinder brauchten frische Luft. Ansonsten glaube ich, waren sie ziemlich zufrieden. Sie spielten „arm“, und ich werde nie vergessen, wie sie über die Gans lachten, die ich nach Hause gebracht hatte und die eine Woche für uns gereicht und uns trotzdem satt gemacht hat. Das Ende dieses guten Tieres wurde in einem Gedicht festgehalten, das die Kinder geschrieben haben. Es endete mit der Mutter, die die Knochen auf die Lampe hängte, einen Topf Kartoffeln darunter stellte, und jeder durfte an den Knochen riechen.

Wir sind sehr knapp bei Kasse. Georg hat Ansprüche bei seiner Firma, aber es ist unmöglich, diese zu bekommen. Ein Urgenzbrief meines Mannes endet in einem Telefonanruf des neuen Eigentümers der Fabrik. Er verbiete sich die fortwährende Belästigung, er werde dafür sorgen, dass mein Mann keine Zeit mehr habe, im Konzentrationslager weitere Briefe zu schreiben. Meine Vermieterin, die das Telefongespräch mithört und die Angst in meinem Gesicht bemerkt, fragt sofort: „Er droht mit dem Konzentrationslager, schuldet er Ihrem Mann Geld?“ Sie weiß nicht, dass dieser Mann andere Gründe hat, böse auf uns zu sein. Als der Mann in Gmünd war, um die Fabrik zu besichtigen, war er Gast in unserem Haus. Er aß mit uns, und ich bin eine gute Köchin. Bald fühlte er sich ziemlich wohl. Er verlangte Wein und erklärte, dass ihm der Besuch bei uns nicht schaden könne. Er habe in der Partei einen zu hohen Stand. Unter seinem Schutz kommen auch weitere Angestellte der Firma, es wird gelacht und gescherzt, und wie auch früher mancher Gast die Zeit bei uns zuhause vergessen hatte, passierte das auch ihm, und es ist zwei Uhr früh, als er geht. Am nächsten Tag wird er vom Kreisleiter der NSDAP zu sich zitiert. Dieser bittet ihn um eine Erklärung. Er sei völlig im Bilde. Er wisse, was gegessen und getrunken und gesprochen wurde; er solle sich rechtfertigen. Auf seine entrüstete Frage, ob sie ihn überwacht hätten, bekommt er die Antwort, nicht er, aber mein Mann, der möglicherweise ein Kommunist sei. Irgendwie redete er sich heraus, für ihn hatte der fröhliche Abend keine ernsthaften Konsequenzen, aber er ärgerte sich deswegen über uns. Vielleicht, weil er nach dem Wein enthüllte, dass er das Pech gehabt habe, bei der Ahnensuche auf einen Urgroßvater zu stoßen, der den nicht sehr arischen Namen Jakob Deutsch getragen hat.

Endlich bekommen wir das Visum für die Dominikanische Republik. Ich weiß das Datum nicht mehr, aber ich weiß, dass es ein Freitag war; und dass wir noch am selben Tag die Karten bezahlen gingen. Ein Verwandter half uns aus, die Nähmaschine wurde verkauft, das Geld war da. Seit diesem Tag scheint die ganze Zeit in Wien verschwommen zu sein. Nichts ist wirklich wahr. Jeder Tag ist ein Abschied. Die hässlichen Schilder

an den Geschäften tun nicht mehr wirklich weh. Man sieht sie, aber bald wird man sie nicht mehr sehen. Ein Ausflug in den Wienerwald, die Nacht, das Scheinwerferlicht machen alles noch unwirklicher. Der Abschied von meinem Vater, der am Friedhof liegt, der edelste und beste Mensch von allen, die auf Erden gelebt haben, und der, mein Gott, dafür werde ich dir immer dankbar sein, dies nicht erleben musste. Ich besuche meine alten Tanten, die hoch oben im vierten Stock in einer abseits gelegenen Straße wohnen, weit weg vom Umsturz und den Ereignissen der Zeit. Sie lesen keine Zeitung mehr, sie wissen nichts von den Judengesetzen. Sie kommen und gehen, wie es ihnen passt, in Geschäfte und Kaffeehäuser. Sie wissen überhaupt nichts von all dem, und sie befolgen keine Vorschriften; und bis jetzt ist ihnen noch nichts passiert. Die eine versteht nicht, warum ich weg will, sie weiß nur, dass sie alt ist und mich gern hat. Ich muss ihr versprechen, zurückzukommen. Sie bittet mich mit der zitterigen Stimme, die ich so mag und die einmal Tausende in der Oper bezaubert hat: „Ich werde dich wiedersehen, du wirst bestimmt zurückkommen.“ Ich versprach alles. Ich küsste ihre Hände. Ich werde sie nie wiedersehen.

Wir bekamen das französische Visum nicht. Nur ein Reisevisum für zwei Tage, also sind wir dazu verurteilt, ein Monat länger als erwartet in Wien zu bleiben. Alles ist ziemlich traurig. Wenn es sehr kalt wird, gehen die Kinder mit einer Einkaufstasche, um Kohlen zu kaufen. Und ich verlasse jeden Tag das Haus mit vollen Einkaufstaschen. Ich verkaufe Geschirr, Bücher, alles, was entbehrlich ist. Es ist die Zeit des Mordes an Ernst [vom] Rath [deutscher Botschaftssekretär] in Paris. Ich habe den 10. November in Wien miterlebt, und auch wenn es im fremden Land schrecklich sein sollte, Kinder, nach diesem Tag scheint nichts mehr schrecklich und unerträglich sein zu können.

Erinnert ihr euch, es war ein kalter, sonniger Tag. Ich ließ euch nicht in die Schule gehen. Die Zeitungen waren voll mit Anschuldigungen. Alle Juden seien schuldig und sich ihrer Schuld bewusst. Man sah sie die Häuser entlang schleichen, wir hatten alle Angst. Am Morgen ging ich zu meinem Kurs, die Straße war um diese Zeit ruhig. Eine Stunde später, am Nachhauseweg, war alles anders. Auf der Straße waren schreiende Menschenhorden. An einer Ecke wurde eine Gruppe übel zugerichteter Juden in eine Nazi-Zentrale getrieben. In der nächsten Straße wurden Geschäfte geplündert, Fenster gingen klirrend zu Bruch, und ich habe Angst, weiterzugehen. Ein Stück weiter vorne läuft eine junge Frau über die Straße. Sie hält ein kleines Kind an der Hand. Sie hat die andere Straßenseite noch nicht erreicht, als eine Burschenmeute über sie herfällt. Sie schlagen auf die Frau ein, die schreiend weiterläuft, das Kind immer noch an der Hand. Ein Mann

stolpert vorbei, sein Gesicht ein blutiger Fleischklumpen. Er kann sicher nichts sehen, Blut läuft in seine Augen. In der nächsten Straße brennt der Tempel. Ich bleibe an der Ecke stehen, kann nicht weitergehen. Dann beginnt eine dicke Frau ein Gespräch mit mir, und ich gehe mit ihr heim, unter dem Schutz ihres großen Parteiabzeichens, ich lasse sie erzählen, dass sie auch den Tempel in ihrem Bezirk angezündet hätten und dass es den Juden recht geschehe, ich schlüpfe durch die Tür und bin zuhause. Inzwischen läutet das Telefon. Eine Freundin ruft an, sie hätten gerade ihren Mann abgeholt, ich solle meinen Mann verstecken. Mein Gott, wo? Ein alter Mann kommt zu uns, sie haben gerade seinen Sohn vor seinen Augen niedergetrampelt. Von unserem Fenster aus sieht man die Straße. SA-Truppen ziehen von Haus zu Haus. Sie führen Gruppen von zehn bis fünfzehn Männern in die Parteizentrale. Ich beobachte, wie sie in das Haus gegenüber der Straße gehen, sie kommen zum Nebenhaus, dann höre ich Schritte im Stiegenhaus. Ich glaube, ich habe meinem Mann ein Stück Brot in die Hosentasche gesteckt, „Auf Wiedersehen, Georg, irgendwie werde ich dich herausbekommen“, und dann wurden die Schritte leiser, und niemand kam zu uns.

Man hat viel Leid gesehen und von viel Leid gehört in den nächsten Tagen. Wir waren vier Familien in den kleinen Wohnungen. Viele Menschen wurden verschleppt und tauchten später irgendwie, irgendwo unter. Man wurde vor Furcht so klein, dass man am kleinsten Ort Platz hatte.

Einige Tage später zahlte die Firma einen kleinen Teil von Georgs Ansprüchen aus. Ich weiß nicht, warum. Ich denke, jeder fühlte sich irgendwie verantwortlich für das Elend, und jeder wollte sein Gewissen beruhigen. Ich habe von mehreren ähnlichen Fällen gehört.

In letzter Zeit geht es uns etwas besser. Wir haben wieder genug zu essen, wir haben ein warmes Zimmer, wir konnten sogar die nötigen Sachen für die Reise kaufen. Wir schickten unser Gepäck nach Bordeaux, und in der Zeit bis zu unserer Abreise lebten wir wie Zigeuner ohne Bettwäsche, ohne Geschirr, wie auch immer es ging. Zu Weihnachten hatten wir einen winzig kleinen Baum mit Lichtern, und ich habe einen Tannenzweig aufbewahrt, ich werde ihn mit in das fremde Land nehmen. Auf Wiedersehen, Heimat, schöne, geliebte Heimat. Meine Großeltern haben hier gelebt und sind hier begraben, meine Eltern haben auch Deutsch gesprochen und haben dich geliebt, und wir sind hier aufgewachsen. Menschlicher Wille kann uns von hier vertreiben, kann uns aber niemals unser Vaterland nehmen. Mit Gottes Hilfe werden wir dich einmal wiedersehen.

zusammen, daß im Mai, Juni die großen Verhaftungen
und Deportationen in die großen Internierungslager
begannen, denen Dein Vater nur dadurch entkommen
konnte, da er außer dem kürzeren Weg ins Büro, wohin
ihnen immer in den kritischen Tagen bringen und
abholen würde, überhaupt nicht auf die Straße ging.
Nach der Entlassung von Onkel Rudi im Juli und an-
 vorher versuchten wir alles nur Erdenkliche um nach-
 irgend einem Land der Erde auszuwandern zu
können. Wir bemühten uns gemeinsam mit Onkel Rudi
um einen Eisenposten nach England und sich
dort in Flüge zu setzen. Gegen September glückte es
sowohl R. als auch uns die Verbindung mit einer engl.
Verhaft anzuknüpfen, so daß wir auch Aussicht
hatten, bald nach dort zu kommen. Da ereignete
sich im Anfang November das furchtbare Attentat eines
jüdischen Jungen auf einen deutschen Gesandtschafts-
beamten in Paris, welches wie später fest steht
würde, von der deutschen Propaganda selbst ins-
zeniert wurde und die furchtbaren Vorgänge des
10./11. hatten ihre Ursache. Onkel Rudi wurde

Welche Hand ist nun jüdisch und welche arisch?

Edith J., Australien, geboren 1928

Edith J. war so genannter Mischling I. Grades. 1938, als sie zehn Jahre alt war, musste die Familie ihre Wohnung verlassen und zu den Großeltern nach Wien ziehen. Der gesamte Besitz der Familie wurde konfisziert, der Vater verlor seine leitende Stellung und wurde für vier Wochen inhaftiert – seine Freilassung war an das Verlassen des Landes gebunden. Frau J. und ihre Mutter konnten im August 1939 per Schiff nach Shanghai flüchten, wohin der Vater bereits im April emigrieren konnte. Nach fast sieben Jahren in Shanghai fuhr die Familie in einer 28-tägigen Schiffsreise nach Sydney, wo sie ein neues Leben anfangen konnte. Frau J.s Großmutter väterlicherseits wurde in Dachau ermordet, der Großvater wählte den Freitod, um der Deportation zu entgehen.

Der erste der folgenden Tagebucheinträge von Frau J.s Mutter Elsa D. stammt vom Frühsommer 1938. Danach folgen aufgrund der politischen Umstände, der Verfolgung und anschließenden Flucht lange keine Tagebucheinträge. Erst wieder im Herbst 1939 beschreibt Frau J.s Mutter in Shanghai rückblickend die Ereignisse: von den Umwälzungen in Wien im März 1938 über die schwierige familiäre Situation und die Vorbereitungen zur Flucht bis hin zum alltäglichen Leben in der Emigration in Shanghai.

Wien, Frühsommer 1938

Und nun im März ist die große Umwälzung geschehen. Dieses Ereignis hat für uns recht traurige Folgen gehabt. Dein lieber Vati hat seine Stellung verloren, wir haben unser schönes Heim aufgeben müssen und sind binnen 14 Tagen nach Wien zu den lieben Großeltern übersiedelt. Heute sind es 7 Wochen, dass wir in Wien leben, es haben sich furchtbare Sachen ereignet, von denen ich aber lieber nicht sprechen will. Auf meine Erklärung hin, dass Du ein Mischling bist, hast Du Dich so genau angesehen und gesagt: Welche Hand ist nun jüdisch und welche arisch? Es sind doch beide gleich! So hast Du gesprochen im Alter von 9½ Jahren.

Shanghai, Herbst 1939

Heute ist mir das Buch wieder in die Hand gekommen, und weiß ich selbst nicht, wie es geschehen konnte, dass ich 1½ Jahre in dieses Buch nicht nachgeschrieben habe. Aber die für uns wohl schwerste Zeit unseres Lebens, in welcher sich die Aufregungen und Leiden nur allzu viel anhäuften, machte ein Rückblicken und Niederschreiben von Gedanken, welche Dir einmal die Ereignisse Deiner früheren Jugend wiedererzählen sollen, unmöglich. Also will ich denn jetzt mit wenigen Worten versuchen, das nachzutragen, was Du und wir in diesen 1½ Jahren erlebt haben, bis wir endlich in unserem Zimmer in Shanghai wieder etwas Ruhe, Freiheit und Besinnung gefunden haben.

April 1938. Nach der Übersiedlung von Teesdorf nach Wien war das erste furchtbare Ereignis die Verhaftung von Onkel Rudi, welcher bis August in Wien in den Gefängnissen gehalten wurde. Von den vielen Verfolgungen und Leiden der Juden in Wien will ich nicht erzählen, da dies in wenigen Worten nicht möglich ist. Ich fasse nur zusammen, dass im Mai/Juni die großen Verhaftungen und Deportationen in die großen Konzentrationslager begannen, denen Dein Vater nur dadurch entkommen konnte, da er außer den kurzen Weg ins Büro, wohin ich ihn immer in den kritischen Tagen bringen und abholen musste, überhaupt nicht auf die Straße ging.

Nach der Entlassung von Onkel Rudi im Juli und auch vorher versuchten wir alles nur Erdenkliche, um nach irgendeinem Land der Erde auswandern zu können. Wir bemühten uns gemeinsam mit Onkel Rudi um einen Dienerposten nach England und Dich dort in Pflege zu geben. Gegen September glückte es sowohl R. als auch uns, die Verbindung mit einer engl. Herrschaft anzuknüpfen, so dass wir auch Aussicht hatten, bald nach dort zu kommen.

Da ereignete sich im Anfang November das furchtbare Attentat eines jüdischen Jungen [Herschel Grynszpan] auf einen deutschen Gesandtschaftsbeamten [Ernst vom Rath] in Paris, welches, wie später fest behauptet wurde, von der deutschen Propaganda selbst inszeniert wurde, und die furchtbaren Pogrome des 10./11. hatten ihre Ursache. Onkel Rudi wurde wieder verhaftet, und konnte Dein Vater vor der Verhaftung gerettet werden, da ich die in unsere Wohnung eindringenden Gestapoleute als Arierin aufhalten konnte.

Unsere Nerven waren durch die vielen Aufregungen und die neuerliche Verhaftung von Onkel Rudi bereits so weit zerrüttet, dass wir alle gemeinsam mit den Großeltern den Selbstmord durch Gas beschlossen hatten. Die vollständige Ausführung wurde durch den Abendbesuch eines Freundes verhindert. Wir haben danach viele tausend Mark ausgegeben, um für Onkel Rudi und Deinen lieben Vater Ausreisen zu besorgen, doch alles ohne Erfolg. Inzwischen erhielten R. & J. das englische Permit [Einreiseerlaubnis], und trotzdem musste Onkel Rudi noch bis Mitte Jänner 39 im Gefängnis bleiben, um endlich freigelassen zu werden, und konnte er im Feber endlich mit Tante Ilka, nach 7 Monaten Haft, nach England reisen, um einen Posten anzutreten, wo er bis heute noch beschäftigt ist, trotz des Krieges so weit zufrieden ist, nur sehr viel zu arbeiten hat. Unser Permit wurde leider abgelehnt, und somit waren sämtliche Hoffnungen einer legalen Ausreise verschwunden.

Wir gerieten einem Schwindler in die Hände, der versprach, Deinen lieben Vater nach Belgien zu bringen. So fuhr ich denn mit unserem Vater am 6.1.39 nach Köln. Der Mann stellte sich als Schwindler heraus, und versuchte Dein Vater mit einigen anderen Männern, auf eigene Faust über die Grenze zu kommen. Er wurde jedoch verhaftet und nach Trier ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Ich versuchte, den Vater von dort herauszubringen, wurde jedoch abgewiesen und gezwungen, sofort nach Wien zurückzufahren, wo ich nach meiner Ankunft (die Gefühle auf dieser Rückreise lassen sich wohl kaum schildern) von Gestapobeamten zur Einvernahme abgeholt wurde. Die einzige Rettung war eine rascheste Besorgung einer Ausreise, und gab es damals nur eine Möglichkeit, eine Schiffskarte nach Shanghai.

Nach täglichem stundenlangen Laufen und Anstellen bei verschiedenen Reisebüros gelang es mir endlich am 10. Feber, eine Passage zu besorgen, doch wurde

Edith J. mit ihrer Mutter Elsa D. auf
der Fahrt ins Exil nach Shanghai

Ediths J.s Vater Anton D. im August
1937 auf der Edelweißspitze am
Großglockner

Die Baumwollspinnerei (Weberei) in
Teesdorf, die Anton D. von 1924 bis
1938 geleitet hat

Edith J.s Vater Anton D.



durch einen Zufall gerade an diesem Tage Dein Vater nach Wien gebracht und aus der Haft entlassen, da gegen ihn nichts Nachteiliges nachzuweisen war. Er erhielt eine Ausreisefrist von 4 Wochen, und fuhren wir nunmehr zum 2. Mal gemeinsam am 25. März nach Genua, wo dann der lb. Vater sich am 28.3. auf der Conte Biancamano einschiffte, um am 26.4. in Shanghai anzukommen. Ich fuhr nach einem 2-tägigen Aufenthalt nach Venedig, da hattest Du die Masern, nunmehr nach Wien zurück, wo ich bis zu unserer gemeinsamen Ausreise nach Shanghai bei den Großeltern lebte und sich eigentlich nichts Besonderes ereignete. Ich bereitete unsere Ausreise vor, und gab es nun eine Unmenge an Laufereien.

Die Erlebnisse Deines Vaters in Shanghai hat er in seinem Tagebuch festgelegt, und will ich sie nur in Kürze streifen. Nach monatelangen Bemühungen und Laufereien gelang es ihm bei Herrn Ing. Robitschek, einem Textilfachmann, welcher ein Textilberatungsbüro zu gründen beabsichtigte, Arbeit zu finden, wo er bis jetzt noch tätig ist. Im Juli gelang es mir endlich, auch für uns Passagen zu belegen, nachdem in Europa die Gefahr eines Krieges immer drängender wurde. Am 30. Juni fuhren wir noch ein letztes Mal nach Tannwald, um meine Lieben noch einmal zu sehen, wo wir nach 8-tägigem Aufenthalt nach schwerem Abschied heimfuhren. Am 30.7. fuhren wir nach Triest, wo wir uns am 2.8. für die große Weltreise einschiffen.

Die Reise dauerte 26 Tage und war wunderschön. Wir beide wurden nicht einmal seekrank, und hast Du Dich oft als Krankenpflegerin und Kinderfräulein bewährt. Überhaupt warst Du und bist so bis heute sehr selbständig. Ich wiederhole kurz die Stationen dieser Reise: Venedig, Brindisi, Port Said, Suez, Rotes Meer, Aden, Bombay, Colombo, Indischer Ozean, Singapur, Hongkong, Chin. Meer, Shanghai! Am 28.8. kamen wir hier an, wo wir vom Vati am Zollhaus bereits erwartet wurden. Nachdem er sich den Schnurrbart abrasiert hatte und vielleicht 12 kg angenommen hatte, hätten wir ihn bald nicht erkannt. Ich will noch nachtragen, dass Du am Schiff sogar mit einigen chinesischen Herren Freundschaft geschlossen hast und einige Bilder von einem dieser Herren eingeschickt wurden.

Dein Vater verdient schon einen kleinen Gehalt, hatte von der Tante Trude, von Onkel Rudi und von einem Freund aus Frankreich kleine Beträge geschickt bekommen und gespart, so dass er bereits für uns ein Zimmer aufnehmen konnte, wo wir bis heute noch wohnen, im Stadtteil Hongkew (von den Japanern besetzt)

737/11 Broadway. Das Zimmer ist für hiesige Verhältnisse nett und sauber, und haben wir endlich wieder ein kleines Heim gefunden, wo wir glücklich als freie Menschen leben können und nicht Angst haben müssen vor dem Morgen.

Am 30. August erlebten wir gleich als Empfangsüberraschung einen besonders starken Taifun, der ganze Stadtteile unter Wasser setzte und leider auch in unserem ebenerdigen Zimmer um 12 Uhr nachts während der Flut 10 cm Wasser stand. Der Schreck war groß, uns blieb nichts übrig, als so, wie wir waren, in den ersten Stock zu flüchten, wo bis früh zur Zeit der Ebbe das Wasser zurückging. Ich bekam vor Aufregung gleich etwas Fieber, musste einen Tag im Bett bleiben. Das Zimmer war voller Schlamm und leider auch der Boden der beiden großen Schiffscoffer nass geworden, so dass ich 2 Tage Wäsche waschen musste. Der Schaden war nicht groß, so dass dieser Empfang bald vergessen war. Das Wetter im Herbst war schon gut erträglich, so dass Du Dich bald in dieser neuen Stadt zurechtfinden konntest.

Am 1.11. bist Du dann in die jüd. Schule in der Seymour Rd. eingetreten und musst schon als selbständiges kleines Fräulein täglich zweimal allein in die Stadt fahren. In den ersten Septembertagen brach dann der 2. große Weltkrieg in Europa aus. Obwohl China seit 2 Jahren mit Japan im Krieg ist und Hongkew von Japanern besetzt ist, spüren wir eigentlich von dem Krieg nichts, gottlob, bis auf die große Teuerung in allen Lebensmitteln, die uns zwingt, mit den geringen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, noch bescheidener zu leben. Wir müssen das Essen vom Hilfskomitee beziehen, kochen aber noch immer etwas dazu. Am 15.11. bin ich dann in die Wäscherei „Mars“ eingetreten, wo ich die ganze Woche von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends arbeiten (bügeln) muss für \$ 10,- per Woche. Von den Großeltern bekommen wir bis heute regelmäßig Post und sind dieselben gottlob gesund und haben noch Ruhe.

Jänner 1947: Ankunft in Sydney

So fuhren wir voller Hoffnung unserer neuen Heimat entgegen! Die Reise von Shanghai – Sydney dauerte 28 Tage. Das Schiff war überfüllt, kein Wasser, Brot, Butter, Eier oft schlecht geworden. In den austr. Gewässern wütete ein Zyklon, so dass unser Schiff zurückfahren musste, um in einer Bucht Schutz zu suchen. Endlich, am 28. Jänner 1947 haben wir gesund Sydney erreicht, wo uns der liebe Walter schon erwartet hat. Er war sehr lieb, und ist es ihm gelungen, bei einer lie-

ben Schweizerin, Mrs. Yoehl, in Carlingford für uns 2 Zimmer mit Küchenbenützung zu mieten. Wir kamen uns wie im Himmel vor. Mrs. Yoehl hatte schon sehr schön den Tisch gedeckt, und ein herrliches Nachtmahl hat uns schon erwartet. Am Abend haben wir noch einen kleinen Rundgang gemacht und die herrliche Aussicht bewundert. Arbeit zu finden war für Dich nicht schwer. Schon am dritten Tag nach unserer Ankunft fandest Du eine Stelle bei Sperling. Vieles hast du noch dazugelernt. Doch nach einem Jahr hast Du Deinen Chef gewechselt und arbeitest, wie ich höre, zur Zufriedenheit Deines Chefs, Mr. De Lorenzo. Für unseren lieben Vater war es schon nicht so leicht, Arbeit zu finden. Die ersten Monate arbeitete er als Weber, dann fand er Arbeit als Managerassistent, wo es ihm sehr gut gefallen hat. Doch einige Wochen später war der Vater selbst Manager dieser Firma. Auf diesem Posten hat er sich seelisch absolut nicht wohl gefühlt. Du kannst das vielleicht nicht so gut verstehen, wie er fühlte, und ich kann es nicht so gut erklären. Kurz & gut, er gab die Stellung auf, und jetzt arbeitet er an einer Maschine, ist den ganzen Tag allein, nur, wie Du selbst Deinen lieben Vater kennst, ist er zu fleißig und kommt oft sehr müde nach Hause. [...]

Auch Du, mein liebes Kind, hast den Ernst des Lebens kennen gelernt, und ich danke euch, mein geliebter Toni und Dir, liebste Edith, für alles Gute und Liebe, das ihr mir erwiesen habt.

The family of my father, Otto Aufrecht
 Taken in Vienna, Austria
 If there is a date on the back of this picture, it is
 inaccessible.
 My father was born in 1900. Perhaps you can estimate
 a date from that.

Die Familie von Alice
 Hirschfeld väterlicherseits,
 aufgenommen in Wien:
 Vater Otto Aufrecht sitzend,
 daneben Alice Hirschfelds
 Großmutter Emma; dahinter
 stehend Onkel Erwin, Groß-
 vater Julius, Onkel Eugene
 (v.l.n.r.)



seated: my father, Otto Aufrecht, and his mother, Emma
 standing in the middle: Otto's father, Julius
 standing behind Otto: his brother, Erwin
 standing behind Emma: Otto's other brother, Eugene

... möge dir eine **frohe** und **glückliche Zukunft** beschieden sein

Alice Hirschfeld, USA, geboren 1936

Alice Hirschfeld wurde am 2. Juli 1936 als Tochter jüdischer Eltern in Wien geboren. Kurz nach dem „Anschluss“ wurde ihr Vater entlassen und „gegen arisches Personal ausgetauscht“. Der gesamte Besitz wurde konfisziert; die Eltern von Frau Hirschfeld mussten auch ihre Eheringe abgeben.

Im Februar 1939 flüchtete Frau Hirschfeld als zweieinhalbjähriges Kind mit ihren Eltern Elke und Otto Aufricht per Schiff von Genua über Panama nach Ecuador. Die EmigrantInnen litten unter dem ungewohnten Klima, den schlechten hygienischen Zuständen, den Moskitos und Krankheiten. Im Juli 1940 konnte die Familie nach Kalifornien einreisen, wo bereits Verwandte lebten.

Der letzte Tagebucheintrag von Frau Hirschfelds Mutter Elke Aufricht vor ihrer Flucht stammt vom Juli 1938. Fast ein Jahr später setzte sie – bereits im Exil – ihr Tagebuch fort.

Wien, 15. Juli 1938

Am 2. d. M. feierte Mädi das zweite Wiegenfest. Mit dem Sprechen wollte es bis jetzt nicht vorwärts kommen, in den letzten Tagen beginnt es aber schon, Gehörtes nachzuplappern. Es ist noch undeutlich, aber mit bisschen Fantasie kann man es schon verstehen. Das Milchgebiss (20 Zahnderln) ist schon komplett. Das Kriegen jedes einzelnen Zahnes und besonders der Stockzähne war immer mit Unruhe, Gereiztheit und Appetitlosigkeit verbunden, bei den letzten zwei Stockzähnen hatte Mädi sogar 39° Fieber! Nun ist gottlob alles gut vorüber, das Kind ist munter und fidel, auch schon seit langem ganz zimmerrein. Wer weiß, in welchem Weltteil Mädi einst das alles lesen wird. Einst Bürger dieser Stadt, sind wir jetzt nicht mehr hier erwünscht – verfehmt und geächtet, zermartern wir uns das Hirn, in welchem Winkel wir uns wieder ein Heim aufbauen könnten. Es sind schwere, sorgenvolle Tage für Deine Eltern, mögest Du, liebes Kind, nie Ähnliches erfahren und möge Dir eine frohe und glückliche Zukunft beschieden sein. Das wünschen Dir zu Deinem Geburtstag

Papi & Mami

Genova, Italien, 1. April 1939

Am 28. Feber vor vier Wochen passierten wir die deutsche Grenze als Emigranten, indem wir Heimat und Haus verließen und uns irgendwo in Übersee niederlassen wollen. Es ist schon die zweite Station, die erste war Milano, wo Du bei der Tante Gisa 4 Wochen verbrachtest, und jetzt in Genova, wo wir uns einschiffen. Unsere Schiffskarte lautet auf die Route Panama, Ecuador, Endziel Los Angeles, wo Tante Ani wohnt. Am 13. März 1938 okkupierte Hitler Österreich, jener Verbrecher, der sich die Vernichtung des Judentums zum Lebensziel setzte, und da begann für uns eine martervolle Zeit – Enteignung und ein Verfolgungsfeldzug, dem der kritische 9. November die Krone aufsetzte. An diesem Tage wurden die Juden ausgeplündert und geschlagen und die jüd. Männer zusammengefangen und in die Konzentrationslager eingekerkert. Unsägliches Leiden, Blut und Tränen ergossen sich über unser Haupt, und nun sind auch wir so weit, dass wir wie viele andere unserer Glaubensgenossen den Wanderstab in die Hand nahmen.

Übermorgen ist Sederabend, wir werden ihn einsam in der Ferne feiern, auch wir sind wie einst unsere Ahnen aus Ägypten aus unserer Heimat ausgezogen. Möge der Allmächtige auch uns die Gnade erweisen und uns draußen in der Welt wieder ein Zuhause schaffen lassen. Wir sind froh, dass Du, mein Kindchen, mit Deinem kleinen Hirn die Situation noch nicht erfasst hast, den Wandel der Zeit und Umgebung noch nicht wahrgenommen hast. Vergnügt springt und hüpf das kleine Mädeldchen herum, spricht

mit Steinderln am Meer, als wären wir zum Vergnügen und nicht als Emigranten hier. Mädi begreift mit Leichtigkeit Gehörtes, spricht schon paar Brocken Englisch sowie Italienisch und hat überhaupt eine gute Aussprache.

In einem Brief an ihre Schwester beschreibt Frau Hirschfelds Mutter ihre Ankunft in Südamerika, den Schock über die Andersartigkeit und den Versuch, sich an die völlig neuen Lebensbedingungen anzupassen.

Guayaquil, Ecuador, 11. Juni 1939

Teuerste Schwester samt Familie!

Wir sind heute vor einer Woche hier angekommen und haben Dir sofort in einer Karte davon mitgeteilt. Heute erhielten wir Deinen ersten Brief, mit dem wir uns sehr freuten, und will Dir nun unsere Eindrücke und Erlebnisse bis jetzt schildern. Am 30. vorigen Monat verließen wir Colón [Panama]. Abschließend sei noch bemerkt, dass wir schon froh waren, von dort wegzukommen. Das Klima ist dort, besonders in der Regenzeit, die von Mai bis Dezember dauert, fast unerträglich, es ist wie in einem Schwitzbad, und die Nächte bringen auch nicht ein bisschen Abkühlung. Es ist umso schwerer zu ertragen, wenn man keine Existenzmöglichkeit hat und auch das Leben sehr teuer ist. Die panamesische Regierung leistet sich noch überdies, dass die Depositos von Dol. 85,- pro Person von Einwanderern, die nicht vor einem Jahr das Land verlassen, ganz einfach verfallen. In Buenaventura, dem kolumbianischen Hafen, legte unser Schiff an, und wir gingen ein bisschen in die Stadt herunter, dort hat man schon den Vorgeschmack von Südamerika zu sehen bekommen. Am Schiffe wurde man gewarnt, ja die Türen gut zu schließen, sogar die Fensterluken wurden im Hafen alle zugesperrt wegen der Diebe.

Samstag nachmittags kamen wir in Salinas [Ecuador] an. Die großen Schiffe legen in Salinas an, da in Guayaquil das Wasser zu seicht ist. Wir wurden ausgebootet und ans Land gebracht. Der Ort besteht aus einigen Hotels, einigen Eingeborenenhütten, einem sehr schönen Strand und verhältnismäßig nicht zu heißem Klima. Aber die Hotels! Den „el Pacifico“ am Pazifischen Ozean werde ich nicht so bald vergessen. Dabei ein so genanntes besseres Hotel, Preis 15 Sucres = 1 Dol. pro Person. Man geht auf krachende Holzstufen in das Zimmer, das nicht mehr primitiver sein kann, aber dafür umso schmutziger. Das W.C. ist auch im Zimmer drin. Otto musste bei der Zollrevision bis zwei Uhr nachts warten, und mir war schon ganz fürchterlich zu Mute, da mitten im Zimmer eine Maus spazieren ging. Das Essen so ähnlich, die Ameisen isst man mit, vor dem Wasser wurden wir gewarnt und tranken Mineralwasser. In der Früh anstatt um

7 fuhren wir um halb 10 in einem von der Schifffahrt beigestellten Schienenauto nach Guayaquil. Die Entfernung beträgt 150 Kilometer, die wir in ca. 5 Stunden zurücklegten. Es gab einen Motordefekt, aber der Wagenführer verschmierte es mit einer Bananenschale, und es ging wieder. Die eingleisige Strecke führt mitten durch Urwald, und selten sieht man wo einige Eingeborenenhütten, das heißt, Hütten wäre zu viel gesagt, man sieht vor sich auf einmal die Erzählungen von Karl May lebendig entstehen.

Nun kamen wir endlich hier an, und ein Herr vom Komitee stand dort, um die Leute zu beraten. Mit Unterkunft haperte es aber, da tags vorher 100 Flüchtlinge ankamen, mit unserm Schiff 74, so dass überall ziemlich besetzt war. Die Logis, die wir hier bekamen, war eine verbesserte Auflage von Salinas. [...] Ich habe das Domizil nach vier Tagen gleich gewechselt, da es mir dort vor allem geGraust hat. Diese Eindrücke empfängt der Europäer in den ersten Tagen, dazu kommt noch die Moskitoplage sowie der anderen Insekten, die besonders auf den weißen Neuankömmling losstechen. Kannst Dir denken, dass da keine sehr rosige Stimmung unter den Neuangekommenen herrscht.

Aber nach einigen Tagen beginnt sich das Entsetzen zu legen, und man beginnt, sich mit der Wirklichkeit abzufinden. Es gibt hier Emigranten, die schon einige Jahre hier leben und sich schon einleben konnten, weil sie es mussten. [...]

Die ersten Tage waren ausgefüllt mit den behördlichen Erledigungen. [...] Wir waren beim amer. Konsulat. Zuerst bestellte er uns erst für nächste Woche, heute sagte er uns, wir müssen erst genau unseren Wohnsitz angeben, und zwar brieflich, und erst dann kann er unsere Papiere aus Wien anfordern. Es muss alles erst Zeit nehmen hier. Mañana, das ist hier das Schlagwort. Alles wird geschehen, aber erst mañana (morgen).

Nun haben wir aber noch bezüglich unseres Wohnsitzes keinen Entschluss fassen können. Nach der Ansicht des Komitees und unserer eigenen Anschauung hat Otto hier in Guayaquil die meisten Chancen, etwas zu finden, da hier der meiste Fremdenverkehr sich abspielt und die meisten Handelshäuser sind. Also, Verdienstmöglichkeit ist hier am leichtesten zu finden, sogar das Komitee hat ihm etwas in Aussicht gestellt, sie brauchen einen franz.-engl.-span. Korrespondenten, aber mañana, es heisst immer, es muss erst eine Sitzung stattfinden und es wird sich erst später entscheiden.

Die Schattenseite ist aber die, dass die sanitären Verhältnisse sehr ungünstig sind. Malaria und Typhusgefahr sind sehr erheblich. Quito, das 2.800 mtr. hoch liegt, soll

diesbezüglich besser sein, aber es ist schon von Emigranten sehr verstopft, auch soll dort das Leben billiger sein, allerdings wird wieder wegen der Höhenlage das Herz sehr in Anspruch genommen, und die Verdienstmöglichkeiten sind auch sehr gering. Dann kommt noch die dritte Stadt d. L. Ambato in Betracht, das klimatisch am besten ist und auch sehr billig ist, liegt 1.800 mtr. hoch, aber auch ein Nest ohne Aussichten. Also, wenn wir von unserem Geld leben müssten, wählen wir Quito oder Ambato, sollte Otto was bekommen, bleiben wir natürlich hier.

Es wäre von großem Vorteil, wenn ich schon unsere Sachen hier hätte, und da ich nicht den Zeitpunkt weiß, wann und ob wir nach Los Angeles gehen, möchte ich die zwei Kisten hierher dirigieren. Ich denke daran, mir event. ein kleines Boardinghaus einzurichten. Die Kisten müssen schon bestimmt dort sein, denn sie waren mit uns auf dem Schiffe „Fella“, und die muss so gegen Mitte Mai schon in Los Angeles gewesen sein. Ich wollte am Schiff Verschiedenes von dort auspacken und die entbehrlichen Sachen hergeben, aber der Schiffsoffizier sagte, er kann es nicht machen, da auf den Kisten sehr viel Marmor verladen war, der in L.A. zur Ausladung gelangen sollte. Du wirst darüber in der Filiale der „Italia“-Schiffahrtlinie in L.A. am besten Auskunft erhalten.

Sei so gut und erkundige Dich auch, wie das mit dem Versand nach Guayaquil wäre – wie lange das dauern müsste und wegen dem Kostenpunkt. Solange ich die Sachen nicht hier habe, muss ich immer in der Pension herumsitzen, was viel teurer und unbequemer ist. Konkretes werde ich Dir erst zu einem späteren Zeitpunkt schreiben können. Wir sind ja in eine ganz fremde Welt gekommen, und muss man erst so richtig in alles hereinkommen. Früher war es viel leichter, jetzt will die Regierung nur für Industrie und Landwirtschaft Genehmigung erteilen. Geschäftsleute und Vertreter haben hier so gut wie keine Aussichten, dagegen kann man sich mit einem Handwerk oder irgendeiner guten Industrieerzeugung sehr gut durchsetzen.

Das Land ist noch sehr unkultiviert und unerschlossen. Platz wäre ja für ein paar Millionen Menschen noch, aber die Emigranten sollen es urbar machen und die Kapitalien hergeben. Das Schiff mit den 100 Emigranten war auch in Salinas, und das Komitee verhandelte wegen Landung hier, aber ohne Resultat. Auch hier beginnen sie schon in der Zeitung zu schreiben, dass zu viele Juden hereinkommen, dabei bringt man doch Tausende von Dollars mit. Hitler hat in der ganzen Welt mit dem Judenproblem die Wirtschaft angekurbelt, alle verdienen sie noch an unserem Unglück, und dabei tun sie sich noch was an – die demokratischen Länder vielleicht noch mehr als die anderen.

26.) Es ist dafür gesorgt, daß wir aus den
Aufregungen nicht herauskommen. Kim
hat auch Tante Lisl den Befehl bekom-
men, Samstag (übermorgen!) abzureisen.
Wie ein Mensch es zuwege bringen soll,
binnen 3 Tagen einen Hausrath aufzu-
lösen und alles Nötige für eine derartige
„Reise“ zu besorgen, wird nicht verraten.
Dann kommt noch, daß die Anne an einer
bösen Gelenkentzündung leidet und
kaum fähig ist, irgend eine Arbeit zu
verrichten. Nach vielen Laufen und
mit Hilfe guter Freunde ist es uns doch
gelingen, die Reise noch hinauszuschie-
ben. Ob nur für Tage oder vielleicht
sogar für einige Wochen wissen wir nicht,
wir werden aber versuchen, die Abreise
immer wieder zu verschieben.

Wann werden wir **wieder** **leben** können?

Peter S., Österreich, geboren 1937

Peter S. wurde 1937 in Wien als Kind einer jüdischen Mutter geboren. Sein Vater Otto S. wurde zwangspensioniert, da er als „Arier“ mit einer Jüdin verheiratet war. Von 1938 bis 1945 lebte die Familie in der Wohnung einer Tante. Die Verwandtschaft der Mutter verschwand allmählich – Onkel, Tante und Großmutter mütterlicherseits von Herrn S. wurden deportiert und ermordet, anderen Verwandten gelang die Flucht in die USA. Der Großvater mütterlicherseits überlebte Theresienstadt, starb jedoch ein Jahr später an den Folgen der Inhaftierung.

Das Überleben in Wien war – abgesehen von den „normalen“ Kriegseignissen – geprägt von einer ständig präsenten Angst, Ungewissheit und dem Versuch, die schlimme Realität vor dem heranwachsenden Sohn fern zu halten.

Die Mutter von Herrn S., Martha S., hat in all diesen Jahren Tagebuch geführt und diesem ihre Ängste, Verzweiflung und die Sorge um ihre Familie, aber auch die immer wieder aufkeimende Hoffnung, dass alles gut werden wird, anvertraut.

8. März 1938

Bubi hat heute zum ersten Mal „Mamama“ gesagt.

9. März 1938

Heute früh habe ich den ersten Zahn entdeckt! ($\frac{1}{2}$ mm groß!) Peterle ist ein großer Spitzbubi; immer wenn ich huste, macht er es mir nach und lacht dann lustig. Bubi ist manchmal schon recht eigensinnig, er schreit oft, wenn man ihm etwas wegnimmt, und versucht, den Sachen, die er haben will, nachzukriechen.

13. März 1938

Das große, seit langem gefürchtete Unglück ist über uns hereingebrochen. Was wird nun werden?

16. September 1938

Das war heute ein düsterer Tag für mich. Die Gedanken an die drohende Kriegsgefahr wollten mich nicht loslassen. Es ist dieses Gefühl des Unentrinnbaren, das so furchtbar niederdrückt. Werden wir alle zugrunde gehen, oder werden wir leben können, leben dürfen? Solange wenigstens, als unser Kind uns braucht?

10. November 1939

Genau ein Jahr ist vergangen, seit ich an dieser Stelle unterbrochen habe und diese beiden Seiten frei ließ, um in einem späteren Zeitpunkt die Ereignisse jenes 10. November 1938 hier festzuhalten.

Gegen Mittag hörten wir plötzlich einige Detonationen, es war wie von einer Explosion. Etwas später kam Tante Grete ganz aufgeregt zu uns und teilte uns mit, dass die Tempel in die Luft gesprengt wurden und dass es heute noch zu argen Pogromen kommen würde. Ihre Befürchtungen haben sich leider als nicht übertrieben erwiesen. Viele Leute wurden aus ihren Wohnungen geworfen. Manche wurden, ohne dass sie das Geringste mitnehmen oder auch nur einen Mantel anziehen durften, zur Bahn geschleppt und an die polnische Grenze gebracht. Unzählige wurden verhaftet und in Konzentrationslager gesteckt. Alle jüdischen Geschäfte wurden gesperrt, alle noch in Stellungen befindlichen Juden entlassen. Eine „Buße“ [„Sühneleistung“ bzw. „Judenvermögensabgabe“ von 20, später 25 % des Vermögens von Jüdinnen und Juden, wenn dieses mehr als 5.000,- Reichsmark betrug] von einer Milliarde Mark wurde den Juden auferlegt. Eine Woche

später wurde triumphierend mitgeteilt, dass die „armen“ Juden noch immer so viel Geld hätten, dass weit mehr aufgetrieben werden konnte. (Dass vor einigen Tagen die „Buße“ erhöht wurde, weil die verlangte Summe noch nicht aufgebracht worden war, nur nebenbei.) Ja, und beinahe hätte ich vergessen zu sagen, was der Grund für all dieses war: Ein 17-jähriger Bursche [Herschel Grynszpan] hatte, durch verworrene Rachegeanken bewogen, ein Mitglied der Pariser deutschen Botschaft [Ernst vom Rath] erschossen.

1. März 1939

Das große Abschiednehmen hat nun begonnen. Heute früh ist Onkel Franz abgereist, als Erster von den nahen Verwandten. In ungefähr drei Wochen werden Tante Grete und Renee nach Amerika fahren. Wer weiß, wann und wo wir uns wiedersehen werden. Wer weiß, ob wir uns überhaupt jemals wieder begegnen. Freilich, wir Jüngeren haben ja aller Voraussicht nach noch genügend Zeit vor uns, um einander irgendwann einmal wieder zu treffen. Aber die Eltern! Haben sie noch Zeit, Jahre zu warten, bis wir alle wieder vereint sein können, in der Fremde, oder – schwacher Hoffnungsschimmer! – hier in der Heimat? Noch immer wissen wir nicht, wohin wir verschlagen werden, ob es uns möglich sein wird, gemeinsam mit Lisl und Paul, wie es unser aller Wunsch ist, irgendwo leben zu können. Die Zeit verstreicht, die Antworten aus Griechenland und aus Amerika, auf die wir so große Hoffnung setzen, lassen noch immer auf sich warten. Aber sonderbar! Trotz allem lebt ein unverwüstlicher Optimismus in mir. Ich glaube fest daran, dass es nicht nur uns persönlich bald wieder gut gehen wird, sondern dass überall in der Welt diesem beschämenden Rückfall in die Barbarei sehr bald wieder ein Aufstieg folgen wird. Dass der nationale Wahnsinn sich endlich ausgetobt hat und die Menschen ihre Kräfte wieder besseren Zielen widmen. Ich habe die unentwegte Hoffnung, dass nach dem Elend dieser Zeit, in der wir zu leben verdammt sind, unser Kind einer Zeit entgegenwächst, in der die Welt wieder aufwärts strebt, in der Kultur, Freiheit und Recht keine leeren Worte mehr sein werden.

11. Mai 1939

[...] Heute hat Bubi dem Opapa zu seinem Geburtstag gratuliert. In der neuen Wohnung der Großeltern, die zum Glück sehr freundlich und auch gut gelegen ist. Der armen Mama wird es freilich trotzdem sehr schwer fallen, sich an die fremde Umgebung zu gewöhnen. Mehr als vierzig Jahre haben die Eltern in

der Gegend um den Zimmermannplatz [im 9. Wiener Gemeindebezirk] gelebt. Neunundzwanzig Jahre in der gleichen Wohnung, nun mussten sie sich hinauswerfen lassen und sich in ihrem Alter ein neues Heim suchen. Und es ist nicht einmal sicher, ob sie dort bleiben „dürfen“!

21. September 1939

Ganz anders, als ihn sich die gescheitesten, politisch erfahrensten Leute vorgestellt haben, ist dieser Krieg. Man war überzeugt, dass kein Staat in Europa von der furchtbarsten Katastrophe verschont bleiben würde. Aber nun scheint der Krieg im Osten schon beendet zu sein, während das, was im Westen vorgeht, kaum als Krieg zu bezeichnen ist. Es ist für uns alle vollkommen undurchsichtig, was die Krieg führenden Staaten bezwecken. Niemand kann sich auch nur die leiseste Vorstellung machen, wie und wann diese Kämpfe enden werden. Wir wissen überhaupt nichts von dem, was in der Welt um uns vorgeht. Wir merken nur, dass die Lebensmittel und alle sonstigen Bedarfsartikel in einem erschreckenden Tempo knapper werden. Bei all dem können wir noch von Glück sagen, dass Papas Stellung und Einkommen ziemlich gesichert scheinen und die Gefahr des Einrückens – vorläufig wenigstens – gebannt ist. Aber wer kann wissen, was noch kommt.

21. Oktober 1939

Gestern ist Onkel Paul abgereist. Mit einem „behördlicherseits angeordneten Auswanderertransport“ nach Polen. Vor zehn Tagen wurde er mit noch vielen anderen Leidensgenossen zur Kultusgemeinde vorgeladen, wo sie aufgefordert wurden, sich freiwillig für die Auswanderung nach Polen zu melden. In einigen Wochen sollte der erste Transport abgehen. Falls sich nicht genügend Leute melden sollten, würde die Gestapo die Sache in die Hand nehmen. Sonntag kam die Aufforderung, sich für die Abreise in nächster Zeit bereitzuhalten, und vorgestern der Befehl, sich am folgenden Tag am Bahnhof einzufinden! Unbeschreiblich unser aller Bestürzung. Von einem Tag auf den anderen musste alles Nötige besorgt werden, was bei dem schrecklichen Lebensmittel- und Warenmangel auf große Schwierigkeiten stieß. Aber, Glück im Unglück, wenn man solche Freunde besitzt! Dank ihrer Hilfe ist es uns gelungen, Onkel Paul für seine traurige Reise auszurüsten. Kurz war der Abschied, aber schwer war es uns ums Herz. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen werden. Einmal, vielleicht wenn du erwachsen bist, mein Kind, wird, so hoffe und glaube ich, solches undenkbar sein: Menschen,

die nicht das Geringste verbochen haben, von ihren Familien zu reißen, sie wie Gefangene in ein fremdes Land, an ein unbekanntes Ziel zu transportieren und sie dort Zwangsarbeit verrichten zu lassen. Wenn nicht Anzeichen wären, dass all diese Qual vielleicht doch bald ein Ende hat, es wäre kaum auszuhalten.

26. Oktober 1939

Es ist dafür gesorgt, dass wir aus den Aufregungen nicht herauskommen. Nun hat auch Tante Lisl den Befehl bekommen, Samstag (übermorgen!) abzureisen. Wie ein Mensch es zuwege bringen soll, binnen 3 Tagen einen Haushalt aufzulösen und alles Nötige für eine derartige „Reise“ zu besorgen, wird nicht verraten. Dazu kommt noch, dass die Arme an einer bösen Gelenksentzündung leidet und kaum fähig ist, irgendeine Arbeit zu verrichten. Nach vielen Laufereien und mit Hilfe guter Freunde ist es uns doch gelungen, die Reise noch hinauszuschieben. Ob nur für Tage oder vielleicht sogar für einige Wochen, wissen wir nicht, wir werden aber versuchen, die Abreise immer wieder zu verschieben.

24. November 1939

Endlich, auf Umwegen, ein Lebenszeichen von Onkel Paul! Er ist mit einigen anderen Gefährten in Lemberg (russisches Gebiet), und es dürfte ihm allem Anschein nach recht gut gehen. Eine schwere Sorge ist damit von uns genommen. Es ist zwar leider – wenigstens derzeit – keine direkte Verbindung mit ihm zu erlangen, aber wir hoffen ja alle sehr, dass sich dies und noch einiges anderes in nicht zu ferner Zukunft ändern wird. Da die Auswanderungsaktion vorläufig eingestellt wurde, ist auch nicht zu befürchten, dass Tante Lisl fort muss.

20. Dezember 1939

Wie ganz anders könnten diese Weihnachten sein! Wann werden wir endlich wieder froh und ohne schwere Sorgen sein dürfen? Papas weiteres Verbleiben im Amt ist wieder sehr fraglich geworden, die Dinge haben sich zum Schlechteren gewendet, es sieht jetzt fast so aus, als ob seine Stellung unhaltbar geworden wäre. Trübe Aussichten für das neue Jahr. Wenn wir wenigstens ins Ausland könnten! Und noch ein anderes Unheil hat uns getroffen. Einer unserer besten Freunde ist mit noch einigen Gesinnungsgenossen verhaftet worden. Was das bedeutet, kann nur der ermessen, der all das Furchtbare, das jetzt geschieht, miterleben muss. Ein Lichtblick wenigstens in diesen Tagen: Onkel Paul hat wieder ein Telegramm geschickt. Es geht ihm gut, wir können ohne Sorge um ihn sein.

20.) Wie ganz anders könnten diese Weihnachten sein! Wann werden wir endlich wieder froh und ohne schwere Sorgen sein dürfen? Papas weiteres Verbleiben im Amt ist wieder sehr fraglich geworden, die Dinge haben sich zum Schlechteren gewendet, es sieht jetzt fast so aus, als ob seine Stellung unhaltbar geworden wäre. Trübe Aussichten für das neue Jahr. Wenn wir wenigstens ins Ausland könnten! Und noch ein anderes Unheil hat uns getroffen. Einer unserer besten Freunde ist mit noch einigen Genüßungsgenossen verhaftet worden. Was das bedeutet, kann nur der ermessen, der all das Furchtbare, das jetzt geschieht, mit,

10. Februar 1940

Endlich, endlich eine etwas ausführlichere Nachricht von Onkel Paul! Es geht ihm gut, er kann etwas verdienen und hat herzliche Aufnahme bei Frau Sch. (Tante Gretes beste Freundin) und deren Familie gefunden, die scheinbar auch gezwungen waren, von ihrem Wohnort Krakau nach Lemberg zu übersiedeln. Was also jeder aus der Karte herauslesen kann, scheint ja recht günstig. Aber nach einem bestimmten, vorher festgelegten Schlüssel sind wir imstande, Nachrichten auszutauschen, die nicht für alle Leute bestimmt sind. So erfuhren wir auch, dass Paul von dem Staat, von dessen Einrichtungen er immer so entzückt gewesen war, sehr enttäuscht ist und sehr gerne wieder hinaus möchte, was leider nicht möglich ist. Wie lange wird das alles noch dauern? Unmöglich länger als bis zum Frühjahr, haben viele Leute im Herbst behauptet. Und nun ist dieses Frühjahr da, und noch kein Ende abzusehen. Peterlein, du weißt nicht, wie gut es dir geht, dass du nichts ahnst von dem, was sich rings um dich abspielt. Wenn ich Bubi frage: „Was träumst du denn?“, so gibt er immer noch unentwegt Antwort: „Von Onkel Paul.“ Und gestern äußerte er den Wunsch: „Der Onkel Paul soll von Lemberg herunterkommen.“ Ja, wenn er könnte!

16. April 1940

Wie lange wird der Krieg noch dauern? Als ich vorige Woche die Nachricht von dem unerhörten Gewaltstreich gegen Norwegen und Dänemark erhielt, meinte ich, nun müsse es bald aus sein. Die Welt müsse sich endlich auflehnen und endlich mit diesen niederträchtigen Methoden aufräumen. Aber bisher ist nichts dergleichen geschehen. Dänemark lässt sich den „Schutz“ ruhig gefallen, nur Norwegen kämpft um seine Freiheit. Wie ist es nur möglich, frage ich mich immer wieder, dass sich Millionen Menschen schweigend die fürchterlichsten Leiden auferlegen, sich ruhig vergewaltigen lassen. Es können nur die Lügen sein, die diesen ungeheuren Einfluss ausüben, die Lügen, die den Menschen täglich und stündlich durch Zeitung und Radio eingehämmert werden, dass alles, was geschieht, das Beste und Schönste, ja das einzig Mögliche überhaupt ist. Und Dumme, die alles glauben, gibt es leider mehr als genug. Sie merken gar nicht, was rings um sie tatsächlich vorgeht. Die wenigen Juden, die noch hier sind, werden in der unerhörtesten Weise gequält, die übrige Bevölkerung durch Steuern und Sammlungen ausgepresst bis auf das Äußerste. Wie lange noch?

24. April 1940

Die arme Tante Lisl hat vor ein paar Tagen schon sehr gefürchtet, eingesperrt zu werden, weil Bubi staatsgefährliche Äußerungen gemacht hat. Zum Geburtstag des „Führers“

war dessen Standbild vor dem Rathaus aufgestellt worden. Als Peterlein vorüberging, rief er laut: „Tante, wird der Mann hinunterpurzeln?“ Ein Arbeiter, der in der Nähe mit der Ausschmückung beschäftigt war, murmelte halblaut: „Na, 's kann scho no a Weil dauern.“ Worauf Tante Lisl mit Bubi eiligst das Weite suchte.

20. Mai 1940

Und wieder der Krieg. Hoffnungslos sieht es jetzt aus. Das Furchtbarste, wie bisher geglaubt, wird Wirklichkeit werden. Deutschland wird siegen, wenn nicht in letzter Stunde ein Wunder geschieht. Binnen fünf Tagen Holland „niedergekämpft“, die stärksten Festungen Belgiens überrannt, Siege, die nur durch brutalstes, rücksichtsloses Vorgehen und durch neue, geheimnisvolle „Kampfmittel“ erzwungen wurden. Fürchterliche Menschenopfer kostet dieses Ringen, grauenhafte Verwüstung bringt der Krieg in bisher friedliche Länder. Und die übrige Welt scheint erstarrt zu sein vor Schrecken. Nichts rührt sich, um Europa zu retten. Schrankenloseste Gewalt wird herrschen, bis in zehn, zwölf Jahren ein neuer Krieg ausbricht. Wann werden die Menschen endlich klüger geworden sein und dieser wahnsinnigen gegenseitigen Vernichtung ein Ende setzen? Werden wir, wird unser Kind noch eine solche Zeit erleben? Wieder stehen wir vor der Notwendigkeit, auswandern zu müssen, sobald dies nur möglich ist. Eine grenzenlose Niedergeschlagenheit, die fast an Verzweiflung grenzt, hat sich meiner bemächtigt. Nur unser Bubi ist unser Trost.

22. Mai 1940

Gestern ist Tante Lisl mit einer freudigen Nachricht gekommen. Sie hat eine Karte aus Lemberg erhalten, von einer Bekannten Onkel Pauls geschrieben. Die unter anderen Mitteilungen auch seine Adresse enthielt. Endlich! Nach zehn Monaten wissen wir jetzt wenigstens, wo er sich befindet. Tante Lisl ist selig, sie hat gleich mehrere Briefe und Karten geschrieben. Hoffentlich erreichen sie ihn! Was wird er uns alles zu erzählen haben, welche unvorstellbaren Abenteuer mag er erlebt haben, er und die vielen anderen, die durch die Ereignisse unbarmherzig mitgerissen wurden.

11. Juni 1940

Ein schwarzer Tag! Das seit langem Befürchtete, der Eintritt Italiens in den Krieg, ist gestern geschehen. Endlich hat der Mann, der sich „Duce“ nennt, die Zeit für gekommen erachtet, um mit Leichtigkeit zu erraffen, was nur möglich ist, um gemeinsam mit Deutschland glänzend zu siegen. Und dafür müssen nun wieder unzählige viele Menschen elend zugrunde gehen. Aber alle sind begeistert, auch

die Leute hier in der Pension [während eines Urlaubsaufenthaltes] sind entzückt, und ich beginne langsam aufzufallen, weil ich nicht an der allgemeinen Freude teilnehme. Der Radioapparat brüllt unaufhörlich, von zeitig in der Früh bis spät abends. Immer wieder kommen Siegesnachrichten, nur unterbrochen von geradezu sadistischen Schilderungen der verzweifelten Lage in Paris. Wie kommt es nur, dass es so erschreckend viele Menschen gibt, sonst ganz gutmütig und vernünftig, die wohl meinen, dass der Krieg zwar schrecklich sei, aber Kriege müssten eben sein. Es würde immer Streitfälle geben, die nur mit den Waffen ausgetragen werden könnten. Ach, warum denn nur? Warum sollte es klugen, wirklich um das Wohl ihrer Völker besorgten Menschen, wie es Staatsmänner doch sein sollten, nicht gelingen, auf friedlichem Wege zu einem guten Ende zu kommen? Es wäre leicht möglich bei Staatslenkern, aber leider nicht bei Machthabern, die Jahre hindurch ihr eigenes Volk mit brutaler Gewalt unterdrückt haben und sich nun anschicken, auch fremde Völker zu unterjochen und deren einziges Argument furchtbarste Waffen sind. Also doch immer wieder Krieg?

26. Juni 1940

[...] Die Pensionsinhaber benachteiligen uns bei der ohnehin nicht sehr reichlichen Verpflegung. Es konnte ihnen eben nicht verborgen bleiben, dass wir nicht derselben politischen Meinung sind wie sie. Sogar auf Peter haben sie es abgesehen. Der Gatte der Wirtin, ein alter Mann, der sonst zu nichts mehr fähig ist, hat es sich scheinbar in den Kopf gesetzt, unserem Bubi den „deutschen Gruß“ beizubringen. Und Peterlein, als ob er ihn necken wollte, läuft, sooft er den Alten sieht, auf ihn zu und fragt: „Kann eine Katze fliegen?“ Der Alte: „Komm einmal her, heb die Hand und sag Heil Hitler.“ [...]

23. August 1940

Noch immer keine Nachricht von Onkel Paul. Ich habe eine solche Angst und Unruhe in mir, ich kann schon fast an nichts anderes mehr denken. Sonderbar, als er damals weggefahren war und wochenlang nichts von sich hören ließ, war ich ganz ruhig und sagte mir und den anderen, dass es eben unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders ginge. Warum nur kann ich jetzt nicht auch so unbesorgt sein? Und dann das andere! Es scheint jetzt schon fast sicher, dass Deutschland den Krieg gewinnt. Mit unsagbarem Entsetzen sehe ich diesem Ende entgegen. Nicht nur uns persönlich wegen, sondern wegen des neuen Krieges, der dann in einigen Jahren unausweichlich sein wird.

21. Oktober 1940

[...] Von einer guten Bekannten Onkel Pauls in Lemberg ist eine Karte gekommen mit der Mitteilung, dass sie von ihm Nachricht bekommen habe. Er befinde sich irgendwo in Zentralrussland in einem Lager, arbeite, es gehe ihm gut, nur dürfe er vorläufig nicht ins Ausland schreiben. Eine furchtbare Last ist von mir genommen, ich fühle mich glücklich und froh wie schon sehr lange nicht. [...]

6. Jänner 1941

Nun ist also endlich eingetreten, was wir seit langem befürchtet hatten. Papa wurde mit 1. Jänner pensioniert. Es war ja ein ganz besonderer Fall, dass er sich noch fast drei Jahre lang halten konnte. Die meisten anderen in seiner Lage wurden schon nach einigen Wochen oder Monaten pensioniert. Nur die besondere Art seiner Verwendung und unentwegter zäher Kampf hatten Papa so lang gehalten. Die Pension ist klein, ungefähr ein Viertel des bisherigen Gehaltes. [...]

4. Februar 1941

Mit einer Schreckensnachricht kam Tante Lisl gestern zu uns. Das Gerücht, das man schon seit einiger Zeit immer wieder hören konnte, bewahrheitet sich, nämlich: Alle Juden müssen bis zu einem bestimmten (baldigen!) Zeitpunkt Deutschland verlassen haben. Also wird diese so genannte „Polenaktion“ doch wieder aufgenommen, nachdem sie bald nach Onkel Pauls „Abreise“ eingestellt worden war. Und diesmal scheint es bitter ernst damit zu sein. Die jüdischen Schulen und Umschulungskurse wurden sofort aufgelöst. Viele Leute wurden schon vorgeladen, um Angaben über ihre Wohn- und sonstigen Verhältnisse zu machen. Wir zittern für die arme Tante Lisl. Furchtbar wäre es, wenn sie nun auch fort müsste. Die Großeltern dürfte es ja wahrscheinlich nicht treffen, ich hoffe doch, dass man eine Altersgrenze setzt und wenigstens die alten Leute über 70 in Ruhe lässt.

20. Februar 1941

Nach dem Besuch bei den Großeltern bin ich jedes Mal in furchtbarer Stimmung. Wir wissen jetzt, dass es keine Altersgrenze gibt. Alle werden weggeschickt, kleine Kinder, Greise, ja sogar Kranke werden aus dem Spital geholt und abtransportiert, ins Ungewisse, ins Elend. Gipfelpunkt der Niedertracht: Die Kultusgemeinde muss Lebensmittelpakete beistellen, die dann am Bahnhof von nationalsozialistischen Ordnern verteilt werden. Das Ganze wird gefilmt und dem Ausland vorgesetzt, dem dann auch erzählt wird, wie gut doch die Juden hier behandelt werden und

wie zufrieden und glücklich sie seien, in die neue Heimat zu kommen. Arme, arme Mama! Und ich muss zusehen, wie sie immer mehr und mehr verfällt, und kann ihr nicht helfen. Grete in Amerika, Paul irgendwo in Russland, ich weiß, wie schwer sie unter den Gedanken leidet, beide vielleicht nicht mehr zu sehen. Ich frage mich mit Entsetzen, wie die beiden alten Leute eine solche „Übersiedlung“ überstehen werden. Wann endlich werden diese furchtbaren Verbrechen gesühnt werden? Wann werden wir wieder leben können?

24. Februar 1941

Tante Lisl hat eine Nachricht gebracht, die uns wieder ein wenig Hoffnung gibt. Sie hat erfahren, dass jeder, der ein Arbeitsbuch [Ausweis mit Angaben zu beruflicher Ausbildung und Arbeitsverhältnissen] besitzt und sich Beschäftigung verschafft, hier bleiben oder zumindest seine Abreise hinausschieben kann. Sie und Papa werden nun versuchen, irgendeine Arbeit zu bekommen, was bei dem großen Mangel an Arbeitskräften hoffentlich auch gelingen wird. Wir können wieder aufatmen. [...]

10. März 1941

Nach vielen langen Reden ist endlich in Amerika das Englandhilfegesetz [materielle Unterstützung Englands durch die USA, unter anderem mittels Lieferung von Kriegsmaterial] in Kraft getreten. Wird es die Rettung bringen? Unser aller Existenz hängt von seiner Wirksamkeit ab. Denn leider sind bisher mehr deutsche als englische Erfolge zu verzeichnen. Was von den Vorbereitungen zur deutschen Frühjahrsoffensive durchsickert, gibt zu den größten Besorgnissen Anlass. Und wenn der Krieg auch nicht mit einem deutschen Sieg in diesem Frühjahr endet, wenn er „bestenfalls“, wie manche Leute sagen, noch zwei Jahre dauert? Ich fürchte sehr, dass es dann zu spät ist und uns kein englischer Sieg mehr helfen kann. Indessen gehen hier die Verschickungen weiter. Den Armen geht es furchtbar schlecht, haben nichts zu essen, bekommen keine Arbeit, sind in den meisten Fällen sehr schlecht untergebracht. Und dieses Schicksal droht den alten Eltern und Lisl. Täglich müssen wir zittern, dass das Schreckliche eintritt, man weiß nicht, ob die Sache mit dem Arbeitsbuch sie schützen kann. Zu all dem noch immer kein Lebenszeichen von Paul. Wie lange werden wir dies alles noch ertragen können?

16. März 1941

Eine gute Nachricht hat Tante Lisl gestern gebracht: Die Transporte nach Polen

sind eingestellt. Aus welchen Gründen diese plötzliche Einstellung erfolgte, ist unbekannt. Ob Außen- oder Innenpolitisches dahinter steckt oder ob einfach nur Kopflösigkeit und Verwirrung die Ursache sind, wer kann es wissen? Ob so oder so, wir sind jedenfalls glücklich darüber, dass die Großeltern und Tante Lisl nicht fort müssen. Gedämpft wird unsere Freude allerdings durch die Tatsache, dass es unseren Verwandten und allen anderen Leuten, die mit ihnen nach Polen mussten, dort furchtbar schlecht geht.

24. März 1941

Eine Freudenbotschaft! Endlich, endlich wieder ein Lebenszeichen von Paul. Zwar keine direkte Nachricht von ihm – das scheint derzeit überhaupt nicht möglich zu sein –, aber eine Karte aus Lemberg, geschrieben von einem Herrn, den Paul dort kennen gelernt hatte. Dieser Mann schreibt, dass er von Paul Müller einen vom 30.1. ds. J. datierten Brief erhalten habe, mit der Mitteilung, dass es ihm gesundheitlich gut gehe, dass er es aber sehr schwer empfinde, von seinen Verwandten in Wien keinerlei Nachricht zu erhalten. Das können wir ihm wohl nachfühlen! Ich bin sehr, sehr glücklich, dass wir endlich wieder ein Lebenszeichen [erhalten haben].

16. April 1941

[...] Nach einigen Tagen Krieg ist Jugoslawien so gut wie vernichtet, die deutschen Armeen überall in Vormarsch begriffen, ohne dass es den Anschein hat, dass die Gegenseite irgendetwas Ernstliches dagegen zu tun imstande wäre. Unsere Hoffnungen sind wieder auf den Nullpunkt gesunken, alles ist wieder grau in grau. Die Nerven nicht verlieren, zuversichtlich bleiben, ja das ist leicht gesagt, aber es fällt schwer, sehr schwer.

23. Juni 1941

Das lang Erwartete, teils Befürchtete, teils Erhoffte ist eingetreten. Krieg mit Russland! Diese in der deutschen Presse so viel besungene „Freundschaft“ hat also doch nicht gehalten. Wir setzen große Hoffnungen in dieses Eingreifen Russlands und glauben, dass der Krieg dadurch bald ein Ende nehmen wird. Aber wird es ein Ende sein, wie wir es uns wünschen? Ein neues Problem, eine neue große Sorge. Und noch andere kommen dazu. Die Hoffnung, mit Paul endlich wieder in Verbindung zu kommen, ist nun endgültig dahin. Und unsere armen Verwandten in Polen!

2. Juli 1941

Es ist niederschmetternd, furchtbar. Nach knapp einer Woche seit Kriegsbeginn scheint es, als ob es dem mächtigen Russland nicht besser ergehen werde als allen anderen Staaten bisher. Eine Sondermeldung jagt die andere, unaufhörlich kommen Siegesnachrichten. Ich bin in ähnlich verzweifelter Stimmung wie jetzt vor einem Jahr in Eichgraben [bei Wien]. Aber damals gab es wenigstens noch die Hoffnung auf die amerikanische und die russische Hilfe. Nun aber hat es ganz den Anschein, als ob selbst diese beiden nicht imstande wären, etwas auszurichten. Wer kann uns jetzt noch helfen? Hoffnungslos!

11. August 1941

Etwas Furchtbares ist heute geschehen und wird, wie ich befürchte, noch weitere Folgen nach sich ziehen. Als ich mit Bubi heute im Gasthausgarten beim Mittagessen saß, rief mich das Mädchen ins Zimmer, ein Gendarm wollte mich sprechen. Er teilte mir mit, dass ich um 2 Uhr beim Gendarmerieposten in Pitten [Bezirk Neunkirchen in Niederösterreich; Peter S. und seine Mutter waren dort vermutlich auf Sommerfrische] sein müsse und er den Auftrag hätte, mich hinzubringen. Warum, wollte ich wissen, aber er zuckte nur die Achseln. Er wisse nichts. Ich ahnte wohl, um was es sich handelte, hatte aber doch noch ein klein wenig Hoffnung, dass es nur wegen des Wäschdiebstahls sei. Aber als ich bei unserem Eintritt (Bubi hatte ich natürlich mitgenommen) das Gesicht des Beamten sah, wusste ich genug. Ob ich nicht Sara hieße, ob ich Jüdin sei, der Meldezettel sei unrichtig ausgefüllt. Mein Mann würde wegen Urkundenfälschung bestraft werden. Nun folgte ein endloses, qualvolles Verhör, bis ich endlich mit dem Auftrag entlassen wurde, meinen Mann zu verständigen, sofort zu kommen, unter Mitbringung der Dokumente. Armer, armer Papa! Peterlein sagte: „Wenn die bösen Männer unserem Bärli was tun wollen, so stürze ich mit einer Säge und einem Hammer in das Zimmer und zerhacke alles, was sie brauchen.“

13. August 1941

Das war ein böser Tag heute! Der arme Papa war gestern abends gekommen, heute früh ging er bei strömendem Regen nach Pitten hinunter und wurde für den Nachmittag nochmals hinbestellt. Volle zweieinhalb Stunden dauerte es, bis er wieder herauskam, und während dieser ganzen Zeit wartete ich mit Peter vor der Türe auf ihn. Und was er mir dann mitzuteilen hatte, war schlimm genug. Eine Bestrafung ist auf jeden Fall zu erwarten, von welcher Art und von welchem Ausmaß ist noch vollkommen unklar.

5. September 1941

Wann wird diese Zeit der Qualen endlich vorüber sein? Was die armen Großeltern und Tante Lisl mitmachen, ist kaum mehr zu ertragen. Nun dürfen sie nur mehr in eigens errichteten Geschäften einkaufen, wo sie kaum die nötigsten Lebensmittel bekommen und sich die Tante Lisl stundenlang anstellen muss. Aber das ist leider noch nicht das Ärgste. Es ist zu befürchten, dass sie in den nächsten Tagen die Wohnung räumen müssen und mit fremden Leuten zusammen in irgendein Loch gesteckt werden. Bisher ist ihnen dieses Unglück erspart geblieben, das schon so vielen Juden widerfahren ist. Aber der Grund für den Hinauswurf verdient festgehalten zu werden. Die Untermieter hatten manchmal zum Fenster hinausgesehen. Das passte dem lieben Gegenüber – nämlich den Herrn von der Gestapo – nicht, und deshalb müssen sämtliche Juden, die in der Straße wohnen, ihre Wohnungen verlassen. Eine kleine Hoffnung besteht allerdings noch, es soll sich in zwei bis drei Tagen entscheiden.

20. September 1941

Unser Leben ist jetzt ein ewiges Auf und Ab zwischen Hoffen und Verzweifeln. Es ist doch nichts mit dem Verbleiben in der Wohnung, nächste Woche müssen sie hinaus. Alle drei werden sie in ein Zimmer gesteckt, mit noch zwei fremden Personen zusammen! Man kann sich gar nicht ausmalen, wie furchtbar das ist. Opapa ist im Spital, weiß noch nichts von diesem Unglück. Und seit gestern müssen sie, wie alle Juden, diesen schrecklichen gelben Fleck mit der Aufschrift „Jude“ tragen. Wann werden wir endlich wieder leben können? Es hat jetzt einige Zeit hoffnungsvoller ausgesehen, aber nun wird wieder unaufhörlich „gesiegt“. Und wir fragen uns täglich verzweifelter, ob wir das alles noch lange werden ertragen können.

9. Oktober 1941

Nun wird es nicht mehr lange dauern, dass wir alle das unerhörte Maß von Qualen und Leiden nicht mehr ertragen können. Die „Polenaktion“ hat wieder begonnen! Unvorstellbar grauenhaft ist das. Menschen, die nichts verbochen haben, werden von ihren Verwandten gerissen, ob alt oder krank ist gleichgültig. Sie müssen in wenigen Tagen ein paar Habseligkeiten gepackt haben (ihr übriger Besitz wird ihnen dann von Staats wegen geraubt), werden eine Woche lang eingesperrt, und dann geht ein „Transport“ dieser Unglücklichen nach Polen. Für unendlich viele kommt diese „Einberufung“ einem Todesurteil gleich. Der Hungertod erwartet sie in der Fremde, wo sie keinerlei Arbeitsmöglichkeit oder Unterstützung finden. Es heißt,

dass bis Ende März alle Juden von Wien fort sein müssen. Es muss doch bis dahin ein Wunder geschehen! Wir können das nicht lange aushalten, immer zittern zu müssen, ob die Großeltern und Tante Lisl die Vorladung bekommen. Heute sind sie in ihre neue „Wohnung“ übersiedelt, es ist ihnen nicht gegönnt, sich von den überstandenen Aufregungen und Plagen zu erholen, die ihnen jetzt gering erscheinen. Nun warten sie auf das Schreckliche. Wie beneide ich oft jene, die noch Glauben, Hoffnung und Stärke im Gebet finden. Aber wir! Wohin sollen wir uns wenden?

20. Oktober 1941

Unverändert schrecklich ist unsere Lage. Nach einigen Tagen des Aufatmens, als es hieß, die Polenaktion sei wieder bis zum Frühjahr eingestellt worden, hören wir, dass die Sache doch weitergeht. Die Durchführung ist sogar noch grauenhafter als bisher. Die Leute werden auf der Straße abgefangen, müssen binnen zwei (!) Stunden ihre Habseligkeiten gepackt haben und zum „Abtransport“ bereit sein. Kein Abschied, kaum eine Verständigung von Verwandten und Freunden ist mehr möglich! Jeder darf zwanzig Mark mitnehmen, wehe dem Unglücklichen, bei dem mehr gefunden wird. Er wird mit Wegnahme seines Koffers bestraft. Tag um Tag warten wir darauf, dass es uns trifft. Solange Opapa noch im Spital ist, haben wir noch Hoffnung, dass wenigstens die Großeltern verschont bleiben. Aber die arme Tante Lisl! Sie ist in furchtbarer Verzweiflung, wagt sich kaum mehr auf die Straße, kommt auch nicht mehr zu uns. Koffer und Rucksäcke sind gepackt und bereit für einen plötzlichen Auszug. Wir sind täglich bei ihnen. Wie schrecklich niederdrückend ist so ein Besuch! Und wir können nichts tun, als auf ein Wunder warten, das uns alle retten soll.

22. Oktober 1941

In all dieser dumpfen Trostlosigkeit ist Peterlein unser einziger Sonnenstrahl.

24. November 1941

Noch immer müssen wir Tag für Tag darauf gefasst sein, dass die Großeltern und Tante Lisl verschleppt werden. Es ist ein furchtbarer Zustand, fast nicht mehr Leben zu nennen. Grauenhafte Dinge werden erzählt, unzählige Tragödien spielen sich ab. Unvorstellbar allein schon die Art, wie die Unglücklichen hier bis zum Abtransport untergebracht sind. Achtzig Personen werden in ein Klassenzimmer gepfercht! Zu alledem kommt noch die Ungewissheit, was sie an ihren Bestimmungsorten erwartet. Kein Einziger hat noch von dort geschrieben! Und wir

müssen zusehen und können nichts, aber auch gar nichts tun, um zu helfen. Alle diese Unglücklichen, die wie Schwerverbrecher behandelt werden, sind hilf- und schutzlos der bestialischen Willkür einer „Staatsgewalt“ ausgeliefert, die nur ihre Vernichtung will. Und noch immer kein Ende abzusehen. Wer von uns wird alles das noch überleben? Unser Freund Hans, Tante Klaras Gatte, zu zwölf Jahren Kerker verurteilt, sagte ihr bei ihrem letzten Besuch: „Es kann nicht mehr länger dauern als ein Jahr. Und dann: Freiheit oder Tod.“

27. November 1941

Immer wieder muss ich es sagen: Wir würden rettungslos versinken in Düsterei und Trauer, wenn wir Peterlein nicht hätten.

20. Dezember 1941

Die grauenhafte Tortur der Verschickungen nach Polen geht nach einer kurzen Pause wieder weiter. Wieder müssen wir in zitternder Angst täglich darauf warten, dass die Großeltern und Tante Lisl drankommen. Niemand von den Leuten, die schon fort mussten, hat noch geschrieben. Was geschieht mit den Unglücklichen? Der Eintritt Amerikas in den Krieg, auf den wir so große Hoffnungen setzten, scheint, wenigstens vorderhand, auch keine Änderung unseres Schicksals zu bewirken. Ich fürchte, die Hilfe wird zu spät kommen, wir werden sie nicht mehr erleben. Es kommt mir manchmal wie Vermessenheit vor, jetzt, da so fürchterlich viele Menschen zugrunde gehen müssen, zu glauben, dass wir alle unversehrt aus diesem Hexenkessel entkommen könnten. Und doch kann ich nicht anders als hoffen, dass wir alle, alle bald glücklichere Zeiten erleben werden. Wir könnten nicht weiterleben ohne diese Hoffnung.

31. Dezember 1941

Das alte Jahr ist zu Ende! Es hat uns allen viel Schlimmes gebracht. Wir können nur hoffen, dass das nun beginnende neue Jahr besser sein wird und uns die Erfüllung unserer Wünsche bringt. Unvorstellbar, dieses Leben noch länger ertragen zu müssen. Ob wir uns jemals wieder davon erholen werden können? Ich sicherlich nicht mehr. Ich fühle es oft mit furchtbarer Deutlichkeit, wie alles in mir zusammengebrochen ist. Niemals kann diese Verwüstung wieder gutgemacht werden. Ich bin nicht mehr jung genug, um wieder aufbauen zu können. Nun, da der Sommer meines Lebens zu Ende geht und ich zurückblicke, kommt mir die bittere Erkenntnis: Es hätte anders sein können. Zu spät! Was kann nun noch

kommen? Und doch! Es ist etwas Eigenes um das Hoffen eines Menschen, nie lässt es sich ganz unterkriegen. Von allen Jahreszeiten habe ich immer den Herbst am meisten geliebt. Könnte er nicht auch in meinem Leben die schönste Zeit werden? Nur – es ist viel Wehmut und Abschiedsschmerz in aller Herbstschönheit. Vorüber das zarte Frühlingssehnen, vorüber der stürmische Sommer. Wie sehnlich wünsche ich mir jetzt oft jemanden, dem ich alles sagen könnte, was mich bedrückt. Lächerlicher Gedanke! Alle, die mir nahe stehen, haben selbst so furchtbar schwer zu tragen, dass man ihnen unmöglich noch etwas aufbürden kann. Nur ein Mensch, der selbst keine Last zu schleppen hat, könnte mir helfen, mein schweres Gepäck zu tragen. Egoistisches Klagen! Sie müssen jetzt hinter den anderen Sorgen zurückstehen.

29. Jänner 1942

[...] Wie viel ein Mensch doch aushalten kann! Die furchtbarste Last, nun schon seit vier Monaten, ist die fast unerträgliche Angst, die Großeltern und Tante Lisl zu verlieren. Die grauenhaften Verschickungen dauern an. Kranke, selbst Sterbende werden zum Bahnhof geschleppt und müssen fort, ins unbekannte Elend. Die Unglücklichen dürfen nicht schreiben, man hört nur gerüchteweise, dass an den Orten, wo sie hingebracht werden, furchtbare Seuchen herrschen. Und ein solches Schicksal droht unseren Lieben! Man zittert und wartet und kann nichts, aber auch gar nichts tun, um das Schreckliche abzuwenden. Nur hoffen kann man, dass sie durch irgendeinen unverhofften Glücksfall davor bewahrt bleiben. Dann ist noch die ständige, furchtbare Sorge um Onkel Paul da, die uns alle nie verlässt. Werden wir ihn jemals wiedersehen? Und wann? Wann wird denn dieser fürchterlichste aller Kriege ein Ende nehmen? Unentwegt glauben wir an einen guten Ausgang, aber wer von uns, fragen wir immer wieder, wird ihn erleben?

31. Jänner 1942

Welches Glück, dass wir unser Kind haben! Furchtbar, trostlos wäre unser [Leben.]

7. Februar 1942

Wir dürfen wieder für eine Weile leben. Die Transporte nach Polen sind vorläufig wieder einmal eingestellt. Man weiß nicht, auf wie lange, es kann nächste Woche wieder losgehen, es kann Monate dauern. Aber man ist bescheiden geworden und schon froh, dass man die nagende Sorge wenigstens für eine Zeit losgeworden ist.

9. Februar 1942

Tante Lisl, die wahrlich nicht zu wenig zu tragen hat, hat eine neue Sorge auf sich genommen. Sie betreut ein Kind, dessen Mutter nicht für ihn sorgen kann. Die Großeltern, bei welchen das Kind bisher lebte, mussten fort. Der kleine Walter ist ein herziges, braves Kind [...].

19. Februar 1942

Wie eine öde Wüste liegt die Zukunft vor uns. Nur hie und da winzige Oasen, kleine Hoffnungsschimmer, die gerade noch reichen, um uns nicht ganz untergehen zu lassen. Aber sonst: trostlos. Der Krieg scheint kein Ende nehmen zu wollen. Je mehr er sich ausbreitet, desto ferner wird das Ende gerückt. Und wir unverbesserlichen Optimisten hatten gehofft, der Eintritt Amerikas werde es beschleunigen. Furchtbar viele Opfer hat der Krieg schon geholt. Nicht nur die, die an den Fronten fallen. Auch aus unseren Kreisen, Bekannte und Verwandte, die in Polen zugrunde gehen mussten. Entsetzt fragen wir uns, welches Recht gerade wir beanspruchen, unversehrt aus diesem Chaos hervorzugehen.

28. März 1942

Nun haben wir es doch erlebt, was wir bei Kriegsbeginn so sehr gefürchtet hatten und von dem wir wunderbarerweise bis jetzt verschont geblieben waren. Fliegeralarm! Das schauerliche Heulen der Sirenen weckte uns alle vier gleichzeitig aus dem besten Schlaf. Es war gegen halb drei Uhr früh. Peterlein sprang sofort aus dem Bett und rief ärgerlich: „Was ist denn das? Das soll sofort aufhören, ich mag das nicht hören!“ Er war nicht ängstlich, nur zornig. Tante Hilda kleidete ihn an, wir gingen alle in die Luftschutzkeller. Auf Peters Fragen wurde ihm erklärt, es werde gewettet, wer am schnellsten angezogen und im Keller sei. [...]

21. April 1942

Drei schreckliche Tage sind hinter uns. Es wurde gewütet wie noch nie, fast zweitausend Aushebungen fanden statt. Die Großeltern und Tante Lisl flüchteten zu uns, da jemand gesagt hatte, die Abwesenheit vom Hause könnte vielleicht nützen. Hätte man mir vor einigen Jahren gesagt, dass Derartiges kommen könnte, hätte ich sicherlich darauf gesagt: „Nein, so etwas ist doch heutzutage nicht möglich.“ Menschen, die nicht das Geringste verbrochen haben – auch nicht gegen den Staat, der sie so fürchterlich verfolgt –, werden gejagt, zusammengefangen und wie Schwerverbrecher behandelt. Nein, viel ärger noch! Ein Verbrecher hat noch

wenigstens seine Pritsche in der Zelle, bekommt sein Essen. Diese Unglücklichen werden in kleinen Räumen zusammengepfercht, drei müssen auf einer Matratze liegen. Nach einigen Tagen werden sie auf Lastautos „verladen“, dicht gedrängt stehend werden sie zum Bahnhof geführt, dann geht es fort, in das Elend, in den Hunger, für viele wohl in den Tod. Wie ein Witz mutet es an, dass vor der „Abreise“ von jedem ein Wisch unterschrieben werden muss, dass er „freiwillig“ auf sein zurückgelassenes Hab und Gut verzichtet. Ja, die Deutschen sind eben das edelste Kulturvolk der Welt, wie unlängst in einer Zeitung stand. Für diesmal sind unsere Lieben dem Furchtbaren noch entgangen. Es heißt, dass nun einige Tage Ruhe sein wird. Und dann? Ach, könnte man doch beten!

23. April 1942

Wir können wieder aufatmen. Die Gefahr ist wieder vorüber, man hofft, dass nun einige Zeit Ruhe sein wird. Ganz sicher wissen kann das niemand. Aber wir sind schon so arm und so bescheiden geworden, dass es uns schon genügt, um besser und zuversichtlicher gestimmt zu sein. Es ist aber natürlich leider noch immer kein Grund zur Sorglosigkeit vorhanden. [...]

18. Mai 1942

Nach einer ganz kurzen Zeit, in der es mit den Aushebungen etwas weniger schrecklich war, geht es nun wieder ganz fürchterlich los. Es wird immer ärger. Bisher wurde immer abends Schluss gemacht, jetzt aber wird die ganze Nacht „gearbeitet“. Grauenhaft, diese Vorstellung! Man wird mitten in der Nacht aus dem Bett gerissen und fortgeschleppt, ohne dass man Verwandte und Freunde noch einmal sehen darf. Nach einigen Tagen geht es fort, an ein unbekanntes Ziel, das für die meisten den Tod bedeutet. Für welche Verbrechen werden die Unglücklichen so schwer bestraft? Würde man dies alles nicht selbst sehen, man würde nicht glauben und nicht fassen können, dass es eine derartige Bestialität gibt. Und das ist unser Leben jetzt. Von einem Tag zum anderen zittern und warten. Und immer noch keine Aussicht auf eine Änderung!

16. Juni 1942

Das Schrecklichste ist das Erwachen jeden Morgen. Wie wilde Tiere, die durch den Schlaf gebändigt waren, fallen dann all die furchtbaren Dinge über mich her. Namenlos traurig ist dieses tägliche Erwachen. Sofort fällt mir jedes Mal alles ein: wie an dem Unglückstag um halb sechs Uhr früh das Telefon läutete

und Opapa mitteilte, dass Lisl fort müsse. Wir fuhren sofort hin und kamen gerade, als sie als Letzte das voll beladene Lastauto besteigen wollte. Nur eine kurze Umarmung war uns gegönnt, dann wurde sie „verladen“. Die Eltern erzählten uns dann: Die Ordner waren gegen 12 Uhr nachts gekommen. Die jüngeren Wohnungsinsassen mussten die ganze Nacht packen, um zeitlich früh bereit zu sein. Unser armes Liserl hatte sich die ganze Zeit über sehr tapfer gehalten und noch die Eltern zu trösten versucht. Vorgestern ging der Transport. Wir hatten in Erfahrung gebracht, dass die Lastautos zwischen zwei und fünf Uhr nachmittags über die Schwedenbrücke fahren würden, und wir hatten uns alle aufgestellt, um sie noch einmal zu sehen. Leider war gerade an diesem Tage eine andere Einteilung getroffen worden, und schweren Herzens mussten wir wieder gehen, ohne dass uns ein letzter Blick auf sie gegönnt war. Nur die Hoffnung bleibt uns, dass sie auch dies alles gut übersteht und diese fürchterliche Zeit bald zu Ende sein wird.

29. Juni 1942

Ein trüber Tag für mich ist zu Ende gegangen. Ich war beim Begräbnis einer Tante. Als einzige Verwandte unter einigen Freunden der Verstorbenen, die Eltern hatte das Fahrverbot gehindert, auch zu kommen. Sie war keines natürlichen Todes gestorben, sie war freiwillig aus diesem unerträglich gewordenen Leben gegangen. Wieder ein Opfer (das wievielte schon?) dieser qualvollen Zeit. Ich fühle Reue in mir, mache mir Vorwürfe, mich nicht mehr um die Einsame gekümmert zu haben. Zu spät! Wie oft wird dieses bittere Wort in mir noch weh tun?

1. Juli 1942

Oft wundere ich mich jetzt über mich selbst, dass ich die Kraft aufbringe zu leben, alles Schreckliche zu ertragen [...] die arbeiten können, werden ja gerade noch soviel zu essen bekommen, dass sie nicht verhungern. Aber die arbeitsunfähigen Alten? Es passt ganz zu allen übrigen Bestialitäten, dass man sie einfach verhungern lässt. Tante Liserl ist jung, wenn auch zart, so doch gesund. Sie werden wir bestimmt wiedersehen, sie wird es überstehen. Aber die alten Großeltern?

4. Juli 1942

Kinder sind undankbar. Niemals fragt Peter nach Tante Lisl, niemals spricht er von ihr. Und er hat sie doch immer sehr gerne gehabt, liebte sie sicherlich mehr als mich. Nur ganz selten und nebenbei erwähnt er sie. [...]

25. Juli 1942

Wir haben bisher noch immer nicht genug Unglück erlitten. Vorgestern wurden die Großeltern weggeschleppt, genau sechs Wochen nach Lisl. Ich bin wie betäubt von diesem neuen, ärgsten Schlag. Vergeblich meine Hoffnung, dass alte Leute doch von diesem Schicksal verschont bleiben würden. Obwohl dieser furchtbare Tag für immer in mein Gedächtnis eingegraben ist, will ich versuchen, soweit es mir möglich ist, ruhig zu schildern, was an diesem Tag geschehen ist. Gegen 10 Uhr vormittags wurden wir vom Hausbesorger des Hauses der Eltern telefonisch verständigt, dass die Eltern ausgehoben wurden. Wir fuhren hin und durften ausnahmsweise die Wohnung betreten. Sie hatten die ganze Nacht gepackt. Omama war bewundernswert. Sie empfing uns ruhig und lächelnd, als ob sie eine Erholungsreise vor sich hätte, sie tröstete mich, als sie meine Verzweiflung sah, mit lieben Worten. Nachmittags wurde ich wieder angerufen, die Eltern seien noch immer in der Wohnung. Ich fuhr nochmals hin und blieb, bis sie abgeholt wurden, halb sieben abends. Das sind die bloßen Tatsachen.

19. August 1942

Es ist etwas ganz Sonderbares um Peters Verhalten gegenüber dem Verschwinden seiner Großeltern und Tante Lisl. Erst hat es mir sehr weh getan, dass er nie nach ihnen fragte, aber dann bin ich daraufgekommen, dass er absichtlich nicht daran rühren will. Er weiß, dass es etwas Besonderes und Trauriges mit diesen plötzlichen Abreisen auf sich hat. Es ist ganz etwas anderes, als wenn Tante Hilda und Onkel Robert auf Urlaub fahren und versprechen, bald wieder zu kommen. Er war ja bei dem furchtbaren Abschied dabei. Es ist ihm alles daran unheimlich, er will nicht davon sprechen. Es geht ihm dabei ähnlich wie mir. Obwohl ich unaufhörlich daran denken muss, vermeide ich es, davon zu sprechen. Es schmerzt wahnsinnig, wie das Berühren einer offenen Wunde.

21. Oktober 1942

Gestern waren es drei Jahre, dass Paul von uns fort musste. Ein trauriger Gedenktag! Niemand von uns hätte damals gedacht, dass wir in drei Jahren noch immer getrennt sein würden. Und die Trennung ist noch nicht das Ärgste. Wüsste ich nur das Geringste von ihm, ebenso wie von allen anderen unseren Lieben! Es ist grauenhaft, dieses vollständige Abgeschnittensein, unvorstellbar, dass menschliche Gehirne imstande sind, eine derartige sadistische Bosheit zu ersinnen, wie es das Schreibverbot ist. Wann werden endlich all die furchtbaren Verbrechen gesühnt

werden, die jetzt an wehrlosen Menschen begangen werden? Wie viele werden das Ende noch erleben? Nie noch war ich so verzweifelt und so hoffnungslos wie jetzt. Ich habe es noch keinem Menschen gesagt, weil sich alles in mir sträubt, es auszusprechen: Ich glaube nicht mehr daran, dass einer meiner Lieben das alles überleben wird. Welchen Abgrund von Qual und Schmerz diese Erkenntnis für mich bedeutet, kann niemand ermessen. Wenn Peter nicht wäre, der mich ja doch noch braucht, ich glaube, ich könnte mich leicht entschließen, dieses elende Leben nicht mehr weiterzuschleppen. Es ist noch nicht lange her, dass ich trotz allem immer noch hoffte. Aber nun sehe ich immer klarer, dass gar nichts geschieht, um das baldige Ende des Krieges und damit unsere Erlösung herbeizuführen. Seit fast einem Jahr steht Amerika im Kriege, und nicht das Mindeste hat es bisher unternommen, um die Geschehnisse zu beeinflussen. Man wartet einfach. Ob inzwischen noch einige tausend Juden, Tschechen und Polen mehr zugrunde gehen, was liegt daran?

23. Oktober 1942

Inzwischen gehen hier die Brutalitäten gegen die wenigen Juden, die noch hier sind, weiter. Sie bekommen kein Mehl, keine Teigwaren, Hülsenfrüchte, Eier, Milch, Nahrungsmittel, Fische, kein Fleisch, Gemüse, Obst. Was bleibt? Fast nur Brot und Kartoffeln. Man kann sich vorstellen, was das bedeutet, wenn man bedenkt, wie schwer es uns schon fällt, uns zu ernähren, die wir doch, wenn auch in sehr geringen Mengen, diese Lebensmittel zur Verfügung haben.

14. November 1942

Endlich wieder Hoffnung! Nach einer langen Zeit tiefster Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit dürfen wir endlich wieder aufatmen. Seit mehr als einer Woche geht es in Afrika rasch vorwärts. Zum ersten Mal seit Beginn des Krieges sind die großen Erfolge auf der anderen Seite, und das gibt uns berechtigten Anlass, wieder neuen Mut zu schöpfen. Nur rascher sollte es gehen!

30. Dezember 1942

[...] Ich lebe in einer unbeschreiblichen Gemütsverfassung, wenn man das überhaupt noch leben nennen kann. Was immer ich tue oder rede, sehe oder höre, wo immer ich bin, nicht einen Augenblick verlassen mich die qualvollen Gedanken an meine Lieben. Was werden sie alles erdulden müssen? Man hört so schreckliche Dinge über das Schicksal der Unglücklichen. Kein Lebenszeichen, immer nur peinigende Ungewissheit! Es soll zwar erlaubt sein, aus Theresienstadt zu

schreiben, einige haben es auch schon getan, aber die Eltern noch immer nicht. Was wird mit ihnen sein? Werde ich sie wiedersehen, werden sie bis zum Ende durchhalten können? Auch dieses Jahr haben wir mit großen Hoffnungen begonnen. Es hat sich nicht erfüllt. Aber wir glauben trotz allem, dass das neue Jahr unsere Zuversicht nicht enttäuschen wird.

5. Februar 1943

Gestern ist die erste Nachricht aus Theresienstadt gekommen. Ach, mir wäre lieber, sie wäre nicht gekommen! Eine Karte mit belanglosen Nachrichten, von Papa geschrieben. Und kein Wort, kein Gruß, nicht die leiseste Erwähnung von Mama! Ich bin wie betäubt von Schmerz, ich glaube, ich kann diese Qual nicht mehr lange ertragen. Oder kann es denn für diese Karte doch noch irgendeine harmlose Erklärung geben? Ach Hoffnung! Ich darf sie noch nicht ganz aufgeben.

8. Februar 1943

Nie hätte ich früher geglaubt, dass man, wenn man unaufhörlich nur an Furchtbares denken kann, auch noch imstande ist, so weiterzuleben, als ob nichts geschehen wäre. Ich mache meine täglichen Arbeiten, mit Peter geschieht alles, was für ihn notwendig ist, nichts darf unterbleiben. Aber ich leide unsagbar. Und suche immer wieder nach Erklärungen. Vielleicht wohnen sie getrennt und schreiben jeder nur für sich, um dadurch die doppelte Anzahl der erlaubten Karten und Liebesgabenpakete zu bekommen? Ach, wenn das doch nur so wäre!

10. Februar 1943

Ich hoffe immer noch und warte täglich auf Post. Wird sie nicht kommen? Werde ich von meiner lieben, guten Mama wirklich kein Lebenszeichen [erhalten?]

8. April 1943

Es geht fürchterlich bergab mit mir. Ich glaube, ich werde diesen Zustand der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit nicht mehr lange aushalten können. Oft fürchte ich, wahnsinnig zu werden. Aber hoffentlich bleibe ich davor bewahrt. Die Hoffnung, dass ich meine Lieben wiedersehe, sinkt von Tag zu Tag. Es wäre ja fast schon ein Wunder, wenn sie zurückkommen würden. Und ich weiß: Bis ans Ende meines Lebens würde ich es nicht verwinden können, sie auf so furchtbare Art verloren zu haben. Hat es denn dann überhaupt noch einen [Sinn?]

12. April 1943

Heute früh erlebte ich eine große Überraschung. Ich erhielt aus Amerika einen Brief von Tante Grete. [...] Grete hatte anscheinend an die Eltern geschrieben und keine Antwort erhalten. [...]. Where are [they] and are they alright? How is your family? Nothing from Paul. [...] Ich konnte ihr leider keine tröstliche Antwort geben, nur so viel: „Eltern seit Ende Juli Theresienstadt, nur von Papa einmal Nachricht. Liesl Anfang Juni fort, Aufenthalt unbekannt. Nichts von Paul. Uns geht es gut. Viele Küsse. Martha.“ Arme Schwester! Wie wird nun auch sie leiden. Die Worte in ihrem Brief haben mich furchtbar getroffen. Nichts von Paul! Ich hatte bisher immer gehofft, dass sie schon Nachricht von ihm hätte. Russland und Amerika sind ja befreundet, es muss daher den Menschen in Russland möglich sein, nach Amerika zu schreiben. Ich will nicht daran denken und kann doch nicht loskommen davon. Immerfort kreisen dieselben Gedanken in meinem Kopf.

3. Mai 1943

Das war gestern ein Freudentag für mich! Wir haben von Mama eine Karte bekommen. Nach Monaten qualvollen Wartens. Sie lebt, ist gesund und es geht ihr gut! (Soweit es den armen Menschen dort in der Verbannung überhaupt gut gehen kann.) Aber es ist schon sehr viel für mich zu wissen, dass sie da ist. Hatte ich doch schon fast keine Hoffnung mehr! Auch sie schreibt nur von sich, und der Grund für dieses Verhalten dürfte der sein, auf diese Art mehr Post und Päckchen erhalten zu können. Schade, dass ich die Karte nicht schon ein paar Wochen früher erhielt, ich hätte Grete anders schreiben und ihr unnötige Sorgen ersparen können. Jetzt wünsche ich mir nur noch eines: dass ein Wunder geschehen mag und auch von Paul und Liesl Lebenszeichen kommen!

11. Mai 1943

In den vergangenen schweren Wochen hätte ich es nicht für möglich gehalten, dass Kummer und Sorgen für mich wieder erträglicher, dass meine Hoffnungen so bald wieder steigen würden. Das hat vor allem Mamas Karte bewirkt. So unwahrscheinlich es schien, dass sie noch am Leben ist – nun ist das Unwahrscheinliche doch wahr geworden. Es ist vielleicht töricht, von diesem Fall auf andere zu schließen. Die Verhältnisse sind ja bei Paul und Lisl leider ganz andere, aber ich habe trotzdem für beide wieder Hoffnung. Denn trotz allem, was angeführt werden kann, um die Unmöglichkeit zu beweisen, dass sie alles, was sie sicherlich zu ertragen haben werden, überleben könnten, kann es, ebenso wie in Mamas Fall,

möglich sein, dass sie lebend und gesund sind und wir sie irgendwann wieder in die Arme schließen werden können. Und dass dieses möglichst bald ist, denn die Kriegslage ist jetzt günstiger als jemals zuvor.

9. Juni 1943

Wie lange wird es noch dauern? Der fürchterliche Krieg geht weiter. Es gibt Leute, die ihm noch drei, vier Jahre Dauer [geben.] Wir glauben das nicht. Wir können es nicht glauben, da wir sonst vollständig verzweifeln müssten. Es geht ja vorwärts in unserem Sinne, aber langsam, viel zu langsam für unsere Ungeduld. Und jede Woche, jeder Tag länger verschärft die Gefahr für unsere Lieben. Auch wir würden wahrscheinlich nicht verschont bleiben, wenn der Krieg noch länger dauert. Dass Papa oder ich oder auch wir beide irgendwo im Arbeitsdienst „eingesetzt“ werden, wie es so schön heißt, ist sehr wahrscheinlich. Von dem millionenfachen Leid, das dieser grauenhafte Krieg über die ganze Welt bringt, will ich gar nicht sprechen. Worte sind zu schwach, um auszudrücken, was darüber zu sagen wäre.

11. Juni 1943

Heute ist es ein Jahr, dass wir unser armes Liserl zum letzten Male sahen. Wie mag es ihr in diesem ganzen, furchtbaren Jahr ergangen sein! Lebt sie noch? Ach, hoffentlich, hoffentlich übersteht sie diese schreckliche Zeit. [...]

11. August 1943

Als wir vom Urlaub nach Hause kamen, fanden wir zwei Karten aus Theresienstadt vor. Eine von Mama und die andere von Tante Johanna. Im ersten Augenblick war die Freude sehr groß. Aber dann kamen gleich wieder quälende Zweifel. Die Karte nämlich, die mit „Mama und Omama“ unterschrieben war, verzeichnete wieder „Frieda Better“ als Absenderin. Das allein wäre ja noch nicht so arg, es kann aus irgendwelchen Gründen notwendig sein, einen fremden Namen anzugeben, aber das Niederschmetternde für mich ist, dass die Karte nicht von Mamas Hand stammt. Warum nur, warum schreibt sie die Karte nicht selbst? Kann es denn dafür irgendeinen Grund geben?

18. September 1943

Es sind zwei Karten gekommen aus Theresienstadt, eine von Papa und eine von Tante. Sie haben anscheinend Privatquartiere bekommen, es sind zwei verschiedene Gassen als Adresse genannt und nicht mehr „Gu 306“, wie bisher. Doch was

mich immer wieder in Sorge und Zweifel stürzt, kein eigenhändiges Wort von Mama. Was kann denn nur dafür die Ursache sein? Dies und die Ereignisse in Italien haben mich wieder ganz fertig gemacht. Es ist wirklich schrecklich. Vor einer Woche war die Hoffnung und die freudige Erwartung auf das Höchste gestiegen, und nun diese furchtbare Enttäuschung!

11. Oktober 1943

Gestern haben wir eine Karte aus Theresienstadt bekommen, nach langer Pause wieder von Frieda Better. Aber die Freude darüber hat nur einige Sekunden gedauert. Ich sah sofort, dass die Karte wieder nicht von Mamas Hand stammte. Was steckt da nur dahinter, warum schreibt mir Papa nicht endlich, was das zu bedeuten hat. Jede solche Karte stürzt mich von neuem in Angst und Verzweiflung. Es ist sonderbar, dieses Auf und Ab meiner Hoffnungen. Es gibt Tage, an welchen ich sehr zuversichtlich bin, aber diese werden immer seltener. Dann gibt es wieder Tage, an welchen ich keinen Funken Hoffnung mehr habe, Mama, Paul und Lisl jemals wiederzusehen. Ich kann gar nicht schildern, wie mir da zumute ist. Ich möchte am liebsten dieses Leben hinwerfen, und wenn Peter nicht wäre, wer weiß, ob ich es nicht schon getan hätte.

25. Oktober 1943

Es mehren sich die Tage tiefster Verzweiflung. Meine Hoffnung, die drei, die mir nach Mann und Kind die Liebsten und Nächsten sind, je wiederzusehen, ist fast auf Null gesunken. Ich habe wieder Grauensvolles über das Schicksal von nach Polen Verschleppten gehört. Es ist so über alle Maßen fürchterlich, dass ich es nicht über mich bringe, es hier niederzuschreiben. Aber ich bin krank, vollkommen verwüstet seither. Unser armes, süßes Liserl schutzlos diesen Mordbestien ausgeliefert! Kann man sich dieses Maß an Leiden überhaupt nur vorstellen, das ein so durch und durch gutes, unschuldiges Geschöpf wie sie erdulden muss. Nein, ich bin nicht fähig auszudrücken, welcher furchtbarer Schmerz in mir bohrt. Und ich muss es ganz allein tragen. Denn ich kann und will Papa, der immer noch hofft, nicht auch diese entsetzliche Last tragen lassen.

29. Oktober 1943

Ich bin jetzt zwei Tage gelegen. Heute bin ich schon aufgestanden, obwohl es mir noch nicht ganz gut geht. Aber es fehlt eben meine Arbeit an allen Ecken und Enden, und überdies halte ich es länger im Bett gar nicht aus. Es ist eine Angina.

Unangenehmer als die Halsschmerzen waren mir aber die mehrere Tage dauernden Kopfschmerzen und das zeitweise hohe Fieber. Aber was sind alle diese körperlichen Leiden gegen die seelischen, die ich ertragen muss.

8. November 1943

Es geht überall sehr gut vorwärts, in Russland und in Italien, und auch verhältnismäßig rasch. Verhältnismäßig! Wenn wir nicht um Menschen zittern müssten, für die jeder Tag länger Krieg Lebensgefahr bedeuten kann, könnten wir wohl auch mit dem Tempo zufrieden sein. Aber nein, man kann das auf keinen Fall sagen. Vier Jahre und zwei Monate wütet nun schon dieser entsetzliche Krieg. Und noch kann kein Mensch ahnen, wann er zu Ende sein wird. Der letzte Weltkrieg hat vier Jahre und drei Monate gedauert, aber jeder konnte sich schon Monate vorher ausrechnen, dass er nicht mehr lange dauern könne. Jetzt versagen alle noch so klug berechneten Voraussagen. Sicher ist nur, dass bis zum Letzten mit aller Verbissenheit gekämpft werden wird. Wie lange?

13. März 1944

Der 13. März, ein bedeutsames Datum! Heute vor sechs Jahren hat unser Unglück begonnen. Zunächst hatte sich freilich nichts in unserem Leben geändert. Aber die Furcht war da vor dem Schrecklichen, das nicht ausbleiben konnte. Und es blieb auch nicht aus. Es kam der 9. November, und mit ihm der Beginn der furchtbaren Judenverfolgungen. Die Geschäfte wurden gesperrt, die Vermögen beschlagnahmt. Dann mussten die Eltern aus der Wohnung, die sie jahrzehntelang bewohnt hatten, heraus. Der Krieg brach aus, einige Wochen später wurde Paul verschickt. Auch Liserl musste bald ihre Wohnung aufgeben. Und nun riss die endlose Kette furchtbarer Quälereien nicht mehr ab. Sadistische Gehirne brüteten täglich neue aus. Dabei waren die Kürzungen der Lebensmittelrationen, der Judenstern und die Zusammenpferchungen in Massenquartieren noch nicht das Ärgste. Das Schrecklichste, vor dem wir alle täglich und stündlich zitterten, waren die Verschickungen. Endlich traf uns auch dieser Schlag. Nun sind es bald zwei Jahre, dass Liserl und die Eltern fort sind. Es sieht jetzt hoffnungsvoller aus in der Welt. Aber immer, immer peinigt mich nur die eine Frage: Werden sie das Ende auch erleben, werden wir uns endlich alle wiedersehen?

16. März 1944

Auch wenn wir keine großen Sorgen hätten: Es wäre kein schönes Leben, das wir jetzt zu führen gezwungen sind. Es ist ja gar kein „Leben“ mehr, es ist nur noch

ein Vegetieren. Nur Arbeit und Pflichten vom frühen Morgen bis zum späten [...].

7. Juni 1944

Die Invasion, die lang erwartete und erhoffte Invasion hat endlich begonnen! Gestern früh, in der Normandie. Vorgestern wurde der Fall Roms gemeldet und gestern der Beginn der Invasion. Zwei sehr hoffnungsvolle Nachrichten für uns. Es gibt Leute, die das Ende schon für August, spätestens aber für Anfang November voraussagen. So optimistisch kann ich nun nicht sein. Zu oft schon bin ich enttäuscht worden. Aber immerhin: Es steht nicht schlecht mit unseren Aussichten. In Italien geht der Rückzug in einem unerwartet raschen Tempo vor sich. Wie sich die Dinge in Frankreich entwickeln werden, kann man natürlich noch nicht sagen. Aber der Anfang war vielversprechend. Also hoffen wir!

17. Juni 1944

Peterlein geht es besser, aber mit mir steht es dafür desto schlimmer. Nach anfänglicher auffallender Besserung nach meinem Arztbesuch Anfang Mai ist es in letzter Zeit zu einem geradezu katastrophalen Rückschlag gekommen. Und ich weiß nicht, ist mein trauriger körperlicher Zustand die Folge meiner seelischen Leiden oder umgekehrt. Besonders abends fühle ich mich immer derart elend, dass ich nur den einen Wunsch habe: mich hinlegen und von allem erlöst sein. Papa und Peter? Ach die würden drüber schon hinwegkommen, ich glaube nicht an meine Unersetzlichkeit. Die Erkenntnis, dass das Leben mir nichts mehr bieten kann, hat sich in mir durchgesetzt. Manchmal bäume ich mich noch auf, versuche mich aufzuraffen, mir ist, als hörte ich eine Stimme: „Was hast du aus deinem Leben gemacht!“ Und die Schuld drückt mich nieder, die Schuld, dass ich selbst mein Leben zerstört habe. Aber dann versinkt wieder alles in Hoffnungslosigkeit. Ich fühle, wie ich unaufhaltsam abwärts gleite, und möchte um Hilfe rufen. Ein Hilfeschrei, den niemand hört!

19. Juli 1944

Der Krieg geht weiter. Ins Endlose. Bei Beginn der Invasion hat es viele gegeben, auch Papa war darunter, die hoffnungsvoll sagten: „Bis zum Herbst!“ Aber es geht entsetzlich langsam weiter in Frankreich. Auf der anderen Seite gehen zwar die Russen in einem unerhörten Tempo vor, sie sind nur mehr einige Kilometer von der ostpreußischen Grenze entfernt, aber das allein kann leider den Krieg nicht beenden. Dabei wird jetzt auf allen Seiten mit einer Erbitterung gekämpft, so als

ob der Krieg erst begonnen hätte und nicht schon fünf Jahre dauerte. Oder es wollen jetzt alle alles daransetzen, um ihn zu beenden. Fürchterlich, über alle Begriffe fürchterlich ist dieses Morden!

21. Juli 1944

Ein Attentat auf den Führer! Leider missglückt. Die ganze Welt hätte erlöst sein können, der Krieg könnte morgen aus sein, wenn es gelungen wäre. Schade! Generäle waren die Verschwörer und Ausführenden. Sie werden fürchterlich büßen müssen dafür, dass sie die Menschen von diesem Ungeheuer befreien wollten. Aber klar ist nun auch geworden, wie verlogen die Behauptung war, dass die ganze Wehrmacht unbedingt treu zum Führer steht. Was wird nun kommen? Ich fürchte, es wird nichts Gutes für uns sein.

24. August 1944

Gestern erhielt ich eine Karte der Tante, die auch in Theresienstadt ist. Es ist niederschmetternd für mich, die Karte gibt mir so gut wie Gewissheit, dass meine liebe Mama nicht mehr am Leben ist. Es ist auf der Karte noch immer nicht direkt gesagt, aber die Tante schreibt, dass sie mit Papa öfter beisammen ist, dass Papa über Lissabon von Grete Lebensmittel bekommen hat. Mit keinem Wort wird also Mama erwähnt. Wie furchtbar ist das für mich! Wie hatte ich doch noch immer gehofft, ihre lieben, gütigen Augen wieder zu sehen, mich streicheln zu lassen von ihr, dem einzigen Menschen, für den ich immer noch Kind war, der mich vorbehaltlos liebte! Wie bitter muss es für sie gewesen sein, niemanden von uns um sich zu haben. Ach, dass ich gar nichts von ihr weiß! Arme, arme Mama! Als Paul fort musste, sagte sie ahnungsvoll: „Ich werde ihn nie wiedersehen.“ Und war doch wieder voll Zuversicht und tröstete mich, als sie selbst fort musste. Ach, liebe Mama, könnte ich dich einmal noch sehen, um dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe!

26. August 1944

Das war eine unruhige Woche! Täglich vormittags Alarm. Allerdings, Wien wurde nur überflogen, bis auf einmal, aber dieses eine Mal hat ausgegeben. Zum ersten Mal wurden Häuser im Stadtinneren getroffen, im fünften und im siebenten Bezirk. Also man sieht, wir sind gar nicht so sicher, als wir bisher doch noch immer geglaubt haben. Sonderbar, dass ich nicht die geringste Angst habe. Aber dafür Tante Hilda! Ich weiß nicht, soll ich lachen oder mich über sie ärgern. Ich fürchte nur, dass sie uns noch den Peter ängstlich macht, was wir ja bisher noch verhindern konnten.

2. Oktober 1944

Fast zwei Monate sind es jetzt her, dass wir jenen gewissen Brief erhielten, in welchem wir aufgefordert wurden, „binnen fünf Tagen eine Mischehe [eine Ehe zwischen einem jüdischen und einem „arischen“ Partner] anzugeben, bei der wir zusiedeln könnten.“ Dank Papas Bemühungen schien die Sache erledigt, denn seither rührte sich nichts mehr, obwohl ich nach dem 10. September wieder arge Befürchtungen hatte. Doch Samstag kam ein Mann vom „Gauquartieramt“, besah sich die Wohnung in allen Winkeln und Ecken, nahm alles ganz genau auf und erklärte schließlich, da die Wohnung eigentlich aus zwei Wohnungen bestehe, werden wir uns nun alle mit einer begnügen müssen, bestehend aus Zimmer, Küche, Kabinett. Alle Einwände Papas, dass doch Tante Hilda Hauptmieterin sei, dass er seinen Raum zum Arbeiten benötige, usw. tat er mit einem Achselzucken ab. Nun hat Papa gleich heute mit einigen Leuten, die sich in diesen Dingen auskennen, gesprochen und eine einigermaßen tröstliche Auskunft erhalten. Vor allem: Die Wohnung kann der Hauptmieterin nicht weggenommen werden, und die Untermieter können daraus nicht entfernt werden. Möglich wäre allerdings, dass die Wohnung als zu groß gefunden und ein Raum beschlagnahmt wird. Zunächst heißt es also abwarten.

23. Oktober 1944

Was wird noch alles über uns kommen! Da haben wir bisher geglaubt, mehr und Ärgeres als uns bis jetzt geschehen ist, kann uns nicht mehr passieren. Aber das dicke Ende scheint erst noch zu kommen. In den letzten Tagen ist der Erlass zur Aufstellung des so genannten „Volkssturmes“ herausgekommen. Alle Männer zwischen 16 (!) und 60 Jahren, die noch nicht zur Wehrmacht eingerückt sind, müssen sich melden. Die Leute bekommen keine Uniform, sondern nur Waffen und werden dort „eingesetzt“, wo es notwendig ist. Also eine Art „Partisanen“ oder „Heckenschützen“, die der Gegner sicher auch danach behandeln wird! Und Papa, der ja bisher „wehrunwürdig“ war, muss sich nun auch melden. Das ist wieder ein schwerer Schlag. Nirgends sehen wir einen Ausweg aus dieser furchtbaren Lage. Wir sind gefangen wie die Maus in der Mausefalle. So also sieht nun das lang erwartete, heiß ersehnte Ende des Krieges aus!

25. Oktober 1944

Vorgestern waren es fünf Jahre, dass Paul fort musste. Wer von uns hätte damals gedacht, dass wir nach fünf langen, furchtbaren Jahren immer noch getrennt sein

würden, ja nicht einmal das Geringste voneinander wüssten! Wohl war uns das Herz schwer beim Abschied, aber wie zuversichtlich waren wir doch! „In längstens einem Jahr haben wir alles glücklich überstanden“, so sagten wir. Und nun sind fünf Jahre um, und was ist in dieser Zeit alles geschehen! Die Eltern und Liserl auch verschleppt, und ich weiß nicht einmal, wer von ihnen noch am Leben ist. Täglich, immer, denke ich mit Schmerz und Sehnsucht an meine fernen Lieben.

1. Dezember 1944

Es ist ein sonderbares Gefühl, einen Feind zu haben und nicht zu wissen, wer er ist. Wir leben ganz ruhig und tun niemandem etwas zu Leide, und da ist jemand in unserer Umgebung, der uns immer etwas antut. Mit der Anzeige in Leiding [kleiner Ort bei Pitten] hat es angefangen. Später kam die Anzeige an das Arbeitsamt, die offenbar der Anlass zu meinem „Einsatz“ war. Dann wurde eines Tages unsere Hausbesorgerin auf der Straße von einer fremden Frau mit Parteiabzeichen angesprochen. Die Unbekannte wusste von meiner Heimarbeit und erklärte, mich schon noch „eintunken“ zu wollen, ich müsse in eine Fabrik. Vor zwei Wochen kam ein Mann von der „Ortsgruppe“ [der NSDAP], um Papa zu den Aufräumarbeiten aufzufordern. Papa konnte dem nur dadurch entgehen, dass er seine ärztlichen Zeugnisse vorwies. Und das vorläufig Letzte in diesem schönen Reigen war wieder eine Vorladung in der Wohnungsangelegenheit. Auf eine Anzeige hin.

1. Jänner 1945

Ein schlimmes Jahr ist vorüber, und ein viel ärgeres, so scheint es leider, steht uns jetzt bevor. An seinem Ende werden wir ja sehen, und dankbar sein, wenn wir uns getäuscht haben sollten. Das heißt, wenn wir dieses Ende überhaupt noch erleben. Unsere Aussichten stehen jedenfalls recht schlecht. Im Westen hat eine deutsche Offensive eingesetzt, die bisher erfolgreich verlaufen ist. Und im Osten wird schon seit Wochen um und in Budapest gekämpft. Die Stadt wird hartnäckig „verteidigt“, das heißt, erbarmungslos vernichtet. Das Leben dort muss eine Hölle sein. Und in wenigen Monaten werden wir diese Hölle hier haben, nur in noch viel größerem Maßstab. Nur ein Wunder könnte uns retten. Aber die Zeiten der Wunder scheinen leider endgültig vorüber zu sein.

20. Jänner 1945

Dieser entsetzliche Krieg! Stumpf und stur lassen sich Millionen Menschen um-

bringen, lassen ihre Wohnstätten zerstören, ohne auch nur den leisesten Versuch zu wagen, sich dagegen aufzulehnen. Wann wird dieser Wahnsinn sich endlich ausgetobt haben? Mit Grauen denke ich daran, was uns die nächste Zukunft bringen wird. Werden uns die Bomben vernichten, wird uns der Krieg umbringen, werden wir auf der Flucht umkommen oder verhungern? Ich sehe keine Möglichkeit zur Rettung!

21. März 1945

Neben den ganz großen Sorgen gibt es immer wieder die kleinen Widerwärtigkeiten, die schließlich, für sich genommen, auch arg genug sind. Kein Gas, kein Licht, kein Wasser. Die Wohnung verwahrlost, nichts kann ordentlich gereinigt werden, nichts wird mehr gerichtet. Man hat auch nicht die Zeit und vor allem nicht den Kopf dafür. Es kann doch morgen schon alles hin sein! Und selbst verwahrlost man auch. Sogar Peters wöchentliches Bad macht Schwierigkeiten, ja es ist oft überhaupt nicht möglich.

24. März 1945

Diese Woche gab es wieder zwei große Angriffe. Wir merkten zwar weniger davon, da sie diesmal mehr den äußeren Bezirken galten. Nächstens können wieder wir an der Reihe sein. Es ist merkwürdig, wie rasch bei den meisten Leuten, nicht nur bei uns, die verzweifelte Stimmung von einer hoffnungsvollen abgelöst wird, wenn die Kriegslage dazu Anlass gibt. Es steht augenblicklich wieder sehr gut, der Vormarsch im Westen geht ziemlich rasch weiter, die großen Rheinstädte sind schon gefallen. Also hoffen wir wieder!

2. April 1945

Gestern wurde ein Durchbruch südlich Wr. Neustadt gemeldet. Wenn es in diesem Tempo weitergeht, können sie in vier bis fünf Tagen in Wien sein. Es wird geflüstert, dass Wien zur offenen Stadt erklärt werden soll. Ich glaube es nicht, nach allem, was man bisher von den Machthabern gehört hat. Auffallend ist allerdings, dass nirgends in der Stadt etwas von Vorbereitungen für eine Verteidigung zu bemerken ist. Traurige Ostern bei schönstem Frühlingswetter! Aber Peterlein hat doch seine Osterhasentorte bekommen, und Ostereier und Zuckerln und Bücher und Marken. Er ist sehr glücklich und zufrieden gewesen. Trotzdem auch er von der allgemeinen Aufregung angesteckt ist und – soweit er es begreifen kann – genau weiß, welche Ereignisse sich jetzt abspielen.

4. April 1945

Die Aufregung wächst stündlich. Gestern früh wurde verlautbart, dass Wien „bis zum letzten Atemzug verteidigt wird“. Das bedeutet, dass uns das Schicksal Budapests und vieler deutscher Städte bevorsteht. Überall sind Anschläge: Wien wurde zum Verteidigungsbereich erklärt. Frauen und Kindern wird empfohlen (!), die Stadt zu verlassen. Über die Unterbringungen wird nichts gesagt. Es sind auch nicht viele, die fortgehen. Alle anderen, auch wir, sind eifrig dabei, den Keller „wohnlich“ herzurichten. Wie lange kann es noch dauern? Bis Baden sind die Russen schon vorgedrungen, lautet die letzte Meldung.

6. April 1945

Gestern früh zwischen 4 und 5 Uhr wachte ich plötzlich auf. Ein dumpfes „Bum-Bum“ hatte mich geweckt. Die ersten Kanonenschüsse. Der Kampf um Wien hat begonnen. Sie geben also nicht nach, sie wollen Wien „verteidigen“, das heißt, in einen Trümmerhaufen verwandeln und die Bewohner zugrunde gehen lassen. Aber hoffentlich gelingt es ihnen nicht, diese edle Absicht durchzuführen. Es ist nur merkwürdig, wie ruhig ich jetzt bin. Und es scheint fast, als ob viele Wiener sich nicht mehr so fürchteten. Sie stehen nämlich in langen Reihen vor den Geschäften, da viele Waren im letzten Moment freigegeben wurden, und lassen sich durch unaufhörlichen Kanonendonner durchaus nicht abschrecken. Peter nimmt lebhaften Anteil an allem, was geschieht. Bei seinem guten Gedächtnis werden ihm wohl diese schweren Tage für immer in Erinnerung bleiben.

11. April 1945

Nun haben wir das Ärgste glücklich überstanden. Ich will nun der Reihe nach schildern, wie wir diese Tage verbrachten. Freitag 6 Uhr abends – Peter schlief bereits – wurden der Kanonendonner und auch das Artillerief Feuer so arg, dass wir beschlossen, schon diese Nacht im Keller zu verbringen. Peterlein schlief ausgezeichnet in seinem Kellerbett, und unerwarteterweise auch ich, nur der arme Papa hatte ein schlechtes Lager. Am Morgen gingen wir wieder in die Wohnung, kochen und aufräumen usw. Es schien fast, als ob sich der Kampfärm etwas beruhigt hätte. Aber nach dem Mittagessen gab es plötzlich einen Krach. Fensterscheiben klirrten und splitterten, Staub erfüllte die Luft. Was war geschehen? Eine Granate hatte ins Nebenhaus eingeschlagen. Uns hat das nur sieben Fensterscheiben gekostet. Aber jetzt mussten wir wohl endgültig in den Keller übersiedeln. Auch alle anderen Hausparteien kamen. Wir waren nicht ständig unten, wir hielten

uns auch im Gang vor der Kellertür auf und wagten uns sogar manchmal in den Hof, wenn es gerade etwas ruhiger war. Abends gingen wir in die Wohnung, um Nachtmahl zu essen. Aber das Pfeifen der Granaten und der Schein der großen Brände waren so unheimlich, dass wir uns sehr beeilten, wieder in den Keller zu kommen. Sonntag, 8 Uhr, ein herrlicher Ausflugssonntag, aber das Donnern der Kanonen, das Pfeifen der Granaten und das Knattern und Knallen der Maschinengewehre und Gewehre war den ganzen Tag über sehr arg. Nur hie und da machten wir ein paar Schritte in den Hof. „Gefängnisparade“ nannte es Papa. In einem etwas ruhigeren Augenblick wagten wir einen Blick auf die Straße. Man mag sich unsere Gefühle vorstellen, als wir ein paar Schritte vor unserem Haus eine Kanone aufgestellt sahen!

Vom 7. April 1945 bis zur Befreiung im Mai 1945 existieren nur noch bruchstückhafte Eintragungen. Dies scheint für Dr. Peter S. das restlose Aufbrauchen aller Energiereserven seiner Mutter zu dokumentieren.

7. Sa. – Erste Kellernacht, Fensterscheiben, Schießen, Brände. – 9. Mo. – So. u. Mo. ärgsten, viel Schießen, Tag u. Nacht Keller, Peter brav, Mi. 11. Erster Ausg. Di. abends, Di. früh Russen i. d. Josefstadt, Plünderungen, Kämpfe Alserstr. 2. 20. 19. Bez. Mi. Stadt, Stefanskirche, Schönbornpark, anstellen, kein Licht, k. Gas – Fr. 13. Do. Noch immer Schießen, Aufrufe, Übergriffe, „Kind – schlafen“, Onkel Robert, Chaos – Mo. 16 Sa. Türk[enschanzplatz] Kahlenbergkämpfe, Autos, So. Misthaufen, russ. Besuch, Uhren, Mo. Keller, erste Ansätze z. Ordnung. – Mi. 18 Peters Appetit. Es wird wohl nicht oft vorkommen – Wein Fr. 20. Zustände – Hungersnot Mo. 23. – Peters großes Interesse für die Ereignisse – Mi. 25. anstellen – Fr. 27. Papa im Min. – Mo. 30. Prov. Reg. Hoffnungsschimmer. Mi. 2. V. Spinat, Holz, kalt – Fr. 4. Peters nasses Bett u. gr. Hunger – Mo. 7. Lisl – 9. Do. Friede! –

~~...~~
~~...~~
~~...~~
7. Sa. — Erste Nacht, Fensterscheiben, Schießen, Brände. — 9. Mo. So. u. Mo. ärgsten, viel Schießen, Tag u. Nacht Kell Peter brav, Mi. 11. Erster Ausg. di. abends, di. früh Russen i. d. Josefstadt, Plünderungen, Kämpfe Alster. 2. 20. 19. Bek. Mi. Stadt, Stefanskirche, schön bornpark, anstellen, kein Licht, k. Gas! — Fr. 13. So. Koch immer schießen, Aufrufe, Übergriff Kind - schlafen; Onkel Robert, Chaos — Mo. 16 Sa. Türkschl. Kahlenbergkämpfe, Antos, Sa. Hirt. haufen, russ. Besuch, Uhren, Mo. Keller, erste Ansätze i. Ordnung. — Mi. 18 Peters Appetit ~~...~~ Er wird wohl nicht oft vorkommen. — Wen. Fr. 20. Zu stände — Hungerst Mo. 23. — Peters großes Int für die Ereignisse — Mi. 25. anstellen — Fr. 27. Papa im Hin. — Mo. 30. Prov. Reg. Hoffnungschimie Mi. 2. I. Spinat, Hobb., kalt — Fr. 4. Peters nasses Bett u. gr. Hunger — Mo. 7. Lisl — 9. So. Friede! —



Susi Courses Mutter
Hertha Langer

Es ist ein gutes Land, in das ihr kommt

Susi Course, Australien, geboren 1933

Susi Course wurde am 27. Dezember 1933 geboren und war fast fünf Jahre alt, als sie mit ihrer Familie Wien im August 1938 verließ. Ein Onkel war zu dieser Zeit bereits in einem Konzentrationslager, ein Großonkel hatte Selbstmord begangen, um der Verfolgung zu entgehen. Nach der Ankunft der Familie Langer in Australien am 7. November 1938 war es sehr schwer für Susis Vater Peter Langer, Arbeit zu finden. In Wien war er ein angesehener Rechtsanwalt gewesen – in Australien wurden die Prüfungen nicht anerkannt. Aufgrund der deutschen Sprache wurden die Eltern außerdem von den Nachbarn als Spione verdächtigt und bei der Polizei angezeigt.

Die folgenden Tagebucheinträge stammen von Susis Mutter Hertha Langer, die ihr Tagebuch bereits als Kind zu Weihnachten 1919 erhalten hat. Ein kurzer Eintrag mehr als zwanzig Jahre später lässt Hertha Langers Gefühle während des Krieges im Exil erahnen.

Wien, 24. Dezember 1919

Der Weihnachtstag Heute am Weihnachtstag bekam ich das Tagebuch. Diesen Tag hatten ich und meine Brüder schon sehnsüchtig erwartet. In der Früh stand ich auf und war den ganzen Tag sehr aufgeregt. Am meisten aber nach dem Mittagessen. Ich wusste gar nicht, was ich anfangen sollte. Meine Schwester, die erst 3 Jahre alt ist, vertrieb sich die Zeit mit singen. Endlich kamen Großmama und Großpapa. Sie gingen gleich zu uns Kindern. Meine Schwester war nur sehr lustig und wild.

Um 5 Uhr rief uns Poldi, unser Dienstmädchen, zur Jause. Nach der Jause gingen wir nochmals ins Zimmer. Plötzlich hörte ich meine Brüder rufen: „Es hat geläutet“, denn läuten war [das] Zeichen, dass wir kommen sollten. Schnell eilten wir ins Herrenzimmer. Diesmal war ich sehr zufrieden mit der Bescherung. Ein großer Christbaum, der vom Boden bis zur Decke reichte, war aufgestellt. Meine Schwester schaute mit großen Augen den Christbaum [an]. Als ich mich an

dem Christbaum satt gesehen hatte, ging ich zu meinen Spielsachen. Ich bekam 4 Bücher, eine Stickerei-Schachtel, eine Perlwebarbeit, ein Mühle- und Dame-Spiel, ein Messer und Taschentücher, einen Kalender, ein Tintenfass und dieses Tagebuch. Ich bekam es von der Tante Elsa. Den ganzen Abend spielte ich mich mit den neu bekommenen Sachen.

Wien, 9. November 1920

Ein Tag meiner Jugend Heut wachte ich erst sehr spät auf. Ich zog mich schnell an, meine kleine 4-jährige Schwester wurde auch schon angezogen. Meine kleine Schwester heißt Paulinchen. Paulinchen freute sich schon sehr, denn sie hatte heute Turnen. Um ½ 10 gingen wir weg, und von 10–11 dauerte die Turnstunde. Wir mussten ein paar Besorgungen machen. Sobald diese erledigt waren, gingen wir nach Hause. Nachmittag hatte ich Turnstunde. Als ich nach Hause kam, jausnete ich, übte Klavier, badete und nachtmahlte und ging ins Bett.

Wien, 14. Jänner 1921

Ein Tag meiner Jugend Heut hab ich erst um 9 Uhr Schule gehabt. Wir hatten folgende Gegenstände: Religion, Geographie, Französisch, Deutsch. In den Pausen ging es wie immer sehr lustig zu. Als ich nach der Schule nach Hause kam, aß meine kleine Schwester gerade das Mittagessen. Sie ist zu klein, um mit den anderen zu essen. Nachmittag hatte ich Turnen. Am Abend aber saß ich vor und nach dem Nachtmahl und vertraute Dir, mein Tagebuch, meine Tageserlebnisse an.

Australien, 27. Mai 1941

Am 6. April 1941 ist mein Vater gestorben. Ich habe es erst am 7. Mai erfahren. Ihn werde ich nicht mehr wiedersehen. Möge es das Schicksal geben, dass ich meine Mutter wiedersehe. Manchmal glaube ich, es ist undenkbar, dass wir diesen Krieg überleben werden. Ich kann mir das Ende nicht vorstellen.

In einem Brief an eine Verwandte beschreibt Hertha Langer die Vorfriede auf deren Ankunft in Australien und die diesbezüglichen Vorbereitungen.

Australien, 6. Februar 1939

Liebste Lottchen! Vor allem gratuliere ich Dir herzlichst zum Geburtstag. Ihr steht an der Pforte in die neue Zukunft, und wir wünschen Dir das Beste und Schönste für das kommende Jahr. Wir werden Deinen Geburtstag in Gedanken miteinander feiern. Ihr seid uns ja doch schon um ein Stück näher gerückt, und wir können den Tag kaum

erwarten, an dem wir euch vom Schiff abholen können. Unendlich viel Liebes haben wir alle in Wien zurückgelassen, und es ist nicht leicht, darüber hinwegzukommen. Wollen wir glauben, dass es uns wie euch gelingen wird, hier eine neue Heimat zu finden. Es ist ein gutes Land, in das ihr kommt. Dass Peter bisher noch nichts gefunden hat, braucht euch nicht aufzuregen. Er hatte von vornherein die Absicht, auf verschiedene Leute zu warten, um gemeinsam etwas zu beginnen. Ich glaube, dass ziemlich große Möglichkeiten für den rechten Mann sind.

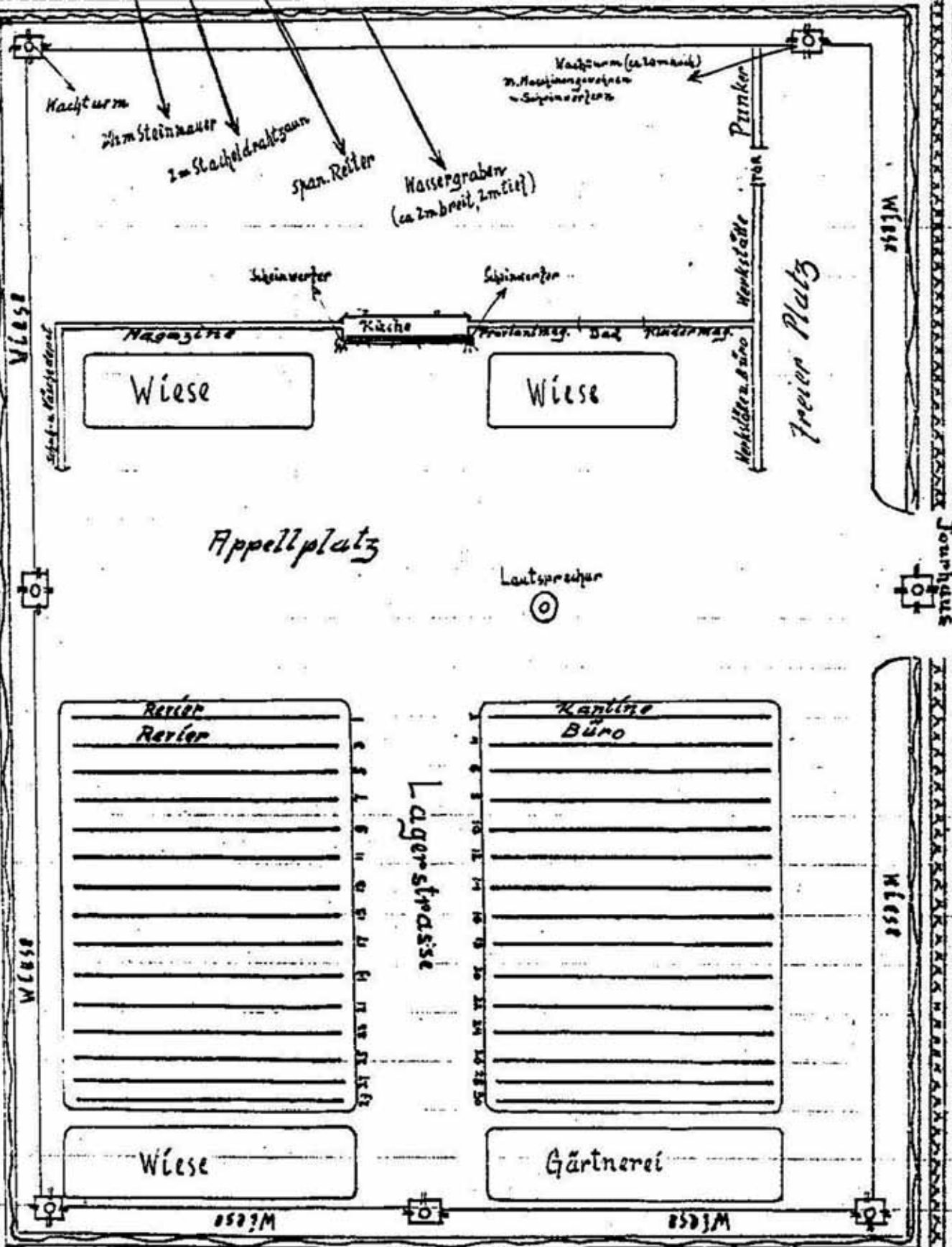
Peter hat für Dich auf eine Annonce geantwortet und folgende Antwort bekommen: *I am in receipt of your letter of the 30th in regard to your sister Mrs. C. Müller. The appointment committee has asked me to tell you, that we are very much interested in what you tell us about your sister. On her arrival in the middle of March we will be very glad to interview Mrs. Müller; when she would be able to supply us with her testimonials and full details of her work. It is quite possible, that we may have a vacancy in which Mrs. Müller might be interested.*

Das klingt sehr gut. Ich glaube, Du wirst auf keinen Fall Schwierigkeiten haben, eine gute Stellung zu finden. Wir haben gehofft, dass ihr uns telegraphisch davon verständigen werdet, wenn ihr Wien verlassen habt. Wir sind sehr aufgeregt, ob alles in Ordnung gegangen ist. Ich nehme an, dass ihr wirklich am 10. das Schiff in Southampton besteigen werdet. Hoffentlich wird der berühmte Golf von Biskaya mit euch ein Einsehen haben.

Susi lässt Dir herzlichst gratulieren, aber sie wollte Dir absolut nichts anderes schreiben, als dass sie einen toten Hund auf der Straße gesehen hat. Als ich sagte, das sei nicht das richtige Geburtstagsthema, sagte sie, ich solle auch schreiben, dass ein Hund am Bahnhof so herzlich war. Nächste Woche geht sie wieder in den Kindergarten. In 2 Wochen könnten wir theoretisch in unser Haus einziehen, aber auf unsere Möbel werden wir noch sehr lange warten müssen. Wir haben letzte Woche an Kubitschek telegraphiert um Abfahrtsdatum und den Namen des Schiffes. Antwort war: 14. Feber, Dampfer [...]. Das heißt, dass wir unsere Möbel kaum vor Ende März bekommen werden. Nachdem wir die Villa ab 1. März gemietet haben, werden wir uns eine Menge Sachen kaufen müssen, um notdürftig wirtschaften zu können.

Euer 1. Brief außerhalb Deutschlands wird ein Fest für uns sein, und wir warten sehr darauf. Wir wünschen euch eine schöne und ruhige Reise und gratulieren nochmals herzlichst.

Hertha Peter Susi



... wie wundervoll es ist, **frei zu sein**

Victor Gans, USA, geboren 1910

Victor Gans wurde am 2. Oktober 1910 geboren. Er war Kaufmann und betrieb mit seiner Familie ein Geschäft in Linz.

In seinem Tagebuch, das er in Shanghai rückblickend verfasst hat, beschreibt Victor Gans das Brodeln in Österreich kurz vor dem „Anschluss“, die Situation danach und die ersten Verhaftungen, auch seine eigene. Nach einiger Zeit wurde Victor Gans wieder freigelassen, unter der Bedingung, innerhalb von sechs Wochen das Land zu verlassen. Die folgende Zeit war geprägt von organisatorischen Vorbereitungen für die Ausreise. Doch im Zuge des Novemberpogroms 1938 wurden Victor Gans und sein Bruder Rudi wieder verhaftet. Sie meldeten sich freiwillig zur Zwangsarbeit in Puchenau, Oberösterreich, um dem schon 1938 berüchtigten Konzentrationslager Dachau zu entgehen. Schließlich trat das ein, was alle befürchtet hatten: Victor Gans, seine Brüder Rudi und Gustav und sein Schwager Louis wurden nach Dachau gebracht.

Das gesamte, 90-seitige Tagebuch von Victor Gans, aus dem der folgende Ausschnitt stammt, wurde uns in englischer Sprache von seiner Nichte Gila Shapiro zur Verfügung gestellt.

Nicht ein Tag verging, der nicht neue Verhaftungen und Terrorakte gegen die Juden mit sich brachte. Eines Tages, es war der 12. Juli 1938, war ich unten im Geschäft, als Valy nach mir rief und mich bat, sofort nach oben zu kommen. Ich ahnte sofort, was los war. Ich war wirklich kein bisschen nervös, als ich mir eine Zigarette anzündete und wusste, dass es das letzte Mal für eine ziemlich lange Zeit sein würde. Dann ging ich nach oben, wo mich bereits zwei Gestapo-Männer erwarteten. Leider glaubte ich ihnen, als sie mir versicherten, dass ich nur einige Angaben und Erklärungen im Hauptquartier machen müsse, und unterließ es, irgendetwas mitzunehmen. In Wirklichkeit brachten sie mich direkt in das Polizeigefängnis in der Mozartstraße. Valy weinte sehr, aber ich blieb ruhig und dachte an das alte Sprichwort: „Wer mit Hunden schlafen geht, wird mit Flöhen erwachen.“ Da ich in einem Land lebte, das von Verbrechern und Kriminellen regiert wurde, musste ich auf alles gefasst sein, weil ich nicht als Mensch, sondern als Jude betrachtet wurde.

Im Gefängnis erledigten sie die Schreibearbeit, ich musste meine Taschen leeren, und sie nahmen mir alles ab, sogar meine Hosenträger. Dann wurde ich in Zelle Nummer 6 im Erdgeschoß gesteckt und fand mich in Gesellschaft vieler jüdischer Gefährten wieder. Hugo Mostny war „Zellenkommandant“ – er war seit Anfang an da; Eisenberger und Fried, ein Mann aus Wien, ein anderer aus Ebensee, Dr. Schneeweiss aus Steyr und später Koblitz und Herr Heinrich kamen hinzu. Sie blickten mich alle an, und begierig zu wissen, was draußen vor sich ging, bombardierten sie mich mit unzähligen Fragen. Wie geht es diesem und jenem, wollten sie wissen, während sie hoffnungslos auf ihren Matratzen saßen und ins Leere starrten. Und die ganze Zeit fragten sie sich dasselbe: „Warum und aus welchem Grund?“ Alle diese Männer waren fleißige, ehrliche und anständige Leute, aus dem einzigen Grund hier, weil sie Juden waren. Ironisch oder paradox war der Umstand, dass der Mann aus Ebensee schon vor langer Zeit zum Katholizismus übergetreten war, ebenso wie Fried und Hugo Mostny, die den evangelischen Glauben angenommen hatten. Was Mostny betraf, so könnte es eine Erklärung für seine Verhaftung gegeben haben, weil er angeblich homosexuell war, obwohl eine solche Neigung in Anbetracht von Leuten wie Hauptmann Röhm [Ernst Röhm, Führer der SA, auf Befehl Hitlers 1934 ermordet] und seinen Freunden wohl kaum ein Grund für die Inhaftierung sein sollte.

Nach nur wenigen Stunden in dieser Zelle wurden Herr Heinrich und ich in eine Einzelzelle im dritten Stock verlegt. Früher hatte ich von Zellen ohne Türgriffe gelesen, von verdunkelten Fenstern mit dicken Metallgittern, von bösen Wärtern

und Ähnlichem, das man üblicherweise in Gefängnissen vorfindet; nun hatte ich die Chance, dies alles selbst zu sehen. Der Wärter, in der Hand seinen klimpernden Schlüsselbund, brachte uns nach oben, öffnete eine schwere Tür und führte uns in die Einzelzelle. Es fiel kein einziges Wort. Schließlich waren wir alle Mörder, Diebe, Banditen, oder – in den Augen des Dritten Reiches – noch Schlimmeres: Juden. Ein quietschendes Geräusch, und wir waren allein, vor uns die Tür, mit Metallplatten verkleidet und einem Loch in der Mitte, durch das wir beobachtet werden konnten. Unter diesem Guckloch befand sich eine weitere Öffnung für das Durchreichen der „Mahlzeiten“. Es gab eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Essen und der Zelle, die grün gestrichen war, ein ekelhafter Farbton, der genauso scheußlich anzusehen war wie die grifflose Tür. Darüber war eine mit Lamellen versehene Öffnung für die Luftzufuhr, die auf den Gang führte. Links befand sich ein WC, der einzige Gegenstand, der Erleichterung in der Zelle verschaffte, ein Waschbecken und auch ein Wasserhahn mit Fließwasser; gleich daneben ein kleiner, behelfsmäßiger Tisch, der direkt in die Wand hineingebaut war, und eine ähnlich gezimmerte Bank. Gezimmert für eine Person. Gegenüber stand ein Metallbett. Rechts von der Tür war ein großes Fenster, an der Innenseite ein eher dünnes Netzgitter, aber außen stark vergittert. Ausblick hatte man auf den Gang mit regem Verkehr von ankommenden und abgehenden Menschen. Das war unsere Zelle; vier Fuß lang und siebeneinhalb Fuß breit, anscheinend das Zuhause für längere Zeit. Wir waren gerade dabei, uns ein wenig umzusehen, als sich die Zellentür wieder öffnete, um einen weiteren Gast einzulassen; kein Geringerer als mein Cousin Friedl Fried. Sowie die Tür hinter ihm geschlossen wurde, ließ er sich auf die Matratze fallen und rief: „Die können mich alle am Arsch lecken!“ Das war unser Trio. Zunächst diskutierten wir über die jüngsten Ereignisse; danach folgten Schätzungen, wie lange wir hier festgehalten würden. Es ist eine menschliche Eigenschaft, dass jeder Inhaftierte – der weich gemacht wurde, um alle möglichen Geständnisse von Diebstählen zu machen – sich ein wenig Erleichterung verschafft, indem er auf Sprache und Ausdrücke zurückgreift, die es ihm erlauben, einigen Dampf abzulassen.

Sie holten uns nach zwei Stunden und brachten uns in einen Raum im ersten Stock. Hier wurden wir, im Einklang mit den Bestimmungen und Maßnahmen für alle Schwerkriminellen, von jeder Seite fotografiert, die Fingerabdrücke wurden uns abgenommen, und dann zurück in unsere „Heimatzelle“. Ich konnte mich nicht zurückhalten, als ein Polizist während der Prozedur sagte: „Also, jetzt können Sie nichts mehr an sich nehmen, was nicht Ihnen gehört.“ – Ich antwortete

nur: „Bislang sind *uns* Sachen weggenommen worden, die niemals *Ihnen* gehört haben.“ Der Polizist lächelte sogar verständnisvoll.

Ich muss zugeben, dass die meisten Polizisten – mit sehr wenigen Ausnahmen – nicht allzu schlimm waren. Der Hauptgrund dafür könnte sein, dass sie noch nicht zu Scheusalen geworden sind, dass sie wussten, dass wir unschuldig waren, und nicht zuletzt, dass das neue Regime ihnen zu einem gewissen Grad auch einen Schlag versetzt hat. Bis zu Hitlers Machtübernahme hatte die österreichische Polizei viel Prestige und Autorität genossen, die ihr von der SS entrissen wurden, die alles leitete. Polizisten wurden mehr oder weniger zu Nachtwächtern, während Deutsche aus dem Dritten Reich, großmülig und unbeliebt, alle administrativen Angelegenheiten regelten. Man konnte es in ihren Gesichtern lesen, wenn grauhaarige Polizisten im Rang eines Inspektors vor diesen Halbstarken in SS-Uniformen Habtacht standen. Wir hatten so eine Freude, als ein junger Ganove in SS-Uniform namens Martin in unsere Zelle kam, unsere Namen wissen wollte und warum wir im Gefängnis seien. Als Heinrich antwortete: „Das weiß ich wirklich nicht“, bekam er die einfache Antwort: „Weil du Jude bist.“ Er sagte das einfach so, obwohl Göring gerade erst verkündet hatte, dass niemand verhaftet würde, nur weil er Jude sei. Selbstverständlich mussten wir Haltung annehmen, wenn dieser junge Martin uns verhörte. Angesichts der Tatsache, dass seine Besuche immer während der Nacht erfolgten, wenn wir in unserer Unterwäsche waren, waren wir nicht gerade präsentabel. Er nahm immer ein ansehnliches Gefolge von Polizisten mit, die in angemessener Entfernung strammstanden. Auch ihnen war es nicht sehr gut ergangen. Einige Monate früher wären sie mit so einem jungen Halunken anders verfahren – ein Tritt in den Hintern hätte seinen Zweck erfüllt. Jetzt, unter dem Dritten Reich, hieß es „Stillgestanden!“ vor diesen erbärmlichen Charakteren. [...]

Es war verboten, die Hände hinter dem Rücken zu verschränken, und es gab auch für dieses idiotische Verbot einen guten Grund. Im Gefängnis zu sitzen war für jeden schlimm, aber noch schlimmer für schwere Raucher, und nur diejenigen können das verstehen, die mit deren Not wirklich mitfühlen können. Stundenlang in einer Zelle ohne Zigarette kann einen in den Wahnsinn treiben. Hin und wieder fand ein Glücklicher einen Glimmstängel am Gang. Dieser Schatz wurde versteckt, aber es gab auch das Problem des Zündholzes, das man dafür brauchte. Das wurde mithilfe der „Fazis“ (derjenigen, die das Essen brachten oder

Putzarbeiten verrichteten) gelöst, häufig Gefangene, die schon lange hier waren oder die von einigen Aufsehern aus verschiedenen Gründen begünstigt wurden. Diese „Mittelsmänner“ hatten ihre Quellen, um an Zigaretten oder Zündhölzer zu gelangen, aber leider gab es von diesen nur wenige. Es war ein glücklicher Tag, wenn man einem solchen Gewinner während eines Hofgangs begegnete. Es war ein aufregender Moment, wenn einer der Männer zu verstehen gab, dass er einen Glimmstängel hatte – was bedeutete, dass man sich hinter ihn stellen und die Aufmerksamkeit des Aufsehers nicht erregen sollte –, und mit den Händen am Rücken gelang es schließlich, die Zigarette zu erwischen. Das erklärt das Verbot, die Hände hinter dem Rücken zu verschränken. Niemand kann begreifen, wie sehr ich gelitten habe. Vor allem während der ersten Woche, als ich mich nach einer Zigarette mehr sehnte als nach Freiheit. Freiheit bedeutete nur die Möglichkeit, nach Herzenslust zu rauchen. [...]

Manchmal hatten wir Glück und konnten – am Morgen, wenn die Zellentür geöffnet wurde oder wenn die Öffnung in der Tür nicht verschlossen war – einige Bäume und grüne Blätter auf der Straße sehen. Mit kindlichem Vergnügen schätzten wir deren Anblick, und jeder Samstag war ein besonderer Feiertag, wenn uns Verwandte frische Wäsche bringen durften. Eine Erinnerung daran, dass es noch ein Draußen gab. Valy brachte mir Unterwäsche, Socken und sogar ein zweites Paar Schuhe. Es war wundervoll und gleichzeitig so schrecklich traurig, deine geliebte Frau so nahe zu wissen und sie dennoch nicht sehen oder sprechen zu dürfen. [...]

Wir wurden alle verfolgt vom Gedanken an „Dachau“, das berüchtigte Konzentrationslager. Ich werde nie die Nacht vergessen, als wir alle von Lärm geweckt wurden und aufsprangen. Smetana, der aus Versehen immer noch seine Uhr bei sich hatte, bemerkte, dass es drei Uhr morgens war. Wir wussten, dass zu dieser Stunde die für Dachau Bestimmten abgeholt wurden. Bald hörten wir das Öffnen der schweren Metalltür, und Schritte kamen näher und näher. Wir hielten den Atem an, und es gibt keine Worte, um zu beschreiben, wie sich jemand während dieser Sekunden der Unsicherheit fühlt – ob wir „selektiert“ worden waren. Schritte näherten sich unserer Tür, und dann ... entfernten sie sich wieder. Eine andere Tür wurde geöffnet, und wir hörten klar und deutlich: „Samuely, los geht's!“ Dann eine weitere Tür: „Gürtler, auf deine Beine!“ Also hatten sie sich den alten Samuely geschnappt. Er soll im Park einige abfällige Äußerungen über das Regime gemacht haben. Falls das so war, hätte er genug Gründe dafür gehabt, der arme Kerl. [...]

Eines Nachts – es war bereits nach 23 Uhr – wurde die Tür wieder geöffnet, und ein alter Herr wurde eingelassen. Vornehmes Aussehen, von kleiner Statur und sauber gekleidet, gerade so, als ob er im Begriff gewesen wäre, eine Gartengesellschaft zu besuchen. Er kam ohne Zahnbürste, Unterwäsche oder Seife. So wie sie ihn in Bad Ischl gefunden hatten, wurde er mitgenommen, nachdem eine örtliche Prostituierte ihn beschuldigt hatte, ihr gegenüber unschickliche Avancen gemacht zu haben. Wenn man sich den alten Mann so ansah, wäre das komisch gewesen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre zu wissen, dass sogar das Wort einer Prostituierten gut genug war, den alten Mann ins Gefängnis zu werfen, solange er Jude war. Am nächsten Morgen wurde er in das Amtszimmer gebracht, um sich schuldig zu bekennen. Er weigerte sich. Ihm wurde so fest in seine Brust getreten, dass er grün und blau war, und angesichts seines Alters bewunderten wir alle seinen Mut. Er hatte sie aufgefordert, ihn zu töten oder zu erschießen, aber er würde niemals etwas zugeben, was er nicht getan hatte. Er war ein wahrhaft tapferer alter Mann. Und so ging das Leben weiter. [...]

Endlich, nach drei Wochen, kam ein Mann von der Gestapo, um Fried und mich in das Untersuchungszimmer [im Gestapo-Hauptquartier] zu bringen. Wer kann die Freude und Erleichterung beschreiben? Alles war vergessen und vergangen. Der Gestapo-Mann sagte zu uns, dass wir zu Fuß vom Gefängnis dorthin müssten, wovor wir uns fürchteten, weil wir wie Verbrecher aussahen. Drei Wochen ohne Rasur und verknitterte Kleidung – wir waren ein peinlicher Anblick. In der Zwischenzeit gesellte sich Victor Spitz (ein Freund) zu uns, der die letzten drei Monate in einem anderen Gefängnis gesessen war und so wie wir entlassen werden sollte. Vorsichtig erkundigte ich mich, ob es nicht möglich wäre, mit dem Auto hingebacht zu werden. Ich war tatsächlich erfolgreich, und so kamen wir in einem offenen Auto zur Langgasse [Sitz des Gestapo-Hauptquartiers in Linz]. Auf dem Weg sah ich meinen Bruder Gus, der auf seinem Fahrrad fuhr. Er folgte uns, und als wir aus dem Auto ausstiegen, hatte ich die Möglichkeit, ihm zu sagen, dass wir entlassen werden würden. Im Vorbeifahren sah ich auch unser Haus und bemerkte, dass die Geschäftsauslagen neu gestaltet worden waren. Es war ein schöner Sommertag, und ich war erstaunt, dass das Leben weiterging wie zuvor, nachdem man in der dunklen Zelle den Eindruck hatte, dass alle Räder zu einem Stillstand gekommen seien. Man konnte sich nicht vorstellen, dass Frauen nach wie vor ihre Einkäufe machten; dass die Leute immer noch in Kaffeehäusern saßen und dass das Leben weiterging, als ob nichts jemals geschehen wäre. Nach einer Ewigkeit würde ich wieder hinter Türen wohnen, die Griffe hatten, würde rauchen können, wann immer es mir gefiel, und würde gehen können, wohin immer ich wollte. Es war beinahe unvorstellbar. [...]

Schließlich unterschrieb ich, dass ich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt hatte, und man sagte mir, dass ich das „Großdeutsche Reich“ innerhalb von sechs Wochen verlassen müsse. Ich stimmte von Herzen zu und hoffte, dass in der Zwischenzeit Arier unser Geschäft übernehmen würden. Ich versicherte ihm auch, dass ich so bald wie möglich weg wolle und dass es die Bürokratie der Behörden gewesen sei, die mich bis jetzt davon abgehalten habe. Er entgegnete, dass es mein Geschäft sei und dass ich keine Ruhe vor der Gestapo haben würde, und da sei immer noch Dachau, also wäre das Beste, was ich tun könne, es so schnell wie möglich zu erledigen. Dann war ich fertig und durfte gehen – ohne Bewachung.

Noch einmal, niemand kann verstehen, wie ich mich in diesem Moment gefühlt habe. Weder ging ich, noch lief ich – ich flog praktisch die Stiegen hinunter, bis ich die Straße und Valy erreichte. Mit einem Bart, ohne Kragen und in meinem Aufzug sah ich schrecklich aus, also holte Rudi ein Taxi. Wir warteten hinter einer Tür und fuhren dann noch einmal zum Gefängnis zurück, um meine Sachen abzuholen. Zurück in der Zelle verabschiedete ich mich von meinen Zellengenossen, während sie mir traurig zusahen, wie ich meine Sachen packte, und ich musste jedem versprechen, ihren Lieben Grüße zu übermitteln. Da ich von einem Wärter beobachtet wurde, konnte ich mir nicht alle ihre Anweisungen merken, aber ich schüttelte jedem der Männer die Hand, deren Augen mir folgten, als ich sie verließ. Ich ging zurück zum Taxi, und dann heim. Else Fried, ihr Bub und meine Schwiegereltern bereiteten mir einen warmen Empfang. Bevor ich ins Badezimmer, das ich sehr vermisst hatte, gehen konnte, gelang es Rudi noch, ein Bild von mir zu machen, weil ich eines als sichtbare Erinnerung haben wollte, aber leider war irgendetwas mit der Kamera schief gegangen, und ich bekam das Bild nie. Welch ein Luxus, wieder in einer Badewanne zu sitzen und sich zu rasieren. Was für ein Gefühl – wie ein hohes Tier –, wieder frische Kleidung zu tragen. All das – eine gute Tasse Kaffee, Kuchen, Brot und Butter und eine Zigarette, die man gemächlich im Freien raucht. Das Leben war es wieder wert, gelebt zu werden. Diejenigen, die das Leben langweilig finden, sollten sich einsperren lassen, denn nur so wissen sie es zu schätzen, wie wundervoll es ist, frei zu sein. [...]

[Der 7. November 1938] war der Tag, an dem wir in der Zeitung lasen, dass ein junger Jude namens Grünspan [Herschel Grynszpan] einen Deutschen [Botschaftssekretär Ernst vom Rath] in Paris erschossen hatte, und selbstverständlich machten wir uns darüber Sorgen, welches Elend und welche weiteren Repressalien dies über uns Juden bringen würde. Am nächsten Morgen – es war gerade gegen acht Uhr –, als

ich damit beschäftigt war, Mutters Erinnerungen zu verbrennen, hörte ich die Türklingel. Zwei Gestapo-Männer waren gekommen, um Rudi und mich zu verhaften. [...]

[Wieder im Gefängnis], dachte ich an Valy und Mutter; all die Dinge, die noch erledigt werden mussten, und ich fühlte mich noch erschöpfter und verzweifelter. Ich hätte in dieser tristen Situation dringend eine Zigarette gebraucht, während ich mich immer wieder fragte: „Warum, warum nur?“ Hatten wir nicht immer alles versucht, anständig und rechtschaffen zu leben, hart zu arbeiten? Waren wir nicht in diesem Land geboren worden, um unsere Mitmenschen, unsere Angestellten gut zu behandeln, und immer mit dem Ziel im Kopf, einfach anderen gegenüber gleichberechtigt zu sein, nicht mehr und nicht weniger? Aber das sollte nicht sein, weil wir Juden waren, verdorbene Personen, und niemals gleich. Vergessen waren all die Opfer, die Juden ihrem Land und ihrer Heimat gebracht haben, vergessen die vielen Gräber der jüdischen Soldaten, die im Weltkrieg ihr Leben für ihr Land gegeben haben. Vergessen die vielen jüdischen Ärzte, Wissenschaftler und Künstler, die Österreich in der Welt berühmt gemacht haben. Schnitzler, Zweig und Feuchtwanger – alles Erzeuger von Mist, laut dieser Bande von Verbrechern und Mördern. [...]

15. November. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Die Zellentüren wurden um drei Uhr morgens mit einem lauten Knall geöffnet, und ein Polizist mit einer Liste in der Hand rief meinen Namen und den von Plaschke und dem dritten Mann, dessen Name ich vergessen habe. „Packt alles zusammen und versammelt euch am Gang.“ Eisenberger, dessen Name nicht ausgerufen worden war, versuchte, etwas Beruhigendes zu sagen – vielleicht eine Verlegung in ein anderes Lager, aber bestimmt nicht Dachau –, während der Polizist zu den nächsten Zellen ging und Namen ausrief. Ich hörte die Namen von Rudi und Gus, aber ich konnte nicht klar denken, als ich in der Eile meine Sachen zusammenpackte. Das Essenspaket, das ich am Tag zuvor erhalten hatte, nahm ich ebenfalls mit, oder besser, was davon übrig war, und ich dachte an die arme Valy und an meine Familie. Sie gaben einem jedoch nicht viel Zeit zum Nachdenken, und wir wurden jeweils zu zweit in das Amtszimmer gehetzt. Dort bekamen wir die Habseligkeiten, die uns bei der Einweisung abgenommen worden waren, und dann zurück auf den Gang – Aufstellung – die „Fazis“ gaben uns schwarzen Kaffee, und denjenigen, die Zigaretten hatten, wurde gestattet zu rauchen. Jeder sah besorgt aus – 25 oder 30 von uns –, wie eine Rinderherde, die darauf wartete, geschlachtet zu werden. [...]

Ich dachte an Valy, wie sie weinen würde, wenn sie es erfährt. Dann dachte ich an Mutter und Vater und Liesl und ihren kleinen, lieben Buben. Louis war auf unserem Transport, und ich fragte mich, was das Kind sagen würde, wenn Papa so lange weg war. Und Onkel Rudi, Gus und Vicky, alle weg; wer wird mit ihm jetzt Pferdchen spielen und am Boden herumkriechen? Ach, Erich, wenn du deinen Onkel Gus damals hättest sehen können; bleich und mit tiefen Ringen unter seinen Augen starrte er vor sich hin, mitgenommener als die anderen. Man sah ihm an, wie sehr er litt. Wahrscheinlich dachte er an die liebe Mella, die in England hart arbeitete. Wie wird sie es aufnehmen, wenn sie es erfährt? Worte können nicht ausdrücken, was in den Köpfen der Männer vorging. Falls je einer von uns gesündigt hat, dann wurde in dieser Nacht, auf dem Weg ins Ungewisse, alles gebüßt. [...]

Wir konnten immer noch nicht glauben, dass wir nach Dachau unterwegs waren. Wir fuhren Richtung Salzburg, aber hofften immer noch, dass wir irgendwo als Straßenbaukommando enden würden. Über Dachau wusste man bereits so viel, dass das bloße Wort oder der Gedanke daran Entsetzen hervorrief. [...]

Wir kamen an der Ortschaft Dachau vorbei und kurz darauf zum Konzentrationslager selbst. [...] Als unser Wagen außerhalb des Lagers beim „Jourhaus“ [Torhaus und Dienstgebäude der SS] stehen blieb, wurde zunächst das Tor mit der Aufschrift „Arbeit macht frei“ geöffnet, und wir gingen hinein und wurden sofort von zwei SS-Männern übernommen. Sie begannen augenblicklich zu schreien und zu fluchen und machten uns klar, dass alles, was wir über diesen Ort gehört hatten, wahr war. Unsere Fahrer, die daneben standen und zusahen, grinsten. Mit unseren Kopfbedeckungen in der Hand und allem, was wir mitgebracht hatten, marschierten wir direkt in Richtung „Bunker“ [Lagergefängnis]. Tausende Juden standen hier herum – alle regungslos und schweigend. Einige waren in Zivil – was wir uns nicht erklären konnten –, aber wir sollten es früh genug erfahren. Wir mussten bis ans Ende der Straße gehen, vorbei an den vielen jüdischen Männern. Stopp. Kehrtwendung. Und dann standen wir den neu Angekommenen gegenüber, größtenteils aus Wien, die kurz vor uns angekommen waren. Niemand durfte sich bewegen oder sprechen, und wir mussten dastehen wie Statuen. Einige SS-Männer spazierten um uns herum und fingen an, uns mit typisch preußischem Akzent zu befragen: „Woher kommst du?“ Antwort: „Linz.“ „Was bist du von Beruf?“ „Kaufmann.“ „Wie viel hast du verdient?“ „500 Reichsmark im Monat.“ Seinem Kameraden gegenüber bemerkte er: „Hast du gehört? 500 Reichsmark! Dieses Pack von Saujuden und Betrügern.“ Ein Mann bewegte sich nur ganz wenig

und wurde sofort angebrüllt. „Stillgestanden, du Schwein, oder ich werde dir zeigen, wie das geht.“ Die SS-Männer spazierten um uns herum, blieben stehen und warteten anscheinend darauf, dass jemand eine Bewegung machte. Wir mussten dastehen, müde von der langen Fahrt, kaum etwas gegessen, und unsere Augen geradeaus, ohne zu blinzeln, während unsere Nerven zum Zerreißen gespannt waren. Dachau liegt ziemlich hoch, und um diese Jahreszeit war es relativ kalt. Meine Finger waren steif, hielten die Tasche, und ich betete, keine Bewegung zu machen. Die Männer aus Wien uns gegenüber waren ein bedauernswerter Anblick – zerschlissenes Gewand und ziemlich schmutzig. Was sie auf der langen Fahrt durchmachen mussten ... aber mehr davon später. Die beiden SS-Männer gingen, und zwei andere übernahmen. Dieselbe Prozedur wie zuvor – alle SS-Männer waren sehr jung; sehr ausfällig und brutal. [...]

Nach sechs Stunden kam der Befehl: „Marsch.“ Wenn man nicht selbst eine solche Erfahrung gemacht hat, kann man niemals die Erleichterung verstehen, die Füße wieder zu bewegen. In der Baracke wurden wir von Friseuren inspiziert – eine schnelle Rasur für diejenigen, die eine benötigten. Die Geschwindigkeit erinnerte mich an die Geschichte mit dem Friseur, der unterwegs einen Hasen auf der Flucht rasiert. Im nächsten Raum waren zwei oder drei Häftlinge. Einer druckte meinen Namen auf ein Schildchen und gab es mir. Als er es mir in die Hand drückte, flüsterte er: „Halt die Ohren steif – verlier nicht die Nerven.“ [...]

Es ging in einen weiteren Raum, wo die SS mit Stöcken in ihren Händen die Aufsicht führte. Lange Tische, mit Häftlingen und SS besetzt. Wieder mussten wir alles leeren, und alles wurde uns abgenommen; Listen mit den Gegenständen der restlichen Habseligkeiten jedes Einzelnen wurden angelegt – alles sehr rasch. Ich durfte 50 Reichsmark behalten; dann weiter in den nächsten Raum. Ein Häftling überreichte mir ein schweres Paar Schuhe, und ein weiterer rasierte mir den Kopf und den Schnurrbart. Gus stand mir gegenüber, und ich werde mich immer an diesen Augenblick erinnern – zu tief in unsere Herzen und Köpfe eingepägt, um ihn jemals zu vergessen. Nun hatten wir uns in echte Verbrecher verwandelt. Es war nicht der Verlust der Haare, aber der Verlust des letzten Restes an menschlicher Würde. Uns gegenseitig anzusehen war ein weiteres Erlebnis, und für diese Jahreszeit war es bestimmt nicht die idealste Frisur. Aber ich erinnere mich, was Ben Akiba [Rabbi Akiba, jüdischer Gelehrter, ca. 50 bis 136 n. Chr.] einst sagte – es gibt nichts Neues unter der Sonne [Zitat ursprünglich von König Salomon]. Unter den Römern war es nur den-

jenigen mit einer hohen Stellung gestattet, ihr Haar kurz zu tragen. Vielleicht werden auch wir eines Tages Anerkennung dafür erhalten, dass wir unser Haar so kurz getragen haben. Glatzköpfig und barfuß (wir hatten zuvor unsere Mäntel, Schuhe und Kopfbedeckungen abnehmen müssen), mit den neu ausgegebenen Arbeitsschuhen in unseren Händen, betraten wir das Bad. Beim Hineingehen erhielt ich ein Paar Socken. Ausziehen – eine warme Dusche, und dann beendete ein SS-Mann das „Vergnügen“, indem er uns mit eiskaltem Wasser abspritzte. Ein weiterer SS-Mann beobachtete diejenigen, die blinzeln oder irgendein Anzeichen von Angst zeigten. Die wurden geschlagen. Außerdem mussten sie ihren Mund öffnen, und der Schlauch – mit seinem ganzen Druck – wurde in den Mund des armen Kerls gesteckt, der beinahe erstickte – aber wen kümmerte es? Wieder war es der arme Herr Verständig, dem es am schlimmsten erging. Wir drei Brüder und Louis schnitten nicht allzu schlecht ab. Wir waren äußerst achtsam und rochen die Gefahr bereits im Voraus. Wir gaben auch unter der Dusche unser Bestes, und ich tat so, als ob ich üblicherweise jeden 15. November eine Dusche bei offenem Fenster und Zugluft und obendrein noch mit eiskaltem Wasser nehmen würde. So verdarb ich ihnen den Spaß und beschleunigte die ganze Prozedur. [...]

In die Räume, die für 50 Personen vorgesehen waren, wurden 200 hineingepfercht. Im gesamten Block waren es 800 Häftlinge statt 200. Es gab keine Betten. An den Wänden standen einige Holzpritschen mit Stoh oben drauf. Das war unsere Schlafstätte. Aber sie zu benutzen fühlte sich himmlisch an. Seit drei Uhr morgens auf unseren Beinen, die Fahrt im Polizeiwagen, gefolgt von sechs Stunden Appell stehen, danach diese äußerst nervenaufreibenden Geschehnisse, die ständige Angst vor der SS und davor, etwas Falsches zu machen. Wir wollten einfach umfallen und augenblicklich einschlafen, aber unsere Nerven ließen uns nicht. Jetzt waren wir in Dachau. [...]

Ich rufe die zivilisierte Welt als Zeugen auf, um zu fragen, wie es möglich war, im 20. Jahrhundert so viele unschuldige Menschen in ein derart ausgeklügeltes, modernes Schlachthaus zu stecken. Wie konnte der Rest der Welt schweigen und allen Kommunikationsmöglichkeiten zum Trotz gegen diese blutrünstigen Tyrannen nicht aufschreien? Warum gestatteten sie es, offizielle Repräsentanten dieser Verbrecher in ihrer Mitte als Diplomaten zu dulden und sogar willkommen zu heißen? Stattdessen hätten sie sie als die behandeln sollen, die sie in Wirklichkeit waren – Mörder und Verbrecher. Wie konnte der Rest der Welt zusehen, als Horden blutrünstiger junger

Mörder zum Vergnügen die großen Künstler, Politiker und die intellektuelle Elite Deutschlands und Österreichs beseitigten? Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich mich hin und her wälzte, bis ich glücklicherweise endlich einschlief. Der 15. November war Vergangenheit, aber weder ich noch irgendjemand, der dabei war, wird diesen Tag jemals vergessen. [...]

Jeder Block hatte einen Blockführer – alles Mitglieder der SS-Totenkopfverbände, der Auslese an der verkommensten, verdorbensten und grausamsten aller Nazi-Organisationen. Sie kamen als Jugendliche hierher und erhielten hier ihre „Ausbildung“. Keiner von ihnen durfte das Lager verlassen, dadurch sahen sie nie etwas anderes als Tod, Mord und Folter, und sie erwiesen sich als gehorsame und eifrige Schüler ihres Gewerbes. Es gab ungefähr 1.500 dieser Jugendlichen im Lager, so gegen 14 bis 16. Es war ihre Pflicht und Aufgabe, Wache zu halten, die Häftlinge zu überwachen, deren Arbeit diese von ihren unmittelbaren Quartieren wegführte, aber immer noch auf dem Lagergelände. Die Größe des Lagers entsprach einer durchschnittlichen Kleinstadt. Diese Burschen trugen zum Schutz Gewehre und Bajonette. Das Verhältnis betrug etwa ein bis zwei Häftlinge für jeden dieser Wachen. Sie mussten auch das Lager patrouillieren und die Wachtürme besetzen, und deshalb kamen sie nur morgens und mittags in die Blocks, um die Häftlinge zur Arbeit zu bringen. Nach einiger Zeit in einem bestimmten Dienst wurden sie zu „Führern“ in anderen Lagern befördert, in denen sie die Aufsicht übernahmen.

Ich will die Details im Moment beiseite lassen, um ein Wort über diese teuflische Organisation und wie sie funktionierte zu verlieren. Ein Block bestand aus vier so genannten Stuben. Jeder Block hatte einen Blockältesten. Das war ein Häftling, natürlich arisch, der seit mindestens fünf Jahren hier war. Er war dem Blockführer gegenüber für alles, was in seinem Bereich geschah, verantwortlich. Jede der vier Stuben hatte auch einen Stubenältesten – jemand, der seit mindestens drei Jahren hier war. Diese Stubenältesten standen unter den Blockältesten und waren diesen verantwortlich. Sowohl Block- als auch Stubenälteste hatten unumschränkte Macht und Gewalt über ihre Mithäftlinge – so wie ein SS-Mann. Falls in einem Block etwas schief ging, wurden den Blockältesten strenge Strafen auferlegt. Das erklärt, warum die meisten dieser Personen genauso brutal wie die SS waren, weil sie ihre eigene Haut schützen mussten. Zusätzlich hatte jeder Block seinen eigenen Blockschreiber, die Verbindung zwischen dem Block und dem Jourhaus. Der war natürlich ebenfalls ein langjähriger Häftling. Er erledigte den Schriftverkehr, verteilte Anweisungen und führte über

den Block Buch. Jeder Block hatte auch einen Kantinenmann (jedem Häftling war es erlaubt, von seinen Angehörigen 15 Reichsmark pro Monat zu erhalten), und mit diesem Geld machte dieser Einkäufe. Die Preise in der Lagerkantine waren horrend – das hätte die Kaufleute draußen vor Neid platzen lassen –, und daher war das Geschäft für das Lager ziemlich lukrativ. Nahrungsmittel waren nicht ganz so teuer wie Bekleidung und Toiletteartikel. Unterhosen etwa, die sonst 4 Reichsmark kosteten, gab es um 8 Reichsmark, und so sah es mit fast allem aus. Es war Aufgabe des Kantinenmannes, die Einkäufe für seine Mithäftlinge zu erledigen. [...]

Das Spital („Revier“) war klein, und es war sehr schwierig, aufgenommen zu werden. Man musste dem, der Dienst tat, mitteilen, was man hatte, und nur, nachdem dieser (ebenfalls ein Häftling) bestätigt hatte, dass es nötig war, konnte man einen Doktor aufsuchen, aber nur dann, wenn man wirklich kaum noch kriechen konnte. Die Kranken wurden vor einen jungen SS-Mann gebracht, der in seiner Hand so etwas wie einen Fensterpolster hatte. Noch einmal die Frage, was das Problem sei, und falls der Antragsteller nicht halb tot war, bekam er den Polster über den Kopf gezogen, bevor er wieder weggeschickt wurde. Derjenige, der es tatsächlich bis zum Doktor schaffte, musste sich keine Sorgen mehr machen, weil er sich nach nicht allzu langer Zeit auf dem Weg zum Krematorium in der Nähe von München wiederfinden würde. Die tägliche Sterberate lag zwischen 16 und 17. Nicht immer eine Folge von Krankheiten, wie ich später erzählen werde. [...]

Samstag vormittags und die Sonntage waren Ruhetage – natürlich nur in der Theorie. Von keinem Häftling – falls er irgendetwas zu tun hatte – wurde erwartet, dass er alleine die Lagerstraße entlang spazierte; er musste laufen. Erfolgte etwa ein Ausruf zur Aufstellung der Blockältesten oder Schreiber, Essenslieferanten etc., wurde von jedem innerhalb der Hörweite erwartet, dass er den Befehl weitergab, so dass die Anordnungen unverzüglich befolgt wurden. Sollte ein SS-Mann den Block betreten, musste der Erste, der ihn sah, die anderen zum Stillstehen aufrufen, und jeder musste mit dem, was er gerade tat, aufhören, bis der SS-Mann sagte: „Weitermachen.“ Um acht Uhr abends wurde das Eingangstor des Blocks geschlossen; wer auch immer es danach öffnete, wurde ohne Warnung oder Fragen erschossen. [...]

Das kleinste Vergehen wurde mit 25 Stockhieben bestraft – eine Gefahr für jeden von uns, und ein bevorzugter Zeitvertreib. Diese Bestrafung wurde beim Bunker vollzogen, aber falls die Situation es verlangte, ein Beispiel zu setzen, wurden alle

Häftlinge hinausgerufen und mussten gemeinsam mit einer SS-Kompanie mit ihren Stahlhelmen und schussbereiten Gewehren zusehen. Alle bildeten einen Kreis. In der Mitte stand ein Bock, wie er auch von Athleten benutzt wird, und der Häftling wurde auf den Apparat geschnallt. Ein SS-Mann begann, auf seine Hinterseite einzuschlagen. Die Haut platzte normalerweise nach dem zweiten Schlag, und es ging so lange weiter, bis der Häftling zusammenbrach. Während die Schläge erfolgten, zählte ein anderer mit. Hin und wieder machte er einen „Scherz“, indem er meinte, er sei sich nicht ganz sicher, und wieder von vorn zu zählen begann, während Blut, rohes Fleisch und ein letztes Wimmern andeuteten, dass er noch „am Leben“ war. [...]

Es regnete stark. [Arische Häftlinge] trugen Winteruniformen, Kappen und Handschuhe! Wir Juden trugen Sommerkleidung, keine Kopfbedeckung und keine Handschuhe. Wir froren die meiste Zeit. Unsere Hände und Finger waren blau und geschwollen, aber wen interessierte es? Wir marschierten und marschierten. Diejenigen, die zusammenbrachen, waren vielleicht besser dran. Aber das Schlimmste war das Herumschnüffeln der SS. In schweren, warmen Mänteln, immer eine Zigarette im Mundwinkel und eine geladene Pistole an ihrer Seite – sogar während des Marschierens. Diese Bastarde ließen die Kolonnen anhalten, hielten Vorträge über die Unwürdigkeit dieses jüdischen Packs, und, um ihrer Predigt Nachdruck zu verleihen, wurden einige geschlagen. Wenn ein alter Mann zusammenbrach, trat ihn die SS mit Füßen und zerrte ihn hoch. Während der ganzen Zeit schüttete es in Strömen, und natürlich wurde jeder schmutzig. Ein anderer SS-Mann würde später der Gruppe begegnen, ihre schmutzige Erscheinung beanstanden und weitere Bestrafungen und Schläge verteilen.

Es gab einige Stubenälteste, die es vermieden, den wütenden SS-Männern zu begegnen; deshalb wiesen sie uns an, nach links oder nach rechts zu gehen, nur um auf das nächste Scheusal zu stoßen, da die SS überall war. Später begannen sie zu schreien und zu fluchen, sobald sie einen SS-Mann sahen, und sie benahmen sich wie die Furien, nur um die SS zu beschwichtigen, die „zufrieden“ mit ihrer Disziplin waren. Nach so einer „Vorstellung“ liefen die Dinge für eine Weile wieder in einem „normalen“ Ausmaß. Aber es gab immer solche, die Gefallen daran fanden, ihre Männer einem Zusammenstoß mit der SS auszusetzen. Unser Stubenältester gehörte glücklicherweise zur ersteren Kategorie und war ein wirklich großartiger und anständiger Mensch. Ihm war vorgeworfen worden, in der Sozialdemokratischen Partei aktiv gewesen zu sein. Er war seit drei Jahren in Dachau. Obwohl er täglich Zeuge von Mord, Totschlag und unmenschlichster Behandlung der Häftlinge und

selbst Opfer solcher Folterungen war, blieb er Mensch. Er war immer freundlich und höflich, und er hätte nie seine Hand gegen jemanden erhoben. Abends redeten wir oft miteinander, und er erzählte uns von seiner Heimatstadt, der Sehnsucht nach seiner Familie und von allem, was er bisher erlitten hatte und möglicherweise noch durchmachen müsse.

Er erwähnte auch, dass wir Juden nicht nur wegen des Vorfalles in Paris hierher gebracht worden seien. Tatsächlich waren bereits drei Wochen vor diesem Ereignis Überstunden gemacht worden, um Häftlingskleidung und alles Mögliche fertig zu bekommen – drei Wochen, bevor Grünspan den verhängnisvollen Schuss abgegeben hatte; die Deutschen hatten bereits beschlossen, die Juden in Konzentrationslager zu stecken. Die Affäre in Paris war nur ein willkommener Anlass. Sie hätten kein Problem gehabt, einen anderen Vorwand zu finden, wäre ihnen Grünspan nicht zu Hilfe gekommen. Obwohl sie den Juden alles, was sie besaßen, weggenommen hatten, wollten und brauchten die Deutschen in ihrer ordnungsgemäßen Art und Weise eine „Rechtfertigung“. Die Schießerei in Paris war ein genauso guter Vorwand wie jeder andere, um Millionen an Entschädigung von den Juden zu verlangen. Zusätzliche Bemerkungen dazu sind wirklich überflüssig. [...]

Der Samstag Nachmittag hätte eigentlich frei sein sollen, so wie für arische Häftlinge, aber die Juden mussten sich wieder aufstellen. Es regnete in Strömen, und der Sturm war schrecklich. Wir waren bis auf die Knochen durchnässt – ohne Kopfbedeckung. Nach drei Stunden kam eine Durchsage durch den Lautsprecher: „Alle Juden mit Geschäften im Wert von mehr als einer Million Mark zum Rapport.“ Diese Nachricht musste einige Male wiederholt werden. Ich sah keinen Einzigen vortreten. Vielleicht war es als Scherz gedacht, der danebenging, aber der SS war das egal. Aus dem Jourhaus schauten sie durch die Fenster auf uns und diese „Sondervorstellung“ herunter. Der älteste Mann in Block 26 war 89 Jahre alt, der zweitälteste 87 Jahre, und es gab eine stattliche Anzahl zwischen 70 und 80. Es war ein Wunder, wie diese alten Männer überlebten. Hin und wieder brauchten sie ein wenig Unterstützung. Für die SS waren sie keine alten Männer, sondern „Saujuden“, und genauso wie die körperlich Beeinträchtigten, die Invaliden und Deformierten mussten auch sie Appell stehen und den Regen, die Kälte und all die anderen Torturen aushalten, die bereits wir, die körperlich Gesunden, kaum ertrugen. Niemand wagte es, dem alten Mann beizustehen, der gerade zusammengebrochen war und in einer Wasserlache lag. Ihm zu helfen hieß „25“, oder am Baum hochgezogen zu werden [das gefürchtete „Baum-“ oder „Pfahlhängen“].

Zivilisierte Welt, schau dir diesen 80-jährigen Mann an – ihr Länder, die ihr behauptet, die zivilisierte Gesellschaft zu repräsentieren, wie konntet ihr zusehen, als dieser Großvater sein Leben aushauchen musste, gefoltert und getötet von jugendlichen Mördern! Ihr habt zugehört, als Weltliteratur vernichtet wurde, habt Vergewaltigungen gesehen, Brände, Morde, Tausende und Abertausende, die in Konzentrationslagern verrotteten, Kinder, die ihre eigenen Eltern denunzierten, Hasspropaganda, die unwiederbringliche Zerstörung von Kunst, und ihr habt diesen unmenschlichen Horden sogar gestattet, Propagandabüros in euren eigenen Ländern aufzumachen. Die Welt besuchte einfach Vorträge über Deutschland, kaufte weiterhin dessen blutgetränkte Waren. Eure Gleichgültigkeit war unentschuldig. Die schlimmsten Übeltäter waren Handel und Industrie, die weiterhin deutsche Waren kauften, getränkt mit dem Blut tausender unschuldiger Menschen. Versucht nicht, euer Gewissen zu beruhigen, indem ihr von „übertrieben dargestellten Mengen“ sprecht – und „dass diese Fantasien nicht wahr waren und sein konnten.“ Ja, Herren Geschäftsmänner, sie sind wahr. Ich sah den alten Mann beim Appell sterben. Einige Wachen hielten seinen Körper, durften aber den Leichnam noch nicht wegschaffen. Offiziell war er noch am Leben, bis sein Name ordnungsgemäß im sorgfältig geführten Registratursystem abgehakt worden war. Die Öfen in den Krematorien in München wurden niemals ausgemacht. Unter den Häftlingen waren Taubstumme. Menschen in ihren späten Achtzigern wurden öffentlich geschlagen. Es gab kein gemeines Verbrechen und keine Folter, die nicht zum Einsatz gekommen, nicht ausprobiert worden wären während der „Sondervorstellungen“, und man fragte sich immer wieder: „Es muss Gründe dafür geben!“ Nach sechs Stunden im strömenden Regen, ohne Mantel, Kopfbedeckung oder anderen Schutz, holten sich hier viele Häftlinge tödliche Krankheiten, die sie ins Krematorium beförderten. Ohne die Möglichkeit, uns umzuziehen, fielen wir klatschnass auf unsere Matratzen: Nur die Körperwärme trocknete uns. [...]

Am Nachmittag durften wir einen Spaziergang durch die Blockstraße machen, wenn man seine KZ-Nummer ordentlich angebracht hatte. An diesem Nachmittag trafen wir einige andere Linzer und Österreicher. Es war ein trauriges Treffen. Wir trafen auch Leute aus Wien, wo am 10. November 1938 Massenverhaftungen Tausender begonnen hatten. Alle Gefängnisse und Schulen waren überfüllt. Der Mob tobte. Es gab kaum Nahrung. Ganz besondere Scherze wurden gemacht. Wenn der Kopf eines Mannes rasiert wurde, ließ man als Zei-

chen der Behandlung durch die SS-Totenkopfverbände und das noch grausamere Transportkommando ein Bündel Haare in der Mitte stehen (sehr komisch). Jeder Transport hatte einen zusätzlichen Wagen für die Körper derjenigen, „die versucht hatten zu fliehen.“ Tatsächlich waren viele so geschlagen worden, dass sie unmöglich bei den „Lebenden“ sitzen konnten, und sie fanden ihre Erlösung in einer Kugel in den Kopf.

Ich erinnere mich an einen uralten Mann, der sich zum Appellplatz schleppte. Nach den Schlägen und Beschimpfungen, die er erhalten hatte, fragte ich mich, ob diese Bestien Väter und Mütter oder ein Herz in ihrer Brust hätten. Konnte man sie noch „Menschen“ nennen? Ich bezweifle es. Sogar im Ersten Weltkrieg, als das Motto „Auge um Auge“ hieß, kümmerten sich Militärspitäler um Freund und Feind. Es gab immer ein ungeschriebenes Gesetz, sich um die Hilflosen, Alten und Kranken zu kümmern. Aber diese universellen Gesetze galten für das Dritte Reich nicht.

Sie täuschten Dinge vor und händigten sogar Postkarten aus, um nach Hause zu schreiben, dass alles in Ordnung sei – es gehe einem gut, bitte schickt Geld, etc. Das war kein humanitärer Akt. Die Lagerkantine musste Geschäfte machen und brauchte Geld. Da die Postkarten viele Male zensuriert wurden – von den Block- und Stubenältesten, den Funktionären und sogar vom Jourhaus –, war es unmöglich, etwas zu schreiben, das den Tatsachen entsprach. Es war nicht einmal möglich, Angehörige zu warnen, etwas Falsches oder Abfälliges zu sagen, auf diesen 14 Zeilen, die wir schreiben durften – nicht ein Wort mehr, volle Zensur. Viele erkannten die Gefahr und wussten Bescheid. Dr. Brunner erhielt einen Brief von seiner Frau, aus dem vom Zensor ein Teil ausgeschnitten worden war, mit dem Kommentar: „Beim nächsten Mal wird es dein Hals sein.“ Die Gefahr, in der er sich befand, ist schwer zu verstehen, und es gab keine Möglichkeit, seine Frau zu warnen. Ein Arier, der es satt hatte zu schreiben: „Es geht mir gut“ – er unterließ es, weiterhin zu schreiben. Er wurde ins Hauptquartier befohlen, wo sich seine Frau in einem Brief beschwert hatte, dass sie schon lange nichts von ihm gehört habe. Ergebnis: 25 Stockhiebe. Seine Frau konnte nicht wissen, was ihr Brief ausgelöst hatte. [...]

Es gab weitere Entlassungen, vor allem in unserem Block. An manchen Tagen wurden 10 bis 20 entlassen, aber nur die aus Deutschland – keiner aus Wien.

Ein Vater wurde gerufen, der Sohn musste bleiben – herzerreißende Szenen. Sogar der kürzeste Abschied endete immer mit einer Umarmung und Tränen. Jeder weinte. Es war keine SS in der Nähe. „Ich bin so froh, dich gehen zu sehen, Vater, küß Mutter von mir.“ Vater: „Halt die Ohren steif, Junge. Wir werden zuhause für dich beten, das G'tt Erbarmen hat und dich bald heimschickt.“ Der Blockälteste beendete die Szene. Die zu entlassenen Häftlinge mussten sich vorne efinden. Was sie entbehren konnten, ließen sie den anderen zurück. Jeden Abend wuchsen die Hoffnung und die Erwartungen. Morgen bin vielleicht ich an der Reihe. Aber die „Show“ ging weiter. [...]

Stellt euch vor, hin und wieder, vor allem wenn wir an Samstagen rechtzeitig zurückkamen, nahm der Blockschreiber seine Gitarre zur Hand und spielte einige alte, fast vergessene Lieder, und wir summten dazu. Er spielte eine halbe Stunde lang und sang von Bächen, Wiesen, Bergen und Vögeln, die ihre Freiheit genossen. Wie schön das Leben einmal war. Wie traurig, mit Liedern aus unserer Kindheit und Jugend sich an diese Momente zurückzuerinnern. Der Schreiber sang ein altes Liebeslied voller Leidenschaft und Sehnsucht. Man konnte begreifen, wovon diese Bauersleute geträumt haben. Obwohl jeder Tag der letzte sein konnte, gab niemand die Hoffnung auf, und nichts konnte sie entmutigen. [...]

Gelegentlich, wenn wir schon fast eingeschlafen waren, konnten wir Schüsse hören. Man kannte nie die Einzelheiten. Jemand könnte einen Schritt nach draußen gemacht haben, um das Ganze zu beenden, oder vielleicht war er hinausgezerzt worden, aber was auch immer die Umstände waren, es war eine weitere Ladung für das Krematorium. [...]

Wir hatten ziemliches Glück, ich wurde persönlich vom Blockältesten hinausgeworfen, Rudi wurde einmal ins Gesicht geschlagen (auch nicht allzu schlimm), und Gus bekam einen Tritt in den Hintern. Vielleicht halfen wir der Sache ein wenig nach, indem wir niemals aufgaben, gerade wie eine Kerze Appell standen, auf eine militärische Art und Weise antworteten und alles Menschenmögliche taten, um zu vermeiden, dass wir auffielen oder bekannt wurden. [...]

Dann ging das Gerücht um, dass es eine Inspektion durch hohe Tiere geben würde. Wir arbeiteten gerade an einer Seitenstraße, als wir – siehe da! – ein paar Häftlinge am Rasen vor der Lagergärtnerei Fußball spielen sahen. Und, der Wun-

der nicht genug, stand eine Gruppe Österreicher, unter ihnen [Dr. Wilhelm] Bock aus Linz [Linzer Bürgermeister 1934-1938, Dachau-Überlebender], in Aufstellung und sang österreichische Weisen. Einige davon hatten einfach fantastische, wunderschöne Stimmen. Es war Samstag, Häftlinge redeten miteinander und rauchten, einige spielten Fußball und andere bildeten ein Chorensemble. Wer wagt es da zu behaupten, dass das Leben im Konzentrationslager nicht wunderbar war! All diese schreckliche Propaganda im Ausland! Das muss der Eindruck der Inspektoren gewesen sein. Nur zu schade, dass sie nicht einige Minuten später zurückkamen. Die talentierten Regisseure in Dachau hätten ihnen einen anderen Akt als Zugabe zeigen können. Die Tore hinter den Besuchern waren noch nicht geschlossen, als die SS zurückkam und fragte, ob wir den Verstand verloren hätten. Einen Augenblick später gab es nichts mehr, was an das Singen oder das Fußballspielen erinnert hätte. Aber meine Freunde, die Inspektoren, verpassten diesen Teil und den Vortrag, den wir über uns ergehen lassen mussten. Hatten Sie übrigens Gelegenheit, einen Blick auf den Bunker zu werfen, oder auf die Lastwägen, die den Dreck und die menschlichen Körper wegbrachten, zu Tode gefoltert, und zum Krematorium fuhren? Bitte, kommen Sie zurück, meine Herren, um noch einmal nachzusehen, und Sie werden merken, was Sie zuvor übersehen haben. [...]

Post von Valy. Jeder Jude aus Linz sollte nach Wien evakuiert werden. Nur diejenigen, die bei der Jüdischen Gemeinde arbeiteten, konnten zunächst noch bleiben. Die gleiche Nachricht erhielten andere Linzer. Wir wurden zu Obdachlosen. Die armen Frauen – wie würden sie das schaffen? Arme Liesl und ihr kleiner Bub und unsere Eltern. All dieser Stress und die Aufregung, und wir drei Männer saßen im Konzentrationslager. Wir machten uns unendliche Sorgen darüber, wie es ihnen ergehen würde. Konnten wir nicht nach Linz zurück? Waren unsere Häuser zerstört oder beschlagnahmt worden? Wurden die Frauen körperlich misshandelt? Es gab so viele Fragen und Probleme, und keine Antworten. Und am schlimmsten war, dass wir keine Ahnung hatten, wie lange wir in Dachau sein würden. Es gab täglich Entlassungen – aber nur Deutsche. Würde es einen besonderen Erlass für Österreicher geben? Bis jetzt wurden drei Linzer entlassen, und gestern Richard Pick. Wann werden wir an der Reihe sein?

Kurze Zeit später wurden Victor und seine Brüder freigelassen und konnten über Shanghai in die USA emigrieren, wo Victor Gans 1994 verstorben ist.



Eva A. mit 5 Jahren
im Kindergarten

So, nun hat sich's ausgeflirtet ...

Eva A., Neuseeland, geboren 1924

Eva A. wurde 1924 in Wien geboren. In ihrem Tagebuch, das sie 1934 als Belohnung für ein gutes Schulzeugnis bekommen hat, beschreibt sie die für sie unmittelbaren Folgen des „Anschlusses“: Sie durfte wie viele andere jüdische Schülerinnen und Schüler die Schule nicht mehr besuchen.

Wien, 29. April 1938

So, nun hat sich's ausgeflirtet in der Schule, und gründlich!! Wir sind nämlich von wegen unserer Rasse aus der Schule rausgeflogen, nun alles der Reihe nach:

Wir erfuhren es gestern durch die Zeitung, trafen uns heute alle vier um 1/410 Uhr, um die Bücher zurückzutragen. Wie wir am Schüttel [2. Wiener Gemeindebezirk] waren, sahen wir drüben auf der Lände [3. Bezirk] den Kurtl!! Juli und Boxi. Wir waren meschugge, plötzlich sehen wir am Schüttel Katz, Beran, Fast und Baar auch die Bücher zurücktragen. Die Lilly traf vorher schon den Juli, redete ihn an (!) und fragte, was los sei. Er sagte, er käme in die Hessgasse und wir in die Radetzkysschule. Wir gingen dann rauf, der Katz holte den Lindner aus dem geom. Zeichensaal (er wurde dabei ganz rot), und gaben die Bücher ab. Der Heinzl Baar fragte uns, wohin wir kommen, er war überhaupt sehr nett, der Katz war ein bissl arrogant. [...] Dann kam der Spovi, wir verabschiedeten uns von ihm, er wünschte uns alles Gute und sagte, es tue ihm um uns, seine guten Lateinstudenten, leid. Dann kam der Prof. Walter, sah uns, sprach mit uns rührend, man sah ihm an, dass es ihm schwer war, und ich hätte am liebsten geheult. Dann gingen wir zum Didi [Direktor] rein, der war auch sehr nett und sagte uns, wir kommen in den 20. Bezirk in die Schule, schrecklich!!! Er gab uns dann die Hand, obwohl er uns gar nicht kennt.

Risa und Viktor S., die Eltern von Frau A., versuchten fortan verzweifelt, für ihre Tochter ein „Permit“, eine Einreiseerlaubnis für England, zu erlangen. Sie baten dabei auch Bekannte in Großbritannien um Hilfe.

Wien, 25. Oktober 1938

Dear Mrs. & Mr. E[...], dear Mrs. P[...],

Mit Ihren I[lieben] Briefen hatte ich eine große Freude, ich wartete schon mit großer Sehnsucht darauf. [...] Wir danken Ihnen nach wie vor für Ihre Bemühungen. Evas beste Freundin ist bei einer reichen Londoner Familie an Kindes statt aufgenommen. Ich schrieb an Mrs. B[...], so heißt ihre Ziehmutter, und bat sie, Mrs. W[...] im Woburn House aufzusuchen, um das Permit zu beschleunigen. Gleichzeitig schrieb ich ihr, das Ergebnis ihrer Unterredung mit Mrs. W[...] Ihnen mitzuteilen. Ich habe noch keine Antwort, allerdings war Mrs. B[...] in den letzten Tagen verreist, also ich weiß nicht, ob sie schon zurückgekehrt ist.

Mit gleicher Post sende ich Ihnen wieder ein „Muster ohne Wert“, Eisbonbons von Eva verfertigt. Es würde jedes Stückerl in eine Manschette gehören, da ich aber mehr Inhalt als Papier senden will und das Gewicht auf 1/2 kg beschränkt ist, so habe ich es unterlassen. Sie haben ja hoffentlich keinerlei Auslagen beim Empfang desselben? Oder doch? Wir danken Ihnen herzlichst für Ihre Bilder, wir hatten eine große Freude damit.

Ich wollte Ihnen postwendend antworten, war aber so schlechter Stimmung, dass ich diese nicht im Brief auf Sie übertragen wollte. Unsere Hausbesorgerin sagte nämlich, dass wir am 1. November die Kündigung bekommen werden, und das ist für uns, die wir keinerlei Auswanderungsaussichten haben, ein harter Schlag. Erstens haben wir doch in diese Wohnung, wo wir jetzt 18 Jahre wohnen, sehr viel investiert, alles tadellos tapeziert, Möbel eingebaut, Dauerbrandofen gesetzt, etc., zweitens kostet eine Übersiedlung viel, da ich ja die ganzen Öfen wieder aufstellen lassen muss, und wer weiß, wo ich hinziehen kann. Eine neue Wohnung zu bekommen ist überaus schwierig, meistens muss man sich eine große Wohnung nehmen mit noch anderen Leuten zusammen. Ein großes Vergnügen! Wenn Eva wohlbehalten unter Ihrer Obhut sein wird, dann ist mir schon alles egal, dann ist meine größte Sorge mir vom Herzen genommen, und alles andere werde ich schon irgendwie ertragen. Sie wissen gar nicht, liebe Frau P[...], wie glücklich Sie sein sollen, trotzdem Sie von Ihrem I[lieben] Mann getrennt sind, ich würde jede Arbeit und jedes Los auf mich nehmen, wenn ich meine Zelte irgendwo im Ausland aufschlagen könnte. Da mein Mann aber schon 62 Jahre alt ist, so ist es schwer für uns, unser Ränzlein zu schnüren, überhaupt solange wir hier eine kleine Pension haben.

[...] Eva hat zu ihren englischen Stunden auch wieder die französischen aufgenommen, sie ist in Letzterem fast schon perfekt. Auch Schreibmaschine hat sie jetzt ganz allein erlernt, das erste Buch hat sie schon fertig geübt, jetzt arbeitet sie an dem zweiten, das sind Geschäftsbriefe, etc. Sie schreibt für die kurze Zeit, die sie übt, schon ganz flott. [...]

Vielleicht ist diesmal mein Packerl auch das erste von einer Serie von dreien! Ich sehe, liebe Frau P[...], Sie sind genau so abergläubisch wie ich, allerdings fand bei mir der Aberglaube immer guten Boden.

Wir grüßen Sie alle recht herzlichst, auch die lieben Kinder, und würden uns sehr freuen, bald von Ihnen allen zu hören!

Herzlichst Ihre Risa S[...]

Wien, 21. November 1938

Lieber Mr. E[...],

Ihre beiden Briefe haben uns riesig gefreut. [...]

Ihnen danken wir von ganzem Herzen für Ihre Intervention im Woburn House und sehen der Ankunft des Permit mit großer Freude entgegen. Ich werde dann sofort alles in die Wege leiten, damit Eva nicht eine Stunde länger als nötig hier bleibt. Die Erledigung der Formalitäten dauert jetzt leider viel länger, als es bei Frau P[...] der Fall war.

Dass Sie sich um 20 Flüchtlinge annehmen, ist wirklich eine edle menschliche Tat, wenn es in Ihrem Lande oder in den anderen Ländern viele solcher Menschen gäbe, dann wäre uns um unser Schicksal nicht bang! Ich weiß, dass Sie alles, was Sie für uns und andere tun, aus Ihrem guten Herzen heraus tun, trotzdem hoffe ich, dass Eva einen kleinen Teil Ihrer vielen Mühe und Auslagen, die Sie für sie hatten, durch Arbeit in Ihrem Interesse wird hereinbringen können.

Frau P[...] kennt meine moderne Wohnungseinrichtung, ich muss jedenfalls einen Teil davon abgeben, da mir höchstens 1–2 Räume zugewiesen werden. Und ehe ich sie verschleudere, wollte ich Sie fragen, ob Sie oder einer Ihrer Freunde Verwendung dafür hätten, ich schenke Sie Ihnen gerne. Und da ein Teil der Sachen ohnehin Eva gehört, würde ich dieselben, wenn der Transport nicht zu kostspielig ist, Ihnen senden.

[...] Nochmals vielen innigen Dank für alles, ich weiß, Sie hören dies nicht gerne, ich kann aber nicht umhin, es Ihnen zu sagen.

Alles Herzliche Ihnen, Ihrer l[ieben] Familie und Frau P[...], viele herzliche Grüße von meiner Familie, Ihre
Risa S[...]

Im Februar 1939 schließlich gelangte Frau A. als 14-jähriges Mädchen ohne ihre Eltern, ganz allein auf sich gestellt, nach Großbritannien. Herr und Frau H., die Herrn E. kannten, aber niemals Eva oder ihre Eltern getroffen hatten, waren bereit, Eva bei sich zuhause aufzunehmen, und sie sollte ihnen helfen, auf deren 3-jährigen Sohn aufzupassen. Eva A. schrieb in England Briefe an Bekannte, um für ihre Eltern Einreisegenehmigungen nach Großbritannien zu bekommen. Der nachfolgend abgedruckte Brief ist im Original von Frau A. in englischer Sprache abgefasst.

England, 2. Mai 1939

Dear Mr. E[...],

I really don't know how to begin this letter, because I have got to beg for something again, and that isn't easy indeed.

Well, to make it short, my parents in Vienna lost their monthly pension they got from the school, and for that reason they are forced to leave the country at the earliest possible moment. They get now a little monthly sum from the assurance, but that's hardly enough for 1 person and far too little for two. So, if there is no other possibility, my mother will go alone first and is therefore looking for a domestic job now. She would of course have preferred to come over with a guarantee, but as things are now the principle thing is to get her out as quickly as possible, and the circumstances don't matter.

She is really perfect in housework and cooking [...], and she is now learning the English cooking and special dishes for ill persons. Besides, she knows dressmaking [...], knitting, and makes lovely models of leather belts and gloves, her English is quite good, and she is perfect in German shorthand and typewriting. (I think there are still some more things she knows, but I can't remember them as there are so many).

I hope it won't be very difficult to find some sort of job for her as she knows so many things, one's only got to know the right people, and that's why I write to you as you are in

connection with the committees and hostels while Mr. H[...] and I are not. I do hope you don't mind my troubling you again, but you must understand, this question being so actual now I get hold of every possibility I can find to help my parents.

What my mother really wants is to get in a household, where she could, besides her work, have a certain social position, I mean, where she isn't just treated as a servant but where her abilities and intelligence and education are recognised and appreciated. (For inst. to look after children or their studies or for German lessons or conversation connected with housework of course, or to look after other servants or to sell belts or gloves etc.) But I needn't tell you that these are only wishes, and she and we all would be ever so happy to find any job which enables her to come over to England. Is it perhaps possible to find a place in the hostel for her?

I don't yet know what I am going to do about my father; I want to bring him in a home for people over 60 years, but you need a guarantee for at least 30 £ a week, and I couldn't get that till now. But my mother could come first alone, and then we both could try to help my father.

I enclose a photo of my mother, you might need it. Please could you answer me as soon as possible, for my mother is waiting for good news, and I know this terrible waiting in Germany only too well.

I am going to the Polytechnic now and attend an English course for foreigners, I really feel perfectly happy here and can't help thanking you once again, though Englishmen don't like that very much, do they?

How are you and your family? Please give my love to Mrs. E[...] and your children and don't forget Mrs. P[...] [...].

*I sincerely hope you don't mind, and I am looking forward to your letter,
Yours very thankfully,
Eva*

In der Zwischenzeit wurde in Wien die elterliche Wohnung konfisziert, samt Möbeln und einer wunderbaren Bildersammlung. Der Vater von Eva A. hatte außerdem seine Pension als ehemaliger Professor einer Handelsakademie verloren. Die Mutter von Eva A. bemühte sich in Wien um ihre Ausreise.



Eva A. mit 80 Jahren
in Neuseeland



Hochzeitsfoto von Risa und
Viktor S., den Eltern von Eva A.

Wien, 12. Mai 1939

Liebste Frau P[...],

schon sehr lange habe ich nichts von Ihnen gehört, ich habe sogar schon vergessen, ob Sie mir oder ich Ihnen zuletzt schrieb. Aber das ist nicht von Wichtigkeit. Wie geht es Ihnen? Haben Sie viel zu tun, und was hören Sie von Ihrem I[lieben] Mann? Wie geht es Familie E[...]? Bitte sind Sie so lieb und grüßen Sie sie herzlichst von uns, vielleicht hat er einmal Zeit und schreibt uns wieder. Was macht Ihr Mann? Wir hören jetzt gar nichts von ihm, jedenfalls ist er sehr beschäftigt und hat auch Gründe, uns nicht aufzusuchen. Ich hätte Ihnen schon längst geschrieben, habe aber soviel Unangenehmes in der letzten Zeit erlebt, dass ich wirklich nicht dazu die Geduld hatte und auch nicht die Zeit. Wie Sie ja wissen, wohnen wir seit Anfang April im 1. Bezirk [...], wo wir eine große Wohnung mit noch einer Familie, sehr netten und feinen Leuten, haben. Er war Arzt und ist jetzt im Ruhestand. Wir vertragen uns glänzend, und es wäre alles so weit gut gewesen, wenn wir nicht am ersten Morgen in unserer neuen Wohnung einen Brief des Arbeitgebers meines Mannes bekommen hätten, der uns davon Mitteilung machte, dass die Pension ab nächsten Tag, das war der 1.4., eingestellt wird. Sie können sich denken, wie das auf uns gewirkt hat, ich stand da, die Kisten und Koffer noch um mich herum, und hatte kaum die Energie, alles in Ordnung zu bringen. Nun werden seit dieser Zeit Verhandlungen gepflogen, aber es besteht leider sehr wenig Aussicht auf einen günstigen Ausgang derselben, so dass wir auch daran denken müssen, unser Ränzlein zu schnüren und uns irgendwo ein Asyl zu suchen. Noch dazu sind wir durch einen s.z.tigen Irrtum dazu verpflichtet, eine Kontribution von M 1200,- zu zahlen, wir haben bereits ein Gesuch um Streichung derselben gemacht, warten aber noch auf die Erledigung. Inzwischen kam aber der Exekutionsbeamte, der unser Inventar einstweilen mit Beschlag belegte, und wir erreichten wenigsten so viel, dass mit der Vollstreckung so lange gewartet wird, bis die Erledigung in unseren Händen ist. Bitte erwähnen Sie aber dies nicht Eva, falls Sie mit ihr sprechen, ich will ihr doch nicht unnötige Sorgen machen. [...] Abgesehen davon, dass die Übersiedlung eine Menge Geld verschlungen hat, müssen wir natürlich jetzt sehr haushalten, um uns irgendwie bis zu unserer Auswanderung über Wasser zu halten. Was, da staunen Sie, liebe Frau P[...], Sie hätten das nicht gedacht, als Sie uns letztens besuchten? Ich auch nicht, trösten Sie sich! Da wir aber moderne Menschen sind, müssen wir eben alles mitmachen, und ich hoffe, trotz allem meinen Humor nicht zu verlieren, obwohl ich oft nahe daran bin. Die einzige Kraft geben uns die Briefe Evas, die in der Schule dort sehr gute Fortschritte macht und von den Professoren sehr gelobt wird, die sich nach wie vor unendlich glücklich fühlt und die

in dieser kurzen Zeit ein tapferer und ganz selbstständiger Mensch geworden ist. Ich erhielt auch unlängst einen Brief von Herrn H[...], der sich sehr reizend über Eva äußerte, dies alles gibt uns natürlich Kraft und Mut, alles Unangenehme zu überbrücken. Jetzt arbeite ich ungefähr 16 Stunden täglich, manchmal auch länger, Vormittag besuche ich einen Kochkurs, man fragt mich zwar warum, da ich diese Wissenschaft ohnehin schon beherrsche, aber ich will mich doch darin vervollkommen und einige neue Vorspeisen, etc. zu meinem Repertoire dazulernen. Wenn dieser Kurs zu Ende ist, werde ich kunstgewerblich wieder etwas arbeiten, usw. Ich komme meistens um 12 Uhr mittags nach Hause, muss dann erst unser Essen kochen, die Wirtschaft erledigen, Wege machen, Briefe schreiben, Englisch lernen, nähen, stopfen, flicken, kurzum, der Tag wird mir wahrhaft zu kurz. Ab und zu kommen noch einer oder der andere unserer wenigen Freunde, die wir hier noch haben, und auf diese Weise komme ich oft gar nicht dazu nachzudenken, was für ein armer Teufel ich eigentlich geworden bin. Also wenn Sie ein bisschen Zeit haben, dann bedauern Sie mich, aber nein, das will ich nicht, sondern schauen Sie sich bitte ein bisschen in Ihrer engeren und weiteren Umgebung um, ob sich nicht eine „Gnädige“ findet, die Lust und Liebe hätte, österreichische Küche, vorgeführt persönlich von mir, zu genießen. Ich würde auch zu Kindern gehen – ich habe Eva bis zu ihrem 12ten Jahr alles allein genäht – oder als Gesellschafterin, kurzum, was sich trifft. Eine Bekannte hat mir einen Monat vor Einstellung unserer Pension einen so guten Posten angetragen, den ich leider damals ausschlug, weil ich ja doch nicht im Traum daran dachte, die Pension zu verlieren. Als ich mich jetzt an sie wendete, war die Stelle natürlicherweise schon vergeben. Soviel man hier hört, darf eine verheiratete Frau nur dann jetzt eine Stelle als Hausgehilfin annehmen, wenn der Mann auch schon draußen ist. Nun, vielleicht kann man in unserem Fall insoferne eine Ausnahme machen, als mein Mann hier seine Altersrente bezieht, die M 135,- monatlich ausmacht und die für eine Person knapp ausreicht, aber für uns beide natürlich zu wenig zum Leben ist. Natürlich suchen wir auch einen Garanten für meinen Mann, der es ihm ermöglicht, in einem Altersheim oder sonstwo unterzukommen, aber dies dürfte ja weit schwerer sein als eine Stelle für mich. Außerdem könnte ich dann, wenn ich einen Posten habe, mit meinem Gehalt meinen Mann dort im Heim erhalten, aber das Wichtigste ist natürlich, wie kommt man hin? Sind Sie bitte nicht böse, wenn ich Ihre Energie, Klugheit und Umsicht so weit ausnütze und Sie bitte, wenn Sie uns irgendwie behilflich sein können, es zu tun, vielleicht durch Komitees, etc. Mich können Sie mit gutem Gewissen jedermann empfehlen, Sie werden ebenso wenig Schande ernten, wie es bei Eva der Fall war. Denn ich kann und will arbeiten, und für meinen Mann müsste sich

halt ein edler Gönner finden, deren es ja so viele bei euch gibt, man muss nur auf den richtigen Mann stoßen! Also bitte nicht böse sein, liebe Frau P[...], ich weiß, Sie sind ein guter Kerl und nehmen sich aller Menschen an, die zu Ihnen um Hilfe kommen. Ich wünschte, ich könnte es tun, denn es ist immer angenehmer, helfen zu können, als um Hilfe zu bitten, das können Sie mir wirklich glauben. Mein ganzes Leben lang war Ersteres bei mir der Fall, und wenn es jetzt auch etwas anders ist, so hoffe ich doch, dass ich bald in meine gewohnte Bahn zurückfinden werde.

Grüßen Sie [...] vielmals die ganze Familie E[...] und seien Sie von uns allen herzlichst begrüßt von Ihrer

Risa

Nach dem Kriegseintritt Großbritanniens wurde Eva A. als „feindliche Ausländerin“ von der Familie, bei der sie untergekommen war, weggerissen und kam in ein Flüchtlingslager. Diese Zeit war für sie geprägt von Einsamkeit, Heimweh und der großen Angst um ihre Eltern. Ihre Gefühle hat sie damals in einem Gedicht, das sie in englischer Sprache verfasste, ausgedrückt:

*When I behold the babe in mother's arms
Cent'ring upon herself a wealth of care,
Or when I watch home's rich and peaceful charms
And always watch, and never have my share –
Then melancholy overcasts my mind
And pain with iccold hands my poor heart grips
Bleak misery bursts through the outer rind
That fixed the smile upon reluctant lips –
For then I feel such longing in my heart
For my home town, for father, mother dear,
My troubled soul finds no escape, no rest
From utter helplessness, benumbing fear;
Yet, louder than all, rings this one voice in me:
"Rejoice! You are in England – the land where man's still free!"*

Den Eltern von Eva A. gelang es trotz aller Bemühungen nicht mehr auszureisen. Sie wurden am 27. Mai 1942 nachts von der Gestapo abgeholt und nach Minsk deportiert, wo sie ermordet wurden. Frau A. lebt heute in Neuseeland, aber Wien hat sie bis heute nicht vergessen.



Hausmusik bei den Reichenfelds, ca. 1935

Vater Ernst, Tante Grete, Schwester Eva, Mutter Klara, Hans Reichenfeld am Cello (v.l.n.r.)

... ich werde lieber Cello spielen

Hans Reichenfeld, Kanada, geboren 1923

Hans Reichenfeld wurde am 26. Februar 1923 in Wien geboren. Ab Ende April 1938 durfte er hier als Jude das Akademische Gymnasium nicht weiter besuchen. Das Schuljahr konnte er noch in einem Gymnasium im zweiten Wiener Gemeindebezirk abschließen. Im August 1938 verließ Hans Reichenfeld Österreich. Er wurde von einer Schule in Großbritannien als Schüler angenommen.

Als nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges deutsche bzw. ehemalige österreichische Staatsangehörige auf britischem Staatsgebiet von Großbritannien zu „enemy aliens“ – „feindlichen Ausländern“ – erklärt und in Internierungslager verbracht wurden, wurde 1940 auch Hans Reichenfeld interniert und nach Kanada verschickt. 1941 kehrte er nach Großbritannien zurück. Von 1944 bis 1947 diente er in der Royal Air Force. 1952 konnte er sein Medizinstudium in London abschließen. Dr. Hans Reichenfeld lebt heute in Kanada.

Isidor Ernst Reichenfeld, der Vater von Hans Reichenfeld, war praktischer Arzt in Wien und wurde während des Novemberpogroms 1938 verhaftet. Bis März 1939 blieb er inhaftiert. Wenige Tage nach seiner Entlassung konnten Isidor Ernst Reichenfeld und seine Frau Klara ebenfalls nach Großbritannien emigrieren.

Hans Reichenfeld hat in seinem Tagebuch die Ereignisse und unmittelbaren Folgen des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich für ihn als jüdischen Schüler des Akademischen Gymnasiums in Wien aus seiner Sicht festgehalten. Seine vollständige Autobiografie „On the Fringe“ ist im April 2010 in der deutschen Übersetzung von Katharina und Ludwig Laher mit dem Titel „Bewegtes Exil. Erinnerungen an eine ungewisse Zukunft“ im Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft in Wien erschienen.

Wien, 7. April 1938

Für mich persönlich hatte der „Umbruch“ zunächst die angenehme Folge, dass acht Tage keine Schule war. Am ersten Schultag war dann für die „arischen“ Schüler eine Feier. Danach hielt der kommissarische Leiter der Anstalt, der Turnprofessor Schmidt, an die Juden des Akademischen Gymnasiums eine herrliche Ansprache, in der er vom jüdischen Weltbolschewismus faselte und erklärte, wir seien jetzt ein Gastvolk und hätten uns auch so zu benehmen. Er werde aber auch dafür sorgen, dass wir nicht provoziert würden. Dann hatten wir knapp zwei Wochen „Schule“. Von normalem Unterricht konnte natürlich keine Rede sein. Erstens waren die jüdischen Professoren sofort hinausgeflogen, so dass wir keinen Lateinlehrer hatten. Dann hatten wir von Montag bis Mittwoch nachmittags und von Donnerstag bis Samstag vormittags Unterricht, weil die Stubenbastei wegen Militäreinquartierung zu uns übersiedelt ist. So hatten wir jeden Tag statt fünf Stunden nun vier. Aber auch von diesen vier Stunden fielen oft ein, zwei oder gar drei weg, weil irgendein Bonze aus dem Reich angekommen war. Und wenn wir schon Unterricht hatten, so konnte vorkommen, was unser Chemiker Milan zweimal machte, dass der Herr Professor einfach erklärte, er habe Kopfweg und könne nicht unterrichten, wir sollten machen, was wir wollten. Ansonsten war aber regelmäßiger Unterricht. Die christlichen Mitschüler verhielten sich hochanständig, sie tragen natürlich ausnahmslos das Hakenkreuz, aber es hat noch kein einziger gestänkert. Als dann Judenbänke eingeführt wurden und die Juden auf der einen, die Nichtjuden auf der anderen Bankreihe saßen, sagte Wagner nach der Stunde zu uns: „So ein Blödsinn das, wir haben da früher so ein schönes Grätzl gehabt, wir haben uns unterhalten und uns eingesagt, jetzt ist das alles vorbei.“

Die Lehrer müssen zu Beginn und am Ende der Stunde mit „Heil Hitler“ grüßen, sind aber bis jetzt ganz nett, nur der Geographieprofessor Waldemar Waldner [...] ist bei den Juden strenger. Auch sagte er bei der Besprechung von Palästina: „Jetzt, wo die Juden ja nach und nach aus allen Ländern Europas hinausgefeuert werden, suchen sie halt eine Heimat in Palästina.“

Jetzt ist seit dem 2. April frei, und ich renne von Konsulat zu Konsulat, ich habe es aber schon aufgegeben, weil für Ärzte ja nirgends Aussicht ist.

Unlängst ging ich am Nachmittag durch die Viktualienhalle [Markthalle im 3. Wiener Gemeindebezirk], als mich ein S.A.-Mann hopfnahm und ich mit vielen

anderen die Halle kehren musste. Das machen sie nämlich sehr gern, dass sie Juden die Schuschnigg-Aufschriften wegreiben lassen, zur größten Belustigung des Wiener Pöbels. In der Halle standen auch die Leute dicht gedrängt, um diesem herrlichen Schauspiel zuzuschauen. Mir machte das nicht das Geringste, ich musste ein paar Mal sogar lachen, als ich die Leute sah, die da stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit zuschauten, wie ein paar Juden auskehrten.

Aber es muss in Wien nicht nur gemeinen Pöbel, sondern auch mutige Leute geben. So sah ich gestern vor der Oper, dass die Bemalung der Straßenbahnhaltestelle „Ein Volk, ein Reich, ein Führer, am 10. April“ [Tag der Volksabstimmung] mit roter Farbe überstrichen war, vor der Oper! Da gehört doch schon eine tüchtige Portion Mut dazu. Auch sieht man schon viele Plakate, die heruntergerissen sind. Nur kann das alles eben nichts mehr ändern.

Jetzt spricht Heß, der Stellvertreter des „Führers“, ich werde ihn mir aber nicht anhören, sie sagen eh alle dasselbe, ich werde lieber Cello spielen.

Onkel Ludwig hat heute einen Unfall gehabt, es ist ihm aber G.s.D. kaum etwas passiert. Nur eine kleine Gehirnerschütterung und einige Schrammen. Ich werde ihn vielleicht morgen besuchen.

Wien, 28. April 1938

In der Schule war zunächst bloß die Veränderung, dass die Juden in die rechte Bankreihe und die Nichtjuden in die linke gesetzt wurden. Die Mitschüler waren sehr anständig, und auch über die Lehrer kann ich mich nicht beschweren. Im Gegenteil, Bauer hat sogar einige Male den Nazis tüchtig wider den Strich geredet. Dass er von dem Hitlergruß vor und nach der Stunde nicht begeistert war, das ging jeden Tag aus der Art hervor, wie er grüßte. Montag nun hatten wir nachmittags Turnen, und da bat ihn am nächsten Tag Scholz, nicht zu prüfen. Darauf sagte er: „No, was soll ich denn machen, ich muss ja vieles tun, was ich nicht gerne mache!“ Dann sagten wir den Homer auf. Als wir fertig waren, bemerkte Bauer: „Černik, seit dem 20. Vers lesen Sie aus dem Buch heraus, aber ich sage Ihnen gleich jetzt, wenn Sie glauben, dass Sie wegen Ihres Kleides bei mir durchkommen werden, und von mir aus können Sie es überall erzählen, und wenn Sie wollen, gebe ich es Ihnen jetzt schriftlich, dass Sie wegen angeblicher Verdienste in Griechisch bei mir nicht durchkommen wer-

den, denn Deutsch sein, heißt bei mir etwas arbeiten.“ Černík ist nämlich ein Obernazi, und außerdem (oder deshalb?) der schlechteste Schüler der Klasse. Gestern sagte er etwas Ähnliches: Er werde sich nicht genieren, die Leute, die nichts können, durchfallen zu lassen. Gleichgültig, ob sie da oder dort säßen. Aber heute wurde ihm die Gelegenheit genommen, auch die Juden durchfallen zu lassen, weil wir heute aus dem Akademischen Gymnasium hinausgeworfen wurden. Das geschah folgendermaßen: Wir kamen wie gewöhnlich um 8 h in die Schule. Doch es läutete nicht, es wurde 5 min nach 8 h, 10 min nach 8 h, $\frac{1}{4}$ 9 h, und noch immer läutete es nicht. Wir glaubten schon, der Nowak sei verrückt geworden. Endlich, um 8 h 25, fing die Glocke an zu läuten. Einige Minuten später betrat Bauer das Zimmer, in der Hand den Hauptkatalog. Da wussten wir natürlich schon, wie viel es geschlagen hat. Dann wurde eine Liste der jüdischen Schüler aufgenommen, Geburtsdaten und ob sie nichts von der Schule ausgeborgt hätten. Dann kam „Direktor“ Turnlehrer Schmidt und sagte uns, wir sollten um 11 h die entliehenen Sachen wieder zurückstellen und hätten uns morgen um 11 h [...] in der Zirkusgasse einzufinden. Jetzt seien wir entlassen. Darauf verabschiedeten wir uns von unseren christlichen Kollegen und gingen nach Hause.



Geburtstagsjause, ca. 1935
Cousin Bobby, Schwester Eva, Cousin Fritz, Hans
Reichenfeld (v.l.n.r.)



Links: Sonntag im Wienerwald, ca. 1935
Schwester Eva, Hans
Reichenfeld, Vater
Ernst (v.l.n.r.)



Hans Reichenfeld
heute



Chava Guez mit
ihrem Vater Josef
Friedländer, Wien
1940

צ'ס אקבי - וינה 1940

Damals, in der schönen Stadt Wien

Chava Guez, Israel, geboren 1936

Chava Guez wurde am 1. August 1936 als Eva Friedländer in Wien geboren. Josef Friedländer, der Vater von Chava Guez, wurde im Zuge des Novemberpogroms 1938 festgenommen und bis April 1939 im Konzentrationslager Dachau inhaftiert. Von November 1939 bis Februar 1940 wurde die ganze Familie in einem Sammellager in Wien festgehalten. Im September 1940 gelang es der Familie Friedländer mit einem Schiff nach Palästina zu flüchten. Die britische Mandatsregierung untersagte jedoch die Einwanderung nach Palästina und hielt sie bis Dezember 1940 im Lager in Athlit an der palästinensischen Küste fest. Danach wurden sie nach Mauritius deportiert, wo sie bis zum Kriegsende in einem Lager festgehalten wurden. Heute lebt Chava Guez in Israel. In einem fiktiven Tagebuch beschreibt sie ihre Erinnerungen an ihre letzten Tage in Wien. Dieser Text wurde in ähnlicher Form bereits am 15. April 1988 in der Wochenzeitung „Die Furche“ (44. Jg./Nr. 15) veröffentlicht.

Wissen Sie, ich kann einfach kein „Tagebuch“ über meine Kinderzeit schreiben. Aber ich kann einzelne Tage einer Zeitspanne beschreiben, die mir damals wie ein ganzes, langes Leben vor-kam. Außerdem kann ich kaum mehr auf Deutsch schreiben, obwohl Deutsch eigentlich meine Muttersprache hätte sein sollen.

Tag Eins

Es ist beinahe Dämmerung, und in das Zimmer, wo ich in einem Kinderbett (auf dem Boden?) liege, dringen letzte Sonnenstrahlen. Ich sehe deutlich meine Eltern vor mir, die über irgend-etwas streiten.

Tag Zwei

In Wien regnet es, und zwischen den Pflastersteinen sammelt sich Wasser. Ich habe wunderschöne Hosen mit Gamaschen an. Sie bekommen Kotspritzer, weil ich im Wasser herumsteige. Werde ausgeschimpft. Das Ganze lustig, es wird gelacht. Links und rechts von mir meine Eltern.

Tag Drei

Jause. Mein kleiner Freund Peter und ich kriechen unter das schwere, bestickte Tisch-tuch. Da uns fad ist, nehmen wir eine Schere und schneiden aus dem Tischtuch Man-derln. Bekommen strenge Strafen. Peter, wo bist Du? Erinnerst Du Dich noch?

Tag Vier

Soll vor einer Freundin von Mama ein Knickserl machen. Weigere mich aber und werde in den dunklen Gang hinausgestellt. Will mich um keinen Preis entschuldigen.

Tag Fünf

Ausflug. Gehe vorsichtig Stufen hinunter, um mit Mama und Papa in der Donau zu baden. Ein Tag im Grünen. Kieselsteine tun weh.

Tag Sechs

Große Aufregung. Eine anscheinend sehr wichtige Rede im Radio. Alle furchtbar auf-geregt. Viel Kommen und Gehen. Eine Menge neuer Gesichter. Fragen ohne Antwort.

Tag Sieben

Noch größere Aufregung. Streitereien. Papa geht nur spät am Abend aus dem Haus. Wache in der Nacht oft auf. Man hängt dunkle Vorhänge auf. Papa verschwindet, und Mama bleibt stundenlang fort. Bleibe bei Großmama und Hermine. Haus sehr still.

Tag Acht

Komme in den Kindergarten. Aufregung. Viele, viele unbekannte Kinder. Weine jäm-merlich. Erzieherische Maßnahme: werde in „Papageienkäfig“ gesteckt. Erschrecken. Höre auf zu weinen. Kinder tanzen um den Käfig. Habe Lektion gelernt. Der Kinder-garten ist in einem heruntergekommenen Haus. Erinnerung an obligatorischen Nach-mittagsschlaf noch heute lebendig. Nicht sehr erfreulich. Enge Betten. Überall kleine Schläfer. Am Ende Glückseligkeit: Nachhauseschlendern am Abend und frische Maroni. Herbst in Wien. Sehr, sehr kühl.

Markhof, den 10.VIII.1939.

Endesgefertigte bestätigt, dass Friedländer Stella Sara, geboren am 2.IV.1906 vom 1. Juni bis 10. Juli 1939 im jüdischen Umschulungslager der Gutsverwaltung "Markhof" als landwirtschaftliche Hilfsarbeiterin tätig war.

Genannte hat während dieser Zeit als Chefköchin für 200 Personen gekocht und sich als überaus fleissige, verlässliche und tüchtige Kraft erwiesen.

Markhof, den 10.VIII.1939.



Bestätigung der Gutsverwaltung „Markhof“ vom August 1939 für Stella Friedländer, die Mutter von Chava Guez



Links: Chava Guez 2001 bei einer Donaufahrt in Österreich

Hochzeitsfoto von Stella und Josef Friedländer, den Eltern von Chava Guez, Wien 1933



Großmama und Onkel Ludwig

Konzentrationslager Dachau 3 K

Folgende Anordnungen sind beim Schriftverkehr mit Gefangenen zu beachten:

- 1.) Jeder Schutzhaftgefangene darf im Monat zwei Briefe oder zwei Karten von seinen Angehörigen empfangen und an sie absenden. Die Briefe an die Gefangenen müssen gut lesbar mit Tinte geschrieben sein und dürfen nur 15 Zeilen auf einer Seite enthalten. Gestattet ist nur ein Briefbogen normaler Größe. Briefumschläge müssen ungefaltet sein. In einem Briefe dürfen nur 5 Briefmarken à 12 Pf. beigelegt werden. Alles andere ist verboten und unterliegt der Beschlagnahme. Postkarten haben 10 Zeilen. Lichtbilder dürfen als Postkarten nicht verwendet werden.
- 2.) Geldsendungen sind gestattet.
- 3.) Zeitungen sind gestattet, dürfen aber nur durch die Poststelle des K. L. Dachau bestellt werden.

Keine Pakete dürfen nicht geschickt werden, Gefangenen im Lager alles kaufen

Angesuche aus der Schutzhaft sind zwecklos.

Ein- und Besuche von Gefangenen-Lager sind grundsätzlich

diesen Anforderungen nicht vernichtet.

der Lagerkommandant.

Meine Anschrift: Schutzhaftjude
 Name: Josef Hans Friedländer
 geboren am: 12.12.1908
 Block: 16 Stube: 3

Dachau 3 K, den:

9. April 1939
 LW

Konzentrationslager Dachau 3 K

Folgende Anordnungen sind beim Schriftverkehr mit Gefangenen zu beachten:

- 1.) Jeder Schutzhaftgefangene darf im Monat zwei Briefe oder zwei Karten von seinen Angehörigen empfangen und an sie absenden. Die Briefe an die Gefangenen müssen gut lesbar mit Tinte geschrieben sein und dürfen nur 15 Zeilen auf einer Seite enthalten. Gestattet ist nur ein Briefbogen normaler Größe. Briefumschläge dürfen nur 5 Briefmarken à 12 Pf. beigelegt werden. Alles andere ist verboten und unterliegt der Beschlagnahme. Postkarten haben 10 Zeilen. Lichtbilder dürfen als Postkarten nicht verwendet werden.
- 2.) Geldsendungen sind gestattet.
- 3.) Zeitungen sind gestattet, dürfen aber nur durch die Poststelle des K. L. Dachau bestellt werden.
- 4.) Pakete dürfen nicht geschickt werden, Gefangenen im Lager alles kaufen können.
- 5.) Entlassungsgesuche auf der Schutzhaft an die Lagerleitung sind zwecklos.
- 6.) Sprecheraufnahme und -abgabe.

Anordnungen (Gefangene) sind nur alle 4 Wochen zu erneuern. Anordnungen sind ausschließlich Postzustellungen. selben sind so abzufassen, daß sie jeweils am 1. oder jeden Monats im Lager eintreffen.

Mittlere (Haupt-)Abteilung zu adressieren: Name, Vorname, Geb. Tag, als Wohnort: Dachau 3 K, Straße: Block und Stube.

Obere (Empfänger-) Abteilung muß auf der Vorder- und Rückseite des Briefes und auf der Vorder- und Rückseite des Briefumschlages den Namen, Vorname, Geb. Tag und Block/Stube des Empfängers angeben.

Anmerkungen. Die obigen Vorschriften sind zu befolgen. Die obigen Vorschriften sind zu befolgen. Die obigen Vorschriften sind zu befolgen.

Absender:
 Name: Josef Hans Friedländer
 geboren am: 12.12.1908
 Block: 16



Briefe des Vaters aus dem Konzentrationslager Dachau

Stella Friedländer

110224 12.12.1908

Tag Neun

Tante Mitzi. Sagt, das Kind muss ein letztes Mal in den Prater. Tante Mitzi in kuschelweichem Pelzmantel. Plötzlich ein Wachmann. Habe keine Angst. Wir stehen beide vor einer Schaubude, zwei Ritter in Rüstungen reiten aufeinander zu. Turnier. Wachmann sagt, Kind muss leider auf die Polizei, weil jüdisch. Genaue Erinnerung ans Kommissariat, denn vom Parterre an Stacheldraht das ganze Stiegenhaus hinauf bis vielleicht in den Himmel. Schlafe ein. Wache auf, als es schon dämmert. Gehe nach Hause. Wieder glücklich.

Tag Zehn

Zum Spielen eingeladen. Werde rasch nach Hause gebracht, weil etwas Unartiges gesagt. Weiß nicht mehr was, höre aber später, ich hätte gesagt: „Der H. soll krepieren.“

Die Nacht

Schwere Stiefeltritte gegen die Eingangstür. „Schnell! Öffnen!“ Fliege auf den Boden, da man mich aus dem Bett reißt. Es geht drunter und drüber. Papa wird gesucht.

Tag Elf

Einsam. Haus leer. Sehr still. Großmama regungslos. Türglocke. Großmama an der Tür: „Was wünschen Sie?“, und ich (oh Seligkeit): „Papa, wo sind Deine Haare?“ Papa ist zurück (Dachau), und jetzt wird alles wieder gut.

Tag Zwölf

Großmama ist nicht mehr. Dunkle Vorhänge über großen Spiegeln. Haus leert sich schnell. Möbel, Bettzeug, Bilder, alles.

Tag Dreizehn

Die Donau. Das Schiff. Am Kai durchsuchen sehr große, gestiefelte Männer armseliges Gepäck. Habe überhaupt keine Angst. Bemerke alles. Onkel Ludwig, eine Salami in der Hand, läuft sehr schnell, um uns nicht zu verpassen. Wie werde ich mir Onkel Ludwig merken?

Auf immer und ewig

Ein Stück Wien ist in meinem Herzen. Dreißig Jahre und einen Tag danach. Ich gehe durch die Straßen von Wien, und alles ist mir so fremd. Oder ist es: Wien, Wien nur Du allein, Du kannst die Stadt meiner Träume sein?



Kurt Flussmann mit Dr.ⁱⁿ Renate S. Meissner, MSc und
Mag.^a Mirjam Langer vom Nationalfonds, Juni 2009

Stationen meines Lebens

Kurt Flussmann, Österreich, geboren 1923

Kurt Flussmann wurde am 19. Jänner 1923 in Wien geboren. Im Jänner 1939 kam er mit einem Kindertransport nach Großbritannien. 1940 wurde er von dort als „feindlicher Ausländer“ nach Australien deportiert.

Die Lebensgeschichte von Herrn Flussmann wurde im Zuge der psychotherapeutischen Arbeit von Franziska Berger vom Consiliar-Liaison-Team des psychosozialen Zentrums ESRA in Wien aufgezeichnet. Die hier veröffentlichte Kurzfassung wurde darauf basierend vom Redaktionsteam des Nationalfonds zusammengestellt.

Die Kindheit

Meine Eltern waren bereits getrennt, bevor ich zur Welt kam, und hatten jeweils wieder einen neuen Partner. Ich lebte bei meinen Tanten, Paula und Camilla, zwei Schwestern meines Vaters, die sich – obwohl beide bereits über 50 Jahre alt – um mich kümmerten und bemühten. Wenn ich schlimm war, dann rief man mich „Kurti“, das weiß ich noch. Ich erinnere mich, dass Tante Paula gerne mit mir Halma spielte, und sie gewann immer. Obwohl meine Tanten sehr liebevoll waren, vermisste ich dennoch immer das Gefühl von Geborgenheit, welches, wie ich finde, eben nur Eltern geben können.

Wenn ich an meine Eltern zurückdenke, so erinnere ich mich, dass Mutter sehr viel gearbeitet hat. Sie war meiner Großmutter sehr zugetan und half ihr in ihrem Ottakringer Lebensmittelgeschäft. Sie war eine sehr fleißige und tüchtige Frau. Ich habe sie immer beschäftigt erlebt. Vater war im Reisebüro Schenker & Co tätig. Er war beruflich oft in Italien und reiste viel. Mein Vater war ein nachdenklicher Mensch, den ich als starken, kräftigen Mann in Erinnerung habe. Wir hatten wenig persönlichen Austausch, und ich habe mich eigentlich vor ihm gefürchtet. Als Kind habe ich immer wieder abwechselnd zwei Tage bei Mutter im 16. Bezirk oder zwei Tage in der Nähe meines Vaters, bei meinen Tanten, gewohnt, um den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Es war ein ständiges Hin und Her. Die Erziehung jedoch blieb bei meinen Tanten.

Ich besuchte schließlich im zweiten Wiener Gemeindebezirk die Volksschule und vier Klassen Realgymnasium. Ein besonders guter Schüler war ich nicht, und das Lernen fiel mir schwer. Geographie und Geschichte hatten mir noch am meisten zugesagt. Nach der Grundschule lernte ich auf Wunsch meines Vaters ein Jahr lang an einer internationalen Hotelfachschule, die sich im ersten Bezirk in der Kurrentgasse befand. Es war Vaters Wunsch, dass ich einmal in Italien im Hotelfachgewerbe arbeiten sollte. Das Schicksal wollte es jedoch anders.

Die Jugendjahre

Alles änderte sich, als am 12. März 1938 die Deutschen einmarschierten. Die Zeiten wurden unsicher, und meine Familie dachte nur daran, wie sie mich außer Landes und in Sicherheit bringen konnte.

Eine meiner Tanten arbeitete in der Israelitischen Kultusgemeinde. Dank ihrer Beziehungen zu einer Bekannten, die ebenfalls dort angestellt war, gelang es, mich auf die Liste für die Kindertransporte nach England zu setzen. Meine Tanten bereiteten mich ein Jahr lang gründlich darauf vor, dass ich nach England, zu meiner Tante Eva, müsse. Sie achteten darauf, dass mir in dieser Zeit nichts geschah. Den Druck und die Angst in dieser Zeit habe ich sehr wohl mitbekommen, aber ich war jung und noch ziemlich unbekümmert und wusste nicht, was auf mich zukommen würde.

Manchmal schickten mich meine Tanten mit einem Korb voll Eier zu einer Frau Siegel in die Novaragasse. Meine Tanten kümmerten sich um die alte Dame und versorgten sie immer wieder mit Kleinigkeiten. Es war ein Fußweg von 15 Minuten, und ich achtete auf die wertvollen Eier, schaute nicht links oder rechts, sondern versuchte, den Transport



so rasch wie möglich zu erledigen. Frau Siegel legte Karten auf – und sie hatte mir eine lebhaft und rege Zukunft vorhergesagt. Ich werde große Reisen machen, meinte sie. Wie recht sie hatte, konnte niemand ahnen ...

Im Jänner 1939 schließlich, eine Woche vor meinem 16. Geburtstag, wurde ich in aller Heimlichkeit zum Westbahnhof gebracht, wo viele andere Kinder und Jugendliche ebenfalls versammelt waren. Alles ging sehr rasch und mit größter Vorsicht. Meine Tanten trichterten mir noch ein, dass ich brav sein solle, und der Abschied der Eltern war kurz und kühl, um nicht zu viele Emotionen aufkommen zu lassen. Zu dieser Zeit brach der Kontakt zu meinen Verwandten in Wien ab.

Ich war nun unterwegs in eine für mich völlig ungewisse Zukunft und nur mit dem Notwendigsten, einem kleinen Pinkerl, ausgestattet. Die Zugreise führte über Holland zum Hafen Hoek van Holland [heute: Stadtteil von Rotterdam] und von dort weiter mit einem holländischen Schiff an die Ostküste Englands nach Harwich. Es war meine allererste Reise mit einem Schiff, und ich war ungemein beeindruckt. Wir wurden dann von Harwich mit einem Zug nach London gebracht. Tante Eva, die dritte Schwester meines Vaters, war von Rumänien nach England in die Emigration gekommen und erwartete mich am Bahnhof. Da wir einander noch nicht persönlich kannten, wurde ich namentlich ausgerufen. Wie alle Kinder hatte ich ein Schild umgehängt, auf dem mein Name und der Ankunftsort geschrieben standen.

Tante Eva hatte in London ein kleines *boarding house*, eine Pension, in der ich nun in einem der Gästezimmer wohnte. Das war mein erstes eigenes Zimmer. Ganz am Anfang blieb ich vorwiegend im Haus, ging ein bisschen spazieren oder ins Kino. Meine Tante hatte englische Gäste im Haus, die sie mit Frühstück und kleinen Mahlzeiten versorgte. Sie war sehr beschäftigt. Nachdem ich aber von der Schule her gut Englisch konnte, fand ich mich bald zurecht. Tante Camilla gelang es, ein paar Monate später aus Wien nachzukommen. Tante Paula hat es nicht mehr geschafft ...

Bald erhielt ich eine Lehrstelle bei einem Juwelier, Mr. Joe Freeman, der mich allerdings nur zu Arbeiten zuließ, die nichts mit dem eigentlichen Juwelierberuf zu tun hatten. Er setzte mich vor allem als Laufburschen ein. Ich erledigte Botendienste zur amerikanischen Botschaft mit persönlichen Unterlagen meines Lehrherrn, der begonnen hatte, wertvolle Gegenstände nach Amerika zu transferieren. Berufsspezifisches lernte ich nicht, so dass ich mich bald überflüssig fühlte und die Lehre aufgab. Schließlich

nahm ich noch 1939 eine Aushilfstätigkeit in einem Hotel an der Ostküste, in Eastbourne, in Folkstone bei Dover, an. Dort blieb ich bis zur Internierung [als „feindlicher Ausländer“] am 10. Mai 1940.

Im Juni 1940 wurde ich, vom Frühstück weg, von zwei Beamten in großer Eile nach Liverpool gebracht, zusammen mit anderen Flüchtlingen, und es wurden Transporte zusammengestellt, um uns außer Landes zu bringen. Meine Tanten hatten keine Ahnung – jeder Kontakt war abgebrochen, ich erhielt keine Informationen und wurde wie ein Gefangener einfach abgeführt. Die Transporte sollten entweder nach Kanada oder zur Isle of Man [wo sich das größte Internierungslager für „feindliche Ausländer“ befand] gehen. Ohne dass ich es wusste, fuhr jedoch mein Schiff, die „Dunera“ – als einziges – nach Australien.

Die Überfahrt

Die Engländer trieben uns wie Verbrecher auf die „Dunera“. Nur mit einer Zahnbürste und dem Notwendigsten. Man versprach uns, dass wir ja bald wieder zurückkämen, um uns zu beruhigen. Am 10. Juli 1940 lief die „Dunera“ von Liverpool aus.

Außer uns Flüchtlingen waren auch italienische und deutsche Kriegsgefangene an Bord. Wir wurden unter Deck eingepfercht und durften zwei Monate nicht nach oben, die Engländer bewachten uns mit aufgefplantem Bajonett. Unsere Notdurft mussten wir auf den Boden verrichten. Ich schlief die gesamte Überfahrt auf einem Tisch. Das Essen wurde von Matrosen gebracht. Wir hatten vor lauter Schrecken überhaupt kein Selbstwertgefühl mehr. Es war trostlos. Nicht nur, dass wir in ständiger Angst waren, torpediert zu werden und unterzugehen, wir hatten keine Ahnung, wie lange die Fahrt dauern würde und wohin es ging. Ab und zu durften wir an Deck, das war alles. Man hielt uns wie Gefangene. Wir waren völlig ausgeliefert. Als es am Schiff immer wärmer wurde, erfuhren wir schließlich nach acht Tagen, dass die Fahrt nicht nach Kanada führte, sondern dass wir nach Australien gebracht werden sollten. Die Überfahrt nach Kanada war zu gefährlich geworden. Ein anderes Schiff [die „Arandora Star“], das eine Woche vor unserem abgefahren war, war mit 1.200 Menschen an Bord nach einem Torpedotreffer untergegangen. Das war ein Schock.

Die Stimmung unter den Mitreisenden war deprimierend. Wir waren ausschließlich Männer zwischen 16 und 60 Jahren. Einige wurden ernsthaft krank und von uns abgesondert. Die erste Zwischenlandung hatten wir in Sierra Leone, an der Westküste

Afrikas. Wir durften natürlich nicht ins Freie, und so sah ich durch eine Luke zum ersten Mal in meinem Leben Schwarzafrikaner.

In Perth, Westaustralien, wurden schließlich die Italiener und Deutschen von Bord gelassen, und die meisten Flüchtlinge, die von Verwandten erwartet wurden, durften dann in Melbourne von Bord. Für mich und den Rest der Mitreisenden, wir waren noch einige hundert Personen, ging die Reise noch ein Stück weiter nach Sydney. Am 6. September 1940 wurden wir dort schließlich vom Roten Kreuz mit Esspaketen empfangen.

Aber neuerlich wurden wir danach für Transporte zusammengestellt, und es ging nun nach New South Wales, wo in der Zwischenzeit bereits mehrere Lager in der Wüstenstation Hay errichtet worden waren. Es lebten ein paar tausend Menschen hier. 33 Monate durften wir nicht aus dem Lager. Man hatte uns als „Kriegsgefangene“ hinter Stacheldraht gesetzt.

Das Lagerleben

Die Stimmung im Lager war gedrückt. Die Zukunft war ungewiss, und wir lebten sozusagen „von Tag zu Tag“, ohne Pläne und konkrete Aufgaben. In jeder Baracke waren 18 Personen untergebracht. In einer großen Baracke befanden sich der Speisesaal und die Lagerleitung, und der Sportplatz war in der Mitte des Lagers. Die Tage hatten wenig Struktur. Einziger strenger Fixpunkt war die „9-Uhr-Parade“ am Morgen. Wir wurden zwar nicht extra geweckt, aber es war klar, dass wir angekleidet pünktlich zur Parade zu erscheinen hatten, die Leutnant O’Neil, ein Halbaustralier, abhielt. Täglich wurden wir durchgezählt. Es war immer das gleiche Ritual. Dann war den ganzen Tag nichts zu tun. Ein leidiges Dahinvegetieren, ohne Ziel und absehbares Ende. Etwas Abwechslung boten bescheidene Sportmöglichkeiten, wie Handball oder Fußballspiele. Man konnte Schach spielen, musizieren, oder wir unterhielten uns.

Einmal wurde eine Show zusammengestellt. Der Titel war: „Say Hay for Happy and you be Happy in Hay.“ In dieser Aufführung ging es vor allem um Fröhlichkeit und Lachen. Die Show diente unserer Unterhaltung und moralischen Erbauung. Die Lagerbewohner spielten mit, und es wurde gesungen und musiziert. Es war sehr gut gelungen.

Aus England kam schließlich Major Leighton ins Lager nach Hay und versuchte, unserem ungerechten Schicksal ein Ende zu machen. Er war sozusagen das

„Sprachrohr“ der englischen Regierung. Er war unser Fürsprecher. Weiters war Herr Dr. Gelis, ein Rechtsanwalt, als Verbindungsoffizier eingesetzt worden und bemühte sich um Vermittlung zwischen Lagerleitung, Major Leighton und uns Insassen. Er versuchte, unsere Zukunft zu regeln. Alle, die verheiratet waren und Familie oder Kinder hatten, durften zu ihren Verwandten nach England zurückfahren. Das war im Frühjahr 1941. Ich überlegte es mir auch, aber die Gefahr erschien mir zu groß. Ich wusste ja nicht, was mich bei der Überfahrt oder auch in England erwarten würde.

Nach dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 ließ Major Leighton ein Arbeitslager in Tatura, Bundesstaat Victoria, errichten, in das wir auf dessen Anraten 1943 übersiedelten. Klimatisch und landschaftlich war es hier für uns gesünder und besser. Wir konnten gärtnern und bauten unser Gemüse, das wir dann an die Küche lieferten, selbst an.

Eine kleine Begebenheit fällt mir ein, wenn ich das Lied „Brüderlein fein“ höre. Herr Georg Willner, ein älterer Herr, hatte mir immer wieder Mut zugesprochen: „Brüderle, nur durchhalten, es wird schon alles gut werden zum Schluss“, tröstete er mich oft, wenn er mich niedergeschlagen sah. Er war ein geschickter, kluger Mensch, konnte gut schnitzen und hat unsere Hütte in Tatura verschönert.

Damit ich der Untätigkeit entkommen konnte, entschloss ich mich, nach endlos scheinenden 33 Monaten im Arbeitsbataillon mitzuarbeiten. Ich war nicht wirklich freiwillig bei dieser Arbeit, aber was hätte ich tun sollen? Aber als ich sah, dass sich einer nach dem andern dem Arbeitsbataillon anschloss, ging ich eben mit. Ich war ca. 19 Jahre alt – eine andere Alternative sah ich zu dieser Zeit nicht für mich.

Wir arbeiteten bei einem australischen Obstfarmer, wo wir auch untergebracht waren, und pflückten Orangen und Pfirsiche, um uns auf das Leben danach vorzubereiten und uns an die Freiheit zu gewöhnen. Danach kamen wir in die australische Armee, zum *Pioneer Corps*, das von der Regierung gestellt wurde, und unser Arbeitsbataillon bekam die Uniform der australischen Armee. In jedem Bundesstaat Australiens gab es unterschiedliche Bahnsysteme, und unsere Aufgabe war, die schweren Munitionskisten im Bundesgrenzgebiet zwischen Albury und Victoria von einer Bahnspur zur nächsten zu bringen. Je nach Bedarf haben wir oft viele Stunden hintereinander hart gearbeitet.

Durch das Rote Kreuz erfuhr ich in Victoria, dass man meinen Vater und dessen Lebensgefährtin 1943 von Frankreich nach Auschwitz deportiert hatte. Das war alles, was ich in dieser Zeit über meine Verwandten erfahren konnte.

Nach eineinhalb Jahren wurde ich aus gesundheitlichen Gründen – ich litt an Depressionen – als untauglich eingestuft und ehrenhaft aus dem australischen Heer entlassen. Nachdem ich frei war, versuchte ich als etwa 20-Jähriger in Melbourne Fuß zu fassen, was mir nicht wirklich gelang. Ich hatte einen Job in einer Weinfirma namens „Winn's Wines“ bekommen, wo ich einmal mehr schwere Lasten schleppte. Wieder musste ich aus gesundheitlichen Gründen aufhören.

Nach dem Krieg: Sydney – London – Wien

1945 ging ich nach Sydney und lebte dort als Untermieter bei einem neuseeländischen Ehepaar. Ich dachte, das würde mir gut tun, und so arbeitete ich für einige Monate bei der Post und sortierte die Briefeingänge. Dann holte mich jedoch wieder eine tiefe Depression ein. Ich fiel sozusagen in ein Loch, in eine Art Lähmung. Man behandelte mich mit Elektroschocks und Valium – etwas anderes gab es damals nicht. Die Depressionen hatten schon in der Lager- und Armeezeit begonnen, aber nun waren sie besonders schlimm.

Da ich mich in Australien nicht einbürgern lassen wollte, wurde ich 1947 nach Großbritannien zurückgeschickt. Dass ich nach meiner Rückkehr nach London dort meine Tanten unversehrt antraf, war jedenfalls eine große Erleichterung für mich. Die Überraschung und Wiedersehensfreude war auf beiden Seiten groß! Ich erinnere mich, dass ich mit dem Doppeldeckerbus durch London fuhr und all die Zerstörungen sah. Die Jahre hatten auch in meinem Inneren Spuren der Zerstörung hinterlassen. Ich war und blieb mit meinen 23 Jahren gesundheitlich dauerhaft angeschlagen. Die depressiven Verstimmungen kehrten immer wieder zurück. Im australischen Lager hatte die Aussichtslosigkeit zu einer Einstellung geführt, dass man „im Leben nichts mitbekommen hat“, und dies trug zu meiner Resignation bei. Ich konnte auf mein Leben keinen Einfluss nehmen. Die Dinge passierten, und ich konnte sie nur geschehen lassen. Es gab auch niemanden, mit dem ich hätte reden können, und das führte mich in eine Art „innere Emigration“, aus der ich nie ganz hinausfand.

1948 ging Herr Flussmann für ein Jahr als Dolmetscher nach Deutschland. Im selben Jahr fand er seine Mutter wieder, die den Krieg in Belgien überlebt hatte. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1978 besuchte er sie dort immer wieder. Sein

Vater war in Auschwitz ermordet worden. 1952 verließ Herr Flussmann Großbritannien endgültig. Ab 1952 heuerte er auf Frachtschiffen und Öltankern in Europa und Übersee an und arbeitete als Steward im Service. Die Wintermonate verbrachte er auf den Kanarischen Inseln. Das Seemannshaus „Scandia“ in Antwerpen, in dem Herr Flussmann immer wieder nach Seegängen wohnte, wurde aufgelassen, und die Seefahrten waren damit 1961 beendet. Er kehrte im selben Jahr nach Österreich zurück.

Auch in Wien kannte ich niemanden. Ich war ja schon als junger Bursche weggegangen. Ich blieb, egal wohin ich ging, heimatlos und entwurzelt. Das Gefühl, nirgendwo dazuzugehören, blieb. Wie in meiner Kinderzeit ...

Rückschau

Heute, als kranker alter Mann, muss ich sagen, dass ich mein Leben als ein schwieriges Unternehmen erfahren habe. Ich konnte niemals entspannt Entscheidungen treffen, war existentiell immer unter Zugzwang, und meine Möglichkeiten blieben eingeschränkt. Auf diesem Hintergrund hatte ich aufgehört, Pläne zu machen. Es war ein Leben von Jetzt auf Jetzt. Ein ständiges Über-Leben.

Immer wieder traf ich, Gott sei Dank, auf Menschen, die meine Geschichte berührte und die mir schließlich weiterhalfen. Aber ich blieb auf jegliche Hilfe angewiesen – bis zum heutigen Tag.

Auch heute, im Rückblick betrachtet, glaube ich nicht, dass ich es hätte anders machen können. „Der Karren war so verfahren“, dass ich ihn nur irgendwie bewegen konnte. Es war ein verpfushtes Leben. So empfinde ich es heute ...

Dennoch. Der Herrgott war gnädig zu mir. Er hat mir die ganze Welt gezeigt: Ich war in Russland, Amerika, Kanada. In Südamerika, Brasilien, und habe noch vieles andere gesehen. Angst und Druck blieben jedoch überall meine ständigen Begleiter. Prof. Hamburger, mein Amsterdamer Arzt, sagte einmal zu mir: „Den Stacheldraht im Kopf werden Sie nie los werden ...“

Seit 1981 lebt Herr Flussmann im Sanatorium Maimonides-Zentrum, einem jüdischen Altersheim in Wien. Sein größter Wunsch ist es, noch einmal das Grab seiner Mutter in Putte (Belgien), die dort auf dem jüdischen Friedhof „Frechie Stichting“ begraben ist, zu besuchen.



Jenny de Nijs 1937 in der Tanzschule

... da hilft die stärkste Liebe nicht

Jenny de Nijs, Australien, geboren 1923

Jenny de Nijs wurde am 1. Juni 1923 als Eugenie Schulhof in Wien geboren. Ihre Familie war jüdisch; Vater Leopold war Buchsachverständiger und Steuerberater, Mutter Caroline Künstlerin. Ihr Onkel, der Architekt Leopold Kleiner – er war Assistent von Josef Hoffmann, einem bekannten Wiener Kunsterzieher und Mitbegründer der „Wiener Werkstätte“ – ermöglichte ihr schon als kleines Mädchen den Zugang zu einer künstlerischen Ausbildung. Von vier bis 14 Jahren durfte Frau de Nijs die Jugendkunstklasse bei Franz Cizek in der Kunstgewerbeschule Wien besuchen, was ihr sehr viel bedeutet hat. Kinder wurden hier ernst genommen, ermutigt und gefördert, und so erhielt auch Jenny einen Einblick in verschiedene Techniken wie Malen, Holzschnitt, Stickerei, Ton- und Gipsarbeit oder Scherenschnitt und damit künstlerische Grundlagen sowie ein Kunstverständnis, das ihr später viele Türen öffnete.

Frau de Nijs' Original-Tagebuch wurde uns von ihrer Tochter Romaine de Nijs zur Verfügung gestellt. Darin beschreibt die damals 13-Jährige ihr Leben in Wien auf dem Weg zum Erwachsenwerden: Tanzschule, Freundschaften, Ausflüge, Urlaube, Gedanken über die Zukunft und besonders die ersten Freundschaften und Schwärmereien – kurz gesagt, die ganz normalen Höhen und Tiefen eines Teenagerlebens. Gegen Ende der Aufzeichnungen beschreibt die inzwischen 17-Jährige das Abschiednehmen und die Emigration von Freunden und Verwandten und schließlich von Australien aus rückblickend auch die Ereignisse vor der Emigration ihrer eigenen Familie.

Jenny de Nijs musste am 9. August 1939 mit ihren Eltern Österreich verlassen und nach Australien emigrieren, wo sie 2002 verstorben ist.

20. November 1936

[...] Was tut man, wenn man unglücklich ist? Diese Frage kann man sich nur durch die Tat beantworten, da es nicht überall gleich ist. Auf die Frage: Was tut man, wenn man unglücklich verliebt ist, muss man die gleiche Antwort geben. Leider geht es mir so. Heuer verstehe ich nicht mehr, wie ich voriges Jahr einen liebte. Nächstes Jahr verstehe ich es von heuer nicht mehr, obwohl ich mir das jetzt noch nicht denken kann. Wenn ich das später lese, werde ich darüber lachen. Dass ich nicht vergesse, war es voriges Jahr Erich Steger und heuer ist es Igor Dian Lindberg. Das schreibe ich da natürlich nur herein unter Voraussetzung, dass es niemand liest. Wenn Dian nach England fährt, bin ich wieder allein, obwohl ich noch nie mit ihm gesprochen habe. Trotzdem ist es ein anderes Gefühl. Ich werde ihm nach England schreiben, wenn er auch nicht weiß, wer ich bin. Hedy liebt ihn auch. Eva u. Erika werden geliebt, uns kann es nicht so gehen, doch die Zeit wendet sich und die Menschen werden anders. Für gewöhnliche Sachen habe ich das alte Tagebuch, aber dieses gehört nur für persönliche Dinge. [...]

26. November 1936

Heute hat die Anny gesagt, dass Dian sehr ordinär ist, aber ich glaube nicht daran. Sie kennt ihn angeblich. Ich weiß bereits, dass er Anfangs Jänner wegfährt, nach Oxford. Die Adresse werde ich noch erfahren. [...] Dass er ordinär ist, kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe mich gerade angestrichen, damit ich sehe, wie ich mit 40 mal aussehen werde. Leider rennen mir nur blöde Buben nach. Dian natürlich nicht. Vielleicht geheim. Er sieht mich immer so komisch an. Bis ich neue Schlittschuhe habe, ist Dian schon weg, und dann ist doch das Eislaufen fad. Es ist ganz schön, wenn man geliebt wird, auch von Trotteln. Man kann ja die Treue deshalb auch einem anderen schenken. Morgen ist Zensur, ich habe furchtbare Angst. [...]

2. Dezember 1936

Heute war Erich in der Schule, und da ich Dian schon lange nicht gesehen habe, ist er mir ein wenig aus dem Gedächtnis gekommen. Erich ist furchtbar fesch, und meine alte Liebe ist wieder erwacht. Morgen rufe ich wieder an. Hoffentlich kommt er wieder einmal in die Schule. Das Vergessen ist so schwer. Ich stehe sozusagen zwischen zweien. Das ist nicht leicht. Wenn Dian und Erich in die Schule kämen, könnte ich besser wählen. Ich hoffe es. [...]

2. Jänner 1937

Weihnachten ist jetzt auch vorbei, und ein neues Jahr hat begonnen. Es war in Lunz sehr fein, und wir haben viel getanzt. Warum Richard nicht mit mir getanzt hat? Er hat überhaupt nur für Ilse Augen gehabt. Irmtraut hat sich in Kurt S. verliebt. Um den bin ich ihr nicht neidig. Sie hat ihm einen kleinen Skifahrer (Brotsche) gegeben. Meine Zöpfe sind nicht sehr gewachsen. Die Feder schreibt heute so komisch. Zu Weihnachten habe ich 1 Windjacke, 1 Schal, 1 Hose, 1 Tascherl zum Skifahren, 1 Hut (Samt), 1 Blei, 5 S, 1 Malkasten bekommen. Alle haben eigentlich mehr Glück in der Liebe als ich. Ich kann noch immer nicht ordentlich Ski fahren. Die Abfahrt vom Maiszinken war sehr fein. Hoffentlich kommen Ilse und Irmtraut Ostern wieder heraus. Aber ich glaube nicht, dass es ihnen sehr behagt hat. Jetzt beginnt wieder das Ernste des Lebens. Jetzt singt Christl Ciompetto [Christl Giampietro: österreichische Sängerin und Schauspielerin] im Radio. Morgen ist wenigstens Chemie, aber Dienstag Physik stört mich. Eines Teils hat es Richard gut, dass er nicht mehr in die Schule gehen muss. Ich weiß nicht, ob ich Dian noch liebe. Ich müsste ihn wieder sehen. Vielleicht kommt er noch, bevor er wegfährt in die Schule. Vielleicht ist er schon weg. Ich möchte gerne noch in Lunz sein. Voriges Jahr um die Zeit war ich noch draußen. Dass ich nicht vergesse zu nennen, wer die sind auf der Karte. Zelinka (Schlossdirektor), Skede (Doktor), Prokopp (Förster), Lengauer (früher Förster). Bis zum Sommer möchte ich recht lange Zöpfe. [...]

21. Jänner 1937

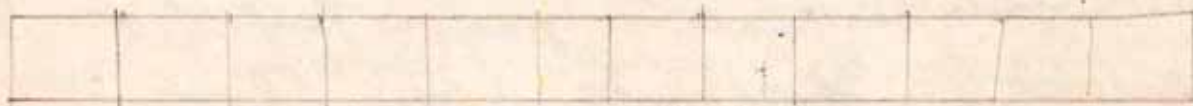
Ich weiß nicht, ob ich Dian noch liebe. Wunder, nach 3 Monaten! Gestern auf dem Eis war einer, der hat mir gefallen, aber er ist gar nicht hübsch. Ich habe Erwin hingeschickt, aber er lässt sich nicht verkuppeln. Er hat ja recht. Wenn er wüsste, dass ich es bin? Möglich, dass Erwin es ihm gesagt hat und er will nicht. Er könnte überhaupt froh sein, dass ich ihn nicht anschau. Schade, dass ich heute nicht Eis laufen gehen kann. Hoffentlich ist er morgen dort. Seine Mutter heißt auch Jenny. Schicksalswink. Werden wir ja sehen, ob sich was machen lässt. Viel Hoffnung habe ich nicht mehr. Morgen soll er nur dort sein. Er heißt Kurt Kronberger.

2. Februar 1937

Ich liege schon wieder mit Grippe im Bett. Samstag fahren wir auf Skiurlaub nach [...] Schladming [...]. Ich freue mich schon sehr. Vom Eis gefällt mir wieder einmal

Zehnten (Schlossdickhorn), Skeel (Sohler)
 Professor (Förster), Langauer (früher Förster),
 Bis zum Sommer möchte ich recht lange Zöpfe
Donnerstag, 7. Jänner.

Ich liege im Bett mit Schnupfen und Nervenbluten.
 Eigentlich hätte ich eine Menge zum Lernen, aber
 obwohl mir fad ist, habe ich keine Freude dran.



8.11.38.
 Ich denke doch 7
 wie das zu malen.
 Bis ich dran denke,
 habe ich keine
 Farben mehr.

Farbe vom kalbarten



MARIA



Donnerstag 21. Jänner.

Ich weiß nicht ob ich Sie noch liebe. Wunder
nach 3 Monaten! Gestern auf dem Eis
war einer, der hat mir gefallen, aber

einer. Er rennt zwar mehr der Hedy nach als mir, obwohl sie den Erwin hat, und er geht außerdem noch mit 2 Mädchen. Er hat schon mit Hedy u. Dita getanzt und hat sich in Steffi (wegen einer anderen) eingehängt. Die sind sehr eingebildet. Er heißt Josef, aber man nennt ihn Bongo, weil er in der Schule so viel gerauft hat. Er ist ein echter Lausbub. Vielleicht 18 Jahre. Ein anderer Joseph heißt bei mir Gigerl und ist noch blöder wie der [...]. Der 3. heißt Josi und rennt Dita nach, aber sie kann ihn nicht leiden. [...]

1. April 1937

Ich habe schon lange nicht geschrieben, inzwischen ist viel vorgefallen. Der Skikurs verlief sehr schön. Ich kam mit einem Bänderriss am linken Knöchel davon. Dann waren wir Ostern in Lunz am See. Es war sehr schön und unterhaltend. Es hat viel geschneit, und wir haben viel getanzt. Jetzt bin ich den 2. Tag in der Schule und (aber schon seit länger) in Heinz heiß verliebt. Er ist sehr groß, ich gehe ihm bis zum Ellenbogen, etwas weiter, sehr braun und sieht aus wie ein Lausbub. Er ist sehr süß. Meistens trägt er einen blauen Rock, graue Hose und einen schwarzen Gummimantel. Einmal habe ich ihn am Eislaufverein mit Edi Kern und 2 Mädchen gesehen. Er wirkt sehr herzlich, und wenn ich irgendwelche Bemerkungen über ihn gemacht habe, ist er immer zufällig vorbeigegangen. Ich denke immer nach, wie ich ihm näher kommen könnte. Vielleicht lädt mich Martha mit ihm zugleich ein. Blöderweise ist er in der 8., und da habe ich ihn nicht mehr lange. Er wollte zu den Fliegerabwehrpanzern zum Militär, aber sie haben ihn nicht genommen, weil er kurzsichtig ist, aber so süß. Ich möchte so gern ein Bild von ihm. Das von Edi hat nicht viel Sinn, weil er ja jetzt ganz anders aussieht, aber Heinz ist mir doch lieber. Vielleicht habe ich Glück. Am 19. März hatten wir Tanzabend. Es war sehr schön. Ich hoffe es hat allen gefallen. Im Sommer fahren wir [...] nach Abbazia [kroatisch: Opatija; Ort im heutigen Kroatien]. Ich habe Heinz so lieb, ich kann nur hoffen. Er schaut mich immer an, aber wir haben noch nie mit ihm gesprochen. Er ist ja so groß. [...]

6. Mai 1937

Der Heinz ist zwar ein Flegel, aber, abgesehen davon, lieb ich ihn doch. Wenn ich auch von Dian mehr gehabt habe, hat es ja keinen Sinn, weiter an ihn zu denken. Zwischen uns ist das Meer. Nun, so bleib ich denn bei meinem Flegel. Ich habe ihm die Zeichnung geschickt und er hat gesagt, ich sei ein dummer Backfisch. Ein Flegel kann mich nicht beleidigen. Mama u. Papa waren 3 Wochen in Italien.



Jenny mit ihrer Mutter Caroline

Links: Jenny de Nijs



Eine Werkarbeit aus aufgenähtem Filz von Jenny de Nijs, angefertigt in der Kunstklasse von Franz Cizek

Heinz hat sich sehr gewundert, dass ich ihn heute nicht angeschaut habe, aber er rennt mir schon ganz schön nach. Wenn wir auf den Semmering fahren, wird er vielleicht mit mir tanzen. Werden wir ja sehen. Und wenn nicht, ist es auch kein Malheur. Angeblich hat er Telefon, aber im Telefonbuch steht nichts. Er wohnt in der Brückengasse 7. Heute habe ich ein Sehr gut auf die Deutsche. Mittwoch war Wandertag. [...]

28. Juli 1937

Jetzt waren wir 3 Wochen in Lunz, da war es fad, aber hier habe ich scheinbar das Richtige gefunden. Er heißt Walter Kraus und bleibt leider nur mehr bis Sonntag da, das sind 2 Tage. Er ist ganz so, wie ihn der Herrgott geschaffen hat, ein Naturbursch, zu vergleichen mit Siegfried oder dem jungen Hohen-Esp [Figur aus dem Roman „Die Bären von Hohen-Esp“ der deutschen Schriftstellerin Nataly von Eschstruth]. Leider ist nicht viel anzufangen. Ich kann ihn nicht ansprechen, er tut es nicht, und vom Angrinsen hat man nichts. Tageseinteilung: Vormittag baden (um 1/2 1 kommt er), mittags sitzen wir am Nebentisch, Nachmittag schlafen und spazieren gehen, abends ziemlich weit entfernt im Garten essen, nachher am Molo [Steg] spazieren gehen. Ich glaube, er hält gar nichts auf Tanzen und so Modernes. Er ist blond, nicht sehr groß, hat gewellte Haare, braungraue Augen, eine kleine Nase u. ist sehr fesch und lieb und in allem furchtlos und stürmisch. Hoffentlich ist etwas zu erreichen. Er hat eine Schwester, und seine Mutter ist mit und ein ekelhaftes hässliches blondes Mädcl. Ich habe vergessen zu schreiben, dass ich mir im April die Haare schneiden lassen habe und jetzt eine Rolle habe. Mir tut's leid um die Zöpfe. Ich habe eine französische Korrespondentin. Sie heißt Annette [...]. Ich habe Heinz am 4. Mai [...] kennen gelernt. Momentan bin ich ganz Walter. [...]

4. Oktober 1937

Jetzt haben wir schon länger Schule. Bis jetzt war es sehr schön. Wir waren viel mit Heinz zusammen. Zuletzt (jetzt ist er schon eingerückt) hat er uns vom Turm abgeholt, um Abschied zu nehmen, und wir waren nicht dort. Die ersten Tage waren wir natürlich schrecklich traurig (Steffi und ich), aber wir haben uns schon getröstet. [...]

Jetzt war ich 7 Jahre in der Kunstgewerbeschule. 7 Jahre jeden Vormittag bei Professor Cizek, der mir sehr ans Herz gewachsen ist. Ich bin immer gerne hingegangen und habe ihm meine Kenntnisse zu verdanken, denn auch ein Talent, wenn

es nicht richtig behandelt ist, kann verloren gehen. Was ich weiter mache, weiß ich nicht. In der Schule haben wir nicht Zeichnen, für die Fichtegasse (Jugendkunstklasse Prof. Cizek) bin ich zu alt und für die Kunstgewerbeschule Stubenring zu jung. Mein größter Wunsch wäre natürlich, Schauspielerin zu werden, aber daraus wird nichts. Schriftstellerei ist nicht mein Talent, aber ich habe noch Zeit genug. Die Schmickl hat ihre Tanzschule aufgelassen, und nun habe ich keine Gelegenheit (d.h. ich muss erst eine suchen), meine gefühlvollen und komischen Tanzkünste auszuüben. Ich hoffe aber, für erstes und letzteres eine gute Lösung zu finden. Im Kino sah ich das letzte Mal den „Roman eines Schwindlers“ [französische Komödie], der mir sehr gut gefiel.

Wirklich begeistert bin ich von Lotte Lehmanns [deutsche Sängerin und Schriftstellerin] Büchern: „Orplid, mein Land“ und „Anfang und Aufstieg“, diese sind so wirklich und natürlich, dass man das Leben im Roman im eigenen nachfühlt. Ich glaube, heute genug geschrieben zu haben. Meine Gedichte, die ich den Eltern gemacht habe, werde ich hineinschreiben.

Ich schreibe viel zu groß, ich werde weiterhin so klein schreiben, dass ich das Tagebuch noch lange habe.

Am Anfang des Tagebuches hätte ich von Erich mehr schreiben sollen, also dass ich es nicht vergesse: Ich habe ihn oft unter falschem Namen angerufen, bis er draufkam. Wir sehen uns sehr oft im Park und in der Schule. Damals liebte ich ihn heiß. Jetzt kokettiert er immer mit mir, ich liebe ihn aber längst nicht mehr. Dian war in Wien. Ich habe ihn nur flüchtig gesehen.

5. November 1937

Heinzi ist in Uniform sehr herzig, Edi gefällt mir auch sehr gut, aber ich habe mich in Guido Totzl verliebt. Er ist sehr schüchtern und hat wunderschöne blaue Augen. Früher hat er Brillen getragen, die habe ich ihm aber schon abgewöhnt. Er ist der Bruder von Elfi Totzl. Ich mache am 13. vielleicht einen Abend, da kommen: Edi, Guido, Heinzi, Erich, Peperl, Maxl, Kurt Wiesner, Steffi, Ilse, Irmtraut, Dita, Erika, Edith Lebmänn. Vorgestern war ich im Kino bei „Unentschuldigte Stunde“ [österreichische Komödie mit Hans Moser]! Und gestern in der Burg bei einem Christi-Nachfolgespiel [„Das Nachfolge Christi-Spiel“ des österreichischen Dichters Max Mell] mit [Raoul] Aslan [griechisch-österreichischer Schauspieler und Burgtheaterdirektor].

Mir fällt gerade ein, dass ich die beiden Amerikanerinnen an der Kunstgewerbeschule Janet Frey und Barbara Slade nie mehr sehen werde. Die sind schon in Amerika. In Latein geht es mir bis jetzt gut. Ich bin neugierig, was mit Guido sein wird. Momentan haben wir nicht viel gesprochen, weil er so schüchtern ist. Ich liebe ihn sehr. Wiesner kauft uns um 10 S immer sehr viel. Wir haben auch um 10 h immer Milch, die pro Tag 9 g kostet. Wir haben auch Tanzkurs. Große Hetz. Letztens waren Edi und Heinz in der Perfektion [Übungsabend], wir nicht, und wir sind langmächtig draußen gestanden und sie haben geraucht und wir haben viel gesprochen. Hoffentlich wird was mit dem Abend.

6. November 1937

Guido ist krank. Er darf nicht tanzen und muss immer um $\frac{1}{2}$ 8 schlafen gehen. Anfangs wollte er nicht zu mir kommen, aber gottlob kommt er doch. Er raucht Astor. Heute war ich im Tanzkurs und blieb noch in der Perfektion. Ich würde am liebsten immer in die Perfektion gehen. Ich habe viel mit Edi getanzt. Die ganze Quadrille [Tanzart]. Jetzt kann ich sie schon ein bisschen. Heinzi wollte mit mir einen Walzer tanzen, aber da war er gerade aus. Ich habe alle 2 sehr gern, aber am liebsten habe ich doch den Guido. Wenn er auch nicht tanzen darf.

13. Jänner 1938

Heute ist es 2 Monate her, dass mein Abend war. Er war sehr klass. Wir spielten fast lauter Pfänderspiele [...]. Unter anderem auch „Darf ich bitten, darf ich hoffen“. Und wider aller Erwartungen war es bei mir Guido, ich war natürlich überglücklich. Im finsternen Kammerl dann umarmte er mich sehr zart und gab mir unzählige Küsse. Beim Flaschendrehe sagte er: Ich wünsche mir 3 Küsse, und dass die Flasche dorthin kommt, wo ich will. Ich hypnotisierte sie natürlich, dass sie zu mir kommt, und richtig blieb sie bei mir stehn. Dann drehte ich und wünschte mir 3 Küsse, Heinzi schimpfte, dass ich mir nur so wenig wünsche, und es kam zu ihm, darauf gab er mir 10. Ich kam merkwürdigerweise fast bei jedem Spiel mit Guido zusammen, was mich natürlich sehr freute. Sie waren bis $\frac{1}{2}$ 11 h bei mir. Kurt hatte nichts von Erika, da sich diese scheinbar, wie sie ihm (Edi) sagte, in Edi verliebt hatte. Hysterisch wie immer. Auch Erich war sehr nett zu mir. Das vom Abend.

Ferner war ich einmal mit Steffi und Erich Eis laufen, im Kino bei „Manege“ [deutsches Drama mit Attila Hörbiger], „Florentine“ [österreichisches Lustspiel mit Paul Hörbiger], „Broadway Melodie 1938“ [US-amerikanisches Musical mit

Robert Taylor] und „Fledermaus“ [deutsche Operettenverfilmung von Paul Verhoeven] [...].

Am 7. Dezember war Krampuskränzchen. Guido war nicht, aber es war sehr schön und lustig. Elfi Totzl war. Ich habe sehr viel mit Kurt getanzt.

Am 18. Dezember war eine Akademie der 7. Mädchenklasse. Es war sehr hübsch. Ich habe Guido gefragt, ob er schon tanzen darf, er sagte nein, und dann tanzte er aber doch. Zwar nicht viel, jedoch nur einmal mit mir, 2-mal mit einer unbekannten, grün gekleideten Fuchtel, die auch Heinzl und Edi für sich interessierte, und einmal mit Edith L. Aber es war trotzdem sehr schön. [...]

Am 11. Dezember ist Mama operiert worden, das war sehr tragisch, aber jetzt geht es ihr schon gut.

Wir waren Weihnachten in Lunz. Ich habe von Dita ein Eau de Cologne „Pastell blau“, von Ilse Strümpfe von Palmers, von Steffi grünes Briefpapier, von Irma 3 karierte Taschentücher [...] bekommen. Ferner schickte mir Kurt zu Neujahr ein kleines oranges Kleestöckerl und einen Brief, was mich sehr entzückte. Sylvester war eine große Hetz mit den 4 Hackenbergern [Hackenberg: Berg im 19. Wiener Gemeindebezirk] [...]. Sie stiegen uns furchtbar nach, doch bei den heutigen Zeiten lässt mich das ganz kalt. Ich habe so Angst vor dem Zeugnis, wenn mich Papa herausnimmt, bin ich erledigt. Am 26. gehe ich mit Kurt und Edith ins Theater [...]. Am 22. ist eine Akademie der 7 a (!) und am 7. Feber im Münchnerhof das große Kränzchen. Ich möchte gerne zum Komitee. Steffi bekommt ein weißes Taftkleid mit Kornblau. Edith ein rosa mit Silber. Ich weiß noch nicht. Guido hat die Hand schon wieder in der Schlinge, heute ist er früher aus der Schule gegangen. Hoffentlich ist ihm nichts, ich habe ihn ja so lieb.

Der kleine Heinzl [...] ist so süß. Es ist komisch, dass mich kleine Kinder so gerne haben, viel lieber als größere (denn Kinder sind im Grunde genommen alle). Richard ist heute nach Afrika (Casablanca) gefahren. Carlo hat Ausdauer, er schreibt mir fast jede Woche, obwohl ich schon sehr lange nicht geschrieben [habe]. [...] Heute ist Mitzis 15-jähriger Bruder Fritzl gestorben. Blinddarmdurchbruch und Rippenfellentzündung. Arm. Übrigens habe ich seit 6. Dezember neue Dauerwellen. [...]

TRÄUMEREI AM RADIO

Ich höre alte, verklungene Melodien
 Aus dem alten, kaiserlichen Wien
 Hymnen auf Franz Joseph und Elisabeth
 Ach es ist schon dahin und es war doch so nett.
 So lieblich, schmeichelnd, zart und weich
 Wie alles im Wiener Kaiserreich.
 Der Kaiser ist verschieden, verschieden die Kaiserin,
 Verschieden der Fiaker, verschieden das alte Wien.
 Ein wildes Tempo ist eingetreten in diese Ruhe
 Es gibt keinen Walzer mehr, sie sind versperrt in einer Truhe ...
 In der Truhe der alten Zeit, sie öffnet sich nicht wieder;
 In ihr ist alles zarte, weiche, auch die Wiener Lieder.
 Fort, fort ist alles, weit, weit zurück
 So weit reicht nicht mehr unser Blick ...
 Noch heute ist der Wiener seinem alten Wien anhänglich,
 Doch leider ist ja alles, was schön ist, vergänglich!!?

28. Mai 1938

Ich habe jetzt schon einige Monate nicht geschrieben. Leider ist wirklich alles, was schön ist, vergänglich. Am 13. März war der Umsturz, und uns Jungen wurde alles Schöne geraubt. Man kann nicht mehr tanzen gehen und nicht mehr mit gewissen Leuten zusammenkommen, da hilft die stärkste Liebe nicht. Nur will ich noch über das letzte Schöne berichten:

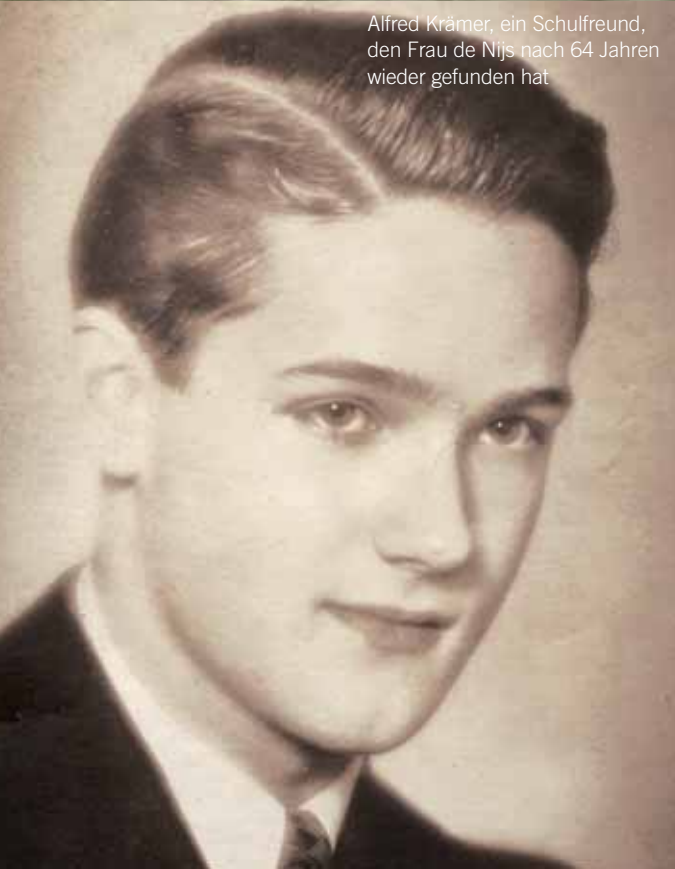
Am 7. Feber war das große Kränzchen (am 15. Juni ist übrigens eines beim Hübner, das leider ohne mich stattfinden wird) im Münchnerhof. Ich war beim Komitee das vorletzte Paar [...]. Ich hatte ein gelbes Stilkleid mit rosa Tüll an und eine sehr schöne Frisur, Steffi ein weißes, Edith Zeiß ein rosa, Lily Oblass rosa, Edith Lebmann ein weißes mit Tüll und Blumen, Elfi Totzl ein weißes Silberlamée, sehr ausgeschnitten. Guido hatte einen Smoking an (goldig), Erich auch, Heini die Uniform, noch die alte österreichische. Edi war damals gerade wegen 6 Nicht genügend nach Paris durchgebrannt, kam aber glücklicherweise bald wieder zurück. Guido hat sehr wenig getanzt, aber nur mit mir und leider mit der Gerti Holzinger (mit der er jetzt wahrscheinlich geht, nihilo minus liebe ich ihn doch).



Jenny und ihre Mutter
beim Schifahren



Jenny de Nijs



Alfred Krämer, ein Schulfreund,
den Frau de Nijs nach 64 Jahren
wieder gefunden hat



Jenny als Baby mit ihrem Vater

Ich war jedenfalls sehr glücklich darüber. Mit Heini habe ich auch ziemlich viel getanzt, das letzte war ein Walzer (es war das letzte Mal, dass ich mit Heini getanzt habe, ich war allerdings mit ihm und Edi noch 2-mal am Eislaufverein (auch adieu) und habe das letzte Mal mit ihm auch dort gesprochen. Und zwar sagte ich, dass sein Freund Klaus eine Karikatur wäre, was er ihm gleich zurückerzählte. Auch mit Erich, den ich jetzt schon lange nicht gesehen habe, habe ich oft getanzt, ihm geht es ja jetzt gleich wie mir. Mit Erich Fischer tanzte ich sehr oft, der blieb mir noch erhalten (Freude, was ich habe), ferner mit Ernstl Neuhofer (komme noch zusammen trotz Umständen). Schimpf Hans, und etlichen anderen. Guidos Eltern sind sehr herzlich. Er hat mich am Kränzchen das vorletzte Mal geküsst. Phantastisch in der Gifthütte vor der Holzinger und dem Heini, die sich übrigens auch vor uns geküsst haben. Aber Guidos Küsse waren und sind mir immer von allen die liebsten. Er ist so süß, gefühlvoll und zart. Mein lieber, lieber Guido, ich glaube, ich werde ihn immer lieben, so verliebt war ich noch nie, ich seh ihn doch jetzt so selten und kenne viele andere, aber er steht einzig und allein in meinem Herzen. Es gibt schon nebenbei kleine Seitensprünge, aber er ist meine, ich glaube 2. oder 3., ganz große Liebe, aber sie ist wirklich unheimlich groß, obwohl ich sicher bin, dass er mich nicht mehr liebt, aber es genügt nur die Erinnerung, wie glücklich wir waren, als wir uns beide hatten. Ich wollt, es wäre noch so. – Also das Kränzchen war unheimlich klass, auch Ernstl hat mich oben auf der Galerie geküsst, obwohl ich ihm schon 3x gesagt habe, dass ich ihn nur gern habe und nur den Guido liebe. Kurt tanzte fast nur mit Lily Oblass. Das Ende war nach 2 h, aber es war unheimlich klass. Prof. Stur und Prof. Kreis, auch [...] Seidelhofer tanzten mit mir.

Dazwischen war ich oft mit Ernstl, manchmal war auch Ilse dabei, spazieren, was nie ohne Kuss ablief. Dann war das Dirndlkränzchen, war auch sehr klass. Edi, Guido, F. Kern, Pappas Demetris, Ernstl, Nutschi, Lehrner u. a. waren, es war das letzte Mal, dass ich mit Guido getanzt habe. – Dann kam jenes Ereignis. Kurt war sehr anständig, ich war viel mit ihm zusammen, ebenso Ernstl. Eva fuhr bald darauf für immer nach Brünn, um sie tut es mir schrecklich leid. Damals an dem Tag waren wir: Kurt, Ernstl, Edith Zeiß und ich bei Teddy Herzbaum. Abends ging dann Kurt weg, mit ihm Edith, und Teddy ging gerade in die Küche und kam lange nicht. Mizzi, Evas Mädchen, weinte um Evi im Nebenzimmer, der Abschied war ja wirklich tragisch, so dass ich allein mit Ernstl war. Ich stand beim Fenster und schaute, da es schon dunkel im Zimmer war, auf die hell erleuchtete Straße hinunter. Da kam er hinzu und fragte: Liebst du Guido noch immer, worauf ich

selbstverständlich ja sagte. Er sagte, er wäre sehr traurig, da er mich sehr gern hätte. Ich sagte: Na, weißt du, ich hab dich auch sehr gern, du kommst bald nach dem Guido. Er sagte, dass man immer viel auf Lager haben müsse, und dass es ein Wunder sei, dass ich eine große Liebe habe, wo ich doch alle haben kann, die ich will. Worauf ich antwortete: Die Liebe ist eben immer nur für zwei, aber man kann für viele freundschaftliche Gefühle hegen. Das nahm er zur Kenntnis und küsste mich sehr lange. Ich hab ihn ja sehr gern, aber einen zweiten Guido gibt es für mich nicht, ob das jetzt Jugendschwärmerei ist oder echte Liebe: Ich kenne das nicht auseinander – wird schon kommen. Paar Mal war ich noch mit Ernstl, Pappas und Nutschi bzw. Kurt spazieren.

Dann kam sozusagen der Abschied von Guido, das war nämlich, als wir den letzten Tag in meiner geliebten Marchettischule waren. Wir trafen uns Nachmittag und gingen dann spazieren. Er sagte, dass es ihm schrecklich leid tut, dass wir aufhören müssen zusammen zu gehen. Mir natürlich auch. Ich weinte sowieso genug deshalb. Aber ich liebe ihn noch immer, und solange kein so süßer, richtiger dazwischenkommt, werde ich mich nicht entlieben. Wir sprachen sehr lange mitsammen. Sehr viel und sehr interessant, und er küsste mich das letzte Mal, zart und gefühlvoll wie immer, dazu mischten sich viele, viele Tränen. Wir liebten uns doch so. Er sagte zwar, dass er noch nie verliebt war, das erste Mal in mich, und er verliebt sich sehr selten, aber wenn, dann ausgiebig, und er wird mich noch weiter lieb haben, und wir machten uns aus, jeden Tag in der Früh, wenn wir aufstehen, solange wir uns lieben, den ersten Gedanken dafür zu verwenden. Darauf küsste er mich noch sehr viel, ungefähr 12-mal, aber immer mehrere, und ich hab dann noch die ganze Nacht geheult, denn so was Vollkommenes wie Guido finde ich nicht so bald und ich will auch gar keinen anderen finden. – Jetzt sehe ich ihn nur immer sehr wenig und flüchtig. Gestern war ich in der alten Schule, und er hat mich so traurig angeschaut, dass ich heulen können hätte. Es ist furchtbar, dass wir auseinander mussten.

In der Albertgasse ist es ganz klass. Die Professoren sind sehr streng, besonders der Geschichte- und Geografieprofessor. Er ist allerdings erst 30 Jahre, heißt Emil Thiel, und er will mir anscheinend den Kopf verdrehen, da er die ganze Stunde mit mir kokettiert, und er prüft mich fortwährend, nämlich jede Stunde, und immer kann ich doch nichts können. Jetzt schau ich ihn immer so verliebt an, dass er mir keine Versetzungsprüfung gibt. Er ist übrigens sehr frech und hübsch,

aber kein Guido. Steffi und Edith kommen mich ziemlich oft besuchen. In meiner Klasse sind auch Jünglinge. Manfred Keitsch, Alfred Krämer und E. Lessing sind sehr herzlich. In der a. [arisch] 8. Klasse, d.h. Matura ist schon vorbei, habe ich den Ungarn von Lunz als SA-Mann wieder getroffen. Er hat mich gleich angesprochen. In der Schule redet er nicht mit mir, aber [nach] der Stunde treffen wir uns manchmal am Gang und reden ein bisschen. Er ist sehr herzlich. In der j. [jüdisch] 8. ist auch ein sehr herziger, den habe ich allerdings schon 4 Tage nicht gesehen. Er ist groß, schwarz (der SA ist blond) und sehr mager. Ich bin schon neugierig, oder vielmehr nicht neugierig, auf mein Zeugnis. Das wird lieb ausschauen. Ich hoffe, glatt durchzukommen, denn so ein Fleck möchte mir gerade noch fehlen. Aber das ist Schicksal, ich hoffe, dass der Emil gütig sein wird, und vielleicht kann ich noch alles ordentlich lernen und können, hoffentlich!!!

8. Juli 1938

In Geschichte ist alles glimpflich abgelaufen. Emil war bezaubernd. Fortwährend sagte er: Nur nicht verzagen, schöne Frau. Und er fragte mich so leicht: Athen, Sparta, Peloponnes. Krieg, Perser, Kriege, Rom bis zu den persischen Kriegen. Gott sei Dank bin ich durchgekommen. Er war so süß, immer rief er mich beim Vornamen und bevorzugte mich vor allen anderen, begrüßte mich immer allein und gab mir die Hand. Er war wirklich süß, übrigens gab er mir die Adresse von Nacio Herb Brown [US-amerikanischer Songwriter und Komponist von Musicals und Filmmusik („Singin’ in the Rain“)] in Los Angeles. Leider ist das zu Ende. Da geht man 9 Jahre in die Schule, plagt und rackert sich, um dann so zu enden. Der Kaschtanek hat mir in Chemie Sehr gut gegeben, dann noch in Religion und Betragen, Französisch Gut, und der Rest ist Schweigen. Ich war mit Lotte, mit welcher ich jetzt ziemlich gut bin, im Kino bei „Rose-Marie“ [US-amerikanisches Musical] mit Jeanette MacDonald und Nelson Eddy. Man soll nicht ins Kino gehen, weil man neidig wird, wenn man sieht, wie andere glücklich sein können, und ich kann meinen süßen Guido nicht mehr haben. Wer weiß, mit wem er geht, ich habe ihn schon so lange nicht gesehen. Sicher ist er jetzt auf dem Land, er braucht ja Erholung, da er immer so schwach ist.

Unlängst habe ich Kurt getroffen. Er war sehr nett. Edith Z. hat Diphtherie. Mir tat so das Herz weh, wie ich mit ihm sprach, weil ich merkte, wie er litt, und dass er mich brauchen könnte. Gott, wir waren doch so gute Freunde. Wie oft wollte er mir Guido ausreden (alleweil ich hätte mir ihn ausreden lassen können),



Jenny de Nijs
als junge Frau



Jenny beim Sommerurlaub
in Abbazia/Obatija in Kroatien



Ein Familienfoto aus glücklichen Tagen: Mutter
Caroline Schulhof, Tante Fini, ein Freund der Fa-
milie, Jennys Vater Leopold Schulhof und Freunde
(v.r.n.l.); vorne links die 2-jährige Jenny

und ich tröstete ihn oft bei strömendem Regen im Park über Erikas Launen hinweg. Den Pappas habe ich auch getroffen, er war sehr nett. Beinahe auch Ernstl. Aber wie ich ihn gesehen habe, habe ich nicht hinschauen können, weil ich zu weinen anfangen musste, und ich wollte ihn nicht traurig machen. Ich lese jetzt von Adrienne Thomas [deutsche Schriftstellerin] „Die Katrin wird Soldat“, das ist schwer klass. Fredl fährt jetzt schon bald nach Paris. Er ist ja sehr herzlich, aber verlieben kann ich mich nicht in ihn, weil ich nur den Guido liebe. Es hat zwar keinen Sinn, aber ich kann meinen Gefühlen nichts vorschreiben, und schließlich war ich ja einmal so glücklich, ich fühle, wenn ich abends in das finstere Kammerl hineingehe, immer wieder seine lieben Küsse, erst drei, dann ich ihm einen, dann wurden wir immer heftiger, bis wir uns so eines fühlten, dass wir uns gar nicht trennen konnten. Ich weiß bestimmt, dass ich ihn höchstens, wenn überhaupt, nur von weitem sehen kann. Und küssen schon überhaupt nicht. Ach, musste das so kommen? Lieber Gott, was habe ich denn getan?

Ich gehe jetzt zu Frl. Zels in die Trauttmansdorffgasse (No. 19) und lerne Schnitte zeichnen und aus Mollino [Stoffart] stecken. Da muss ich an Ilse Bruder Julo denken, der in Linz immer Mollino gerufen wurde. Adieu Linz, Adieu Ilse!!! Für immer? Sicher. Übrigens, dass ich nicht vergesse, ich habe in Deutsch die beste Arbeit gemacht über: „Warum ist eine vernünftige Freizeitgestaltung notwendig?“ Trotzdem habe ich Genügend in Deutsch. So gemein, dieser Piefke (Walter Gaus). Übrigens bekamen wir die Zeugnisse erst am 7. Juli statt am 2., weil eine Knallerbse geschossen wurde (Gausens politische Demonstration). Jetzt hat sich alles geklärt. Natürlich falsch. Vier haben kein Zeugnis bekommen (vermutliche Täter). Ist doch alles Kohl, wen interessiert das schon. Ich befinde mich in einer Stimmung wie noch nie. Alles Schöne gibt es für mich nicht mehr. Mit meinen Freunden entriss mir das Schicksal jede Freude. Aber es ist nicht so schrecklich. Es gibt ja noch Hellmut, Fredl etc., meine liebe, süße Mama und Finny nicht zu vergessen. Aber ich würde, so ich sie hätte, 1000 Verehrer hergeben, für einen einzigen. Wer das ist, brauche ich ja nicht schreiben. Es ist furchtbar, wenn man seine Glaubensgenossen so leiden sieht. Wegen 10 % Schuldigen müssen 90 % Unschuldige unglücklich sein. Aber ich vertraue auf unseren Schöpfer. Unsere Vorfahren haben schon so schwere Zeiten überstanden – schließlich nimmt ja alles ein Ende. Aber wer weiß, was dann kommt? Er weiß es, komme was mag, für jeden kommt die Vergeltung. So Gott will, wird ja alles gehen. Ich darf gar nicht an mein persönliches Glück denken, wenn so viel Leid herrscht. Ja, sehen denn die Glücklichen

das nicht, haben sie kein Erbarmen? Erbarmen? Erbarmen hat Gott, denn er lenkt seine Geschöpfe, und nicht einige vom Wege Abgekommene. Möge sich alles zum Guten wenden, wenn Du es für gut hältst – Amen.

Lieber Gott, wenn ich schon meine Gedanken zu Dir sende und sie in diesem Buch verewige, dann meine ich, dass ich mir ewig dasselbe wünschen werde – nur meinen Eltern soll nichts geschehen, und Großmama. In 2. Linie kommt erst mein Glück.

27. November 1938

Es ist so traurig. Am 13. vor 1 Jahr war ich so glücklich, da hatte ich meinen Abend. Ich erlebe jetzt gar nichts Schönes. Krämer hat mir so einen blöden Brief aus Paris geschrieben, dass ich gar nicht antworte. Keitschl ist in USA. Wir fahren wahrscheinlich nach Australien!

2. Februar 1940

Bereits dort! 2 Jahre älter geworden, immer älter. Also heute ist der 2. Februar 1940, aber ich will nicht voreilig sein – alles schön der Reihe nach. Ich werde versuchen, mich an jedes Detail seit dem Tag, wo ich zuletzt schrieb, zu erinnern.

Wir befinden uns jetzt in den letzten Monaten des Jahres 1938 – bitte nur weiterzukommen!

Ungefähr im November, d.h. in den letzten Tagen des Novembers, fuhr mein geliebter Onkel Arthur, ich kann gar nicht daran denken, nach Amerika. Also der erste in der Familie, der einer neuen Heimat entgegenfuhr. Leider, oder Gott sei Dank, da ich in den letzten Jahren den Kopf voll Blödheiten hatte, habe ich Arthur gar nicht oder zu wenig erwähnt. Wie viel er mir bedeutet, fühlte ich erst später und jetzt ganz besonders. War es nicht ein herrliches Gefühl, man bemühte sich um Freunde, besser um neue Freunde und dass die gewissen Onkeln, Tanten und andern da waren, war ebenso selbstverständlich, man spürte, sie sind da, und bei ein bisschen Sehnsucht drehte man 5 Nummern, nahm den Hörer in die Hand und konnte jede liebe Stimme hören. Den Tag werde ich nie vergessen, wie Arthur das letzte Mal zu uns kam. Von Susi wurde mir der Abschied kaum schwer, doch als Arthur zuletzt allein kam, schön und blond (Finnerl wohnte das letzte Jahr bei uns) mit einem Koffer in der Hand, allerdings kein Reisekoffer, sondern gefüllt

mit Kleinigkeiten, die er lieb hatte, nicht mitnehmen konnte, aber auch nicht wegwerfen wollte. Alle sprachen, sehr die Tränen zurückhaltend, und aßen Würstel, sehr fein, die er mitbrachte, die bei mir zumindest mit Salz vermischt schmeckten. Man sprach Dummheiten, von Pass, Visum, und versuchte, den Abschied hinauszuschieben. Es war ein Samstag, Arthur sagte, er fahre Montag, doch wir alle wussten, es wird Sonntag sein. Er sprach so ruhig wie immer, aber schau, ich komm ja noch morgen. Wir spürten alle, er kommt nicht mehr.

Eben da telefonierte Papa, Mama soll ihn sofort treffen, es biete sich eine Gelegenheit, nach Australien zu fliegen – verrückte Möglichkeit –, ans Ende der Welt. Daraus wurde momentan nichts – doch Mama eilte im braunen Bisammantel davon und ersparte [sich] dadurch den Abschied von unserem Sonnenschein. Es kam aber doch dazu, dass Arthur gehen musste, und Finny war zu weich, um einem Bruder, den man mehr als alles liebte und an den man vom Tage seiner Geburt an gewöhnt ist, so mir nichts, dir nichts adieu zu sagen. Man kam von mir ab – Arthur versuchte Finny zu beruhigen – er war zwar auch nicht besser dran –, aber was tun? Ich kränkte mich furchtbar, dass er mir nur einen Kuss gab und adieu sagte – kann man denn einen Onkel nicht furchtbar lieb haben – und sagte, Du Armes, dir habe ich gar nichts mitgebracht. Es gab nämlich so etwas nie. Immer wenn er zu uns kam, speziell bei Geburtstagen, zog er etwas aus der Tasche, und selbst wenn er bei einem Abend spielte, und ich war zuschauen, zog er saure Drops, die er gerade aß, aus der Hosentasche und gab sie mir. Dann fiel die Tür ins Schloss, wir schluchzten beide und sahen Arthur vom Erkerfenster das letzte Mal in den 63er [Straßenbahnlinie] einsteigen und uns zuzwinkern im Vorbeifahren. Finny kochte unter Tränen in der Küche weiter, und wir mussten uns beruhigen. Als Mama mittags nach Hause kam, immer sorglos und lachend, sehr beschäftigt, saßen beide auf der Bettbank, und alles schien in bester Ordnung – doch von jedem war ein Stückchen Herz mit Arthur gegangen.

Dann kamen Briefe und das letzte Geld und sogar die letzten Straßenbahnmarken aus Hamburg an Finny, dann von jeder Station eine Karte, und nun ist man bescheiden geworden und wartet sehnsüchtig auf Briefe, die alle 3, 4 Wochen kommen, und wenn man sie liest, so fühlt man sich minutenlang so wie jeden Dienstag zuhause in der Schönbrunner Straße, wo immer die ganze Familie zusammen im Speisezimmer saß [und] Poldi bestreute Zuckerl brachte (wieso er immer wusste, dass ich so ein Gusto drauf hatte?). Omama pflegte immer zu sagen, „Wie lange



Jenny, Leo und Caroline (Lintschi)
Schulhof auf dem Weg ins Exil

Die D.M.S. „Sibajak“, mit der Familie
Schulhof von Rotterdam nach Co-
lombo fuhr



noch?“ Arthur oder Poldi spielten Klavier, und man war lustig – Galgenhumor! War es nicht schön? Dann vergingen schnelle 4 Wochen, und Poldi war an der Reihe wegzufahren. Natürlich nach Amerika – zu Arthur, der einstweilen noch keine Arbeit außer einiger kleiner Konzerte hatte, sich doch sehr wohl fühlte – das beruhigte kolossal. Also Poldi, der kaum weiter als Kaltenleutgeben oder Znaim oder in seiner Kindheit in Abbazia war, und in Reisen das Unbeholfenste, das man sich vorstellen kann, war, fuhr übers große Wasser. Seinen letzten Tag und Abend (Nacht) vor dem Wegfahren verbrachte er bei uns, dass es Omama, wo er doch sein Leben lang wohnte, so leichter fiel. Er ging ganz einfach (natürlich äußerlich) von ihr weg. So wie immer, nur ein Satz, den er immer sagte, fehlte; das war, wann er zurückkam. Sie stand beim Küchenfenster, so wie immer, nämlich wenn eines ihrer Kinder erwartet wurde, stand Omama immer schon eine halbe Stunde früher beim Fenster und schaute in die Richtung Pfarrgasse bis Taborstraße hinauf, wo beim Kaffee Niebauer der O-, C- oder V-Wagen hielt, der einen in die Stadt oder zur Straßenbahn Schwedenplatz brachte, an der Konditorei vorbei! Eine dieser Straßenbahnen benützte Poldi, als sie ihm das letzte Mal nachsah und er sich oft umdrehte und winkte und dann mit dem 63er zu uns kam.

Es war ein netter Abend. Dr. Kapralik und Frau (Kamiluschka) waren bei uns. Auch der nächste Tag verlief glimpflich. Zu Mittag gab es Poldis Lieblingsspeise Fisolengulyas, von Finny zubereitet [...] und Omama rief telefonisch an, um ihren liebsten Sohn das letzte Mal vor seiner großen Reise zu hören. Wir konnten uns natürlich alle der Tränen nicht erwehren, und die meisten guten Fisolen wanderten in den Kübel. Einige Tage vorher ging ich im tiefen Schnee mit Pelzmantel und Stiefeln und den blau-roten Handschuhen, damals neu, ins Reisebüro zu Herrn Kinde am Gürtel. Ich erinnerte mich bloß jetzt daran, weil Poldi damals sagte, „Du wirst sicher noch einmal gern an diesen Spaziergang mit deinem Onkel denken“, und wirklich, sooft ich dann dort allein ging, sah ich ihn neben mir im Schnee gehen, im kalten Winter, und nachher kamen wir ins warme Zimmer, wo man vom Winter nur das Schneeschaukeln hören konnte, sonst nichts spürte und die Familie wartete – denn es war Dienstag – ohne Arthur – und eine Woche später – (ohne Poldi). – Also dann gegen Abend kam Ivan, Finnys Freund, der dann später jeden Abend kam und uns über viele traurige Stunden hinweghalf, und machte Stimmung. Schließlich standen wir alle beim Erkerfenster und sahen Poldi das letzte Mal über die Straße gehen, wie Arthur, doch es war finsterer Abend, und Papa begleitete ihn, und zuletzt stand ich allein beim kleinen Fenster

und starrte mit tränengefüllten Augen durch den finstern Park, hinter dem Poldis braun-beige gemusterter Mantel eben verschwunden war. Papa hatte ihm noch einige Hemden, einen neuen Hut und Handschuhe und einen Pullover gekauft – sehr lieb von ihm. Nun wartete man auf Briefe und bekam diese regelmäßig jede Woche von Arthur und Poldi, doch ist es natürlich nicht dasselbe. Die 2 waren wenigstens zusammen. Für mich gibt es seither persönlich Gratulationen zum Geburtstag, viele Küsse für Jenny oder spezielle Briefe alle 3, 4 Monate. Und ich habe meine Onkels doch soooo lieb, und sie denken sicher nicht die Hälfte so viel an mich, wie ich an sie. Naja – kleine Nichte, viele Meere weit weg von hier – war einmal sehr herzlich – weiter nichts.

Dann fuhr das Ehepaar Reisz weg, unsere Nachbarn, sehr nette Leute, dann Lotte, derzeit meine beste Freundin, nach Palästina, und immer mehr und mehr Bekannte. Ich ging bis Juli in die Kunstschule Kallus. Beide sehr nette Leute, und ich lernte viel bei ihnen und werde es nie vergessen, was ich ihnen verdanke. Dort lernte ich viel Mädels kennen. Ich befreundete mich dann sehr mit Lily Bass, einem sehr lieben Mädchen. Im Februar kam ein Affidavit [Bürgschaft] für Finny und Omama. Leider spät registriert – also lange keine Aussicht aufs Wegfahren. Ich betete und wünschte nichts sehnlicher als nur nach Amerika zu können. Zu Poldi und Arthur, und es war ja auch sicher, dass Finny und Omama hinkommen würden, doch leider war es mir nicht beschieden, vielleicht nämlich, hoffentlich komme ich später einmal hin. Ja, dass ich nicht vergesse – die Füllfeder, mit der ich das Tagebuch meistens seit Anfang schrieb, gab ich Poldi noch zum Schluss, dann schrieb ich hie und da mit einer goldenen (außen), die habe ich leider verloren, und jetzt schreibe ich mit Papas alter roter. Wenn ich jetzt weiter schreiben würde, vergäße ich sicher die Hälfte, also hebe ich es auf, auf einige Zeit später, damit ich alles bis zum heutigen Tag ganz genau schreibe, ich habe ja noch so viel zu schreiben. An Guido habe ich die ganze Zeit gedacht, ich weiß nicht genau, ob ich ihn noch immer liebe, aber ich weiß, wenn er hier wäre, oder wenn ich ihn sehen oder sprechen würde, würde ich ihn so lieb haben, dass ich überhaupt nicht mehr aufhören könnte. In Wien habe ich ihn nur selten gesehen, öfters telefonisch mit ihm gesprochen, mindestens 3-mal in der Woche, und ganz zum Schluss war er im Arbeitsdienst, so haben wir uns nicht mehr verabschiedet, nur beim Telefon habe ich ihn noch am vorletzten Tag, bevor ich weggefahren bin, gesprochen, aber keine Zeit gehabt, ihn zu treffen. Ist vielleicht besser.



Auf der Reise – Jenny de Nijs

Oben links: Auf dem Weg in die
neue Heimat – Jennys Mutter
Caroline Schulhof



Jenny de Nijs und
ihre Tochter Romaine

9. März 1941

Ach Gott, die Zeit vergeht, und ich komme ewig nicht zum Schreiben, dabei geht das in kein Buch, zumindest nicht in dieses. Ich möchte schon so gerne von jetzt schreiben, aber schön der Reihe nach. Es ist schwer, sich nach so langer Zeit zu konzentrieren. Jedenfalls war es nicht leicht, Wien adieu zu sagen, wo ich es so liebte und eine so schöne Zeit verbrachte. Kurz nachdem Poldi wegfuhr, feierten wir Sylvester. Es war gar nicht so schlecht. Ivan war da und Coronicar, und wir unterhielten uns sehr gut. Als wir alle im schönen Speisezimmer mit dem grünen Kamin roten Sekt tranken und anstießen, wussten wir alle nicht, was das Jahr 1939 bringen würde. In unserer geliebten Wohnung blieben wir nur mehr bis Mitte März, dann mussten wir aus dem Haus. Ich nahm Abschied von meinem süßen, roten Zimmer, das frisch lackiert wurde, um in Hamburg zu vermodern. Alle Möbel standen herum, ausgeräumt, leer zum Verpacken, das letzte Mal staubte ich die Stäbe an meinem Bett ab und liebte die Matratzen mit den Augen und dachte, wer aller darauf gesessen ist, und Erinnerungen kamen und kommen jetzt wieder, immer wieder unauslösbar in mein Blut! Das arme Finnerl war sehr krank und musste während all dem Wirbel liegen und übersiedeln. Sie lag auf der Ottomane [Sitzmöbel] mit demselben Muster wie die Schlafzimmervorhänge und wurde hin und her geschoben. Die Meißner-Teller wanderten in Zeitungspapier. Ich kaufte mir schnell neues Geschirr mit Frau Anna. Und ich träumte nicht, dass ich das alles nicht mehr sehen sollte. Ich gebe noch immer die Hoffnung nicht auf. Dann übersiedelten wir in die Taubstummengasse 15. Es war ein schönes Haus, die Wohnung möbliert, 1 Schlafzimmer, sehr nett in weiß, und ein schönes Biedermeierkabinett. Wir nahmen unsere Bettbank mit. Dann später kauften wir noch ein neues Radio und einen viereckigen Tisch und 2 Perserteppiche, einen Schiras und einen Bochara. Wir hatten schöne, aber auch sorgenvolle Tage bei Frau Schlichter, und jeden Abend kam Spiegelkarl, Dr. Werner oder Ivan und wir kochten Kaffee in der klassischen Glasmachine. Wir hatten auch Telefon. Mit der Zeit korrespondierten wir mit Leuten in Australien. Als wir das Permit [Einreiseerlaubnis] abgelehnt hatten, freute ich mich schon, aber nach alledem wurde es dennoch bewilligt, man besorgte Schiffskarten, und auf ja und nein hieß es, morgen fahren wir weg. Ja, das kam alles so schnell, man hatte keine Zeit zu überlegen, na und schließlich war es der einzige Ausweg zu entkommen, also der 9. August rückte heran, und weiter schreibe ich nächstens, ich bin schon müde.

Das Jahr 1938 brachte tiefes Leid über unsere Familie

Věra Bezecná, Tschechien, geboren 1922

Věra Bezecná wurde am 18. Februar 1922 als Angehörige der tschechischen Minderheit in Wien geboren. Ihr Vater Eduard Vencel war Mitbegründer des tschechischen Schulwesens in Wien und Professor an einer tschechischen Mittelschule des Komenský-Vereins. Mit dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich begann auch die Verfolgung der tschechischen Minderheit. Übergriffe auf Einzelpersonen, Restaurants, Geschäfte und Schulen waren an der Tagesordnung. Angestellte des öffentlichen Dienstes mussten ihre Kinder aus den tschechischen Schulen nehmen, wenn sie ihren Posten behalten wollten. Das tschechische Schulwesen wurde zerschlagen und tschechische Vereine und Institutionen zum größten Teil aufgelöst. Auch Věra Bezecná's Vater wurde aus dem Schuldienst entlassen.

Ende des 19. Jahrhunderts, in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie, kamen meine Großeltern Josef Vencel und Marie, geb. Fischer aus Böhmen nach Wien, um sich dort als Arbeiter niederzulassen. Mein Vater Eduard, geb. in Wien am 10. Februar 1890, eines der vier Kinder, promovierte an der Wiener Universität und diente während des Ersten Weltkrieges als österreichischer Offizier an der Front, wo er schwer verletzt wurde. Im Jahre 1919, nach der Gründung der tschechischen Schulen des Schulvereines Komenský,

war er dort als Mittelschulprofessor tätig. Seine Tätigkeit endete im Herbst 1938, als der damalige kommissarische Leiter Dr. Appelt kein weiteres Dienstverhältnis bewilligte. [...] Mein Vater wurde damals gewarnt und ihm dringend empfohlen, so schnell als möglich die „Ostmark“ zu verlassen. Aufgrund der damaligen sehr gespannten Lage wurde ihm ein tschechoslowakischer Pass ausgestellt – bis zu diesem Datum war er österreichischer Staatsbürger seit seiner Geburt. Dieser Pass sollte ihn vor einer Inhaftierung schützen. Die damals noch existierende Tschechoslowakei war das einzige Aufnahmeland, er hatte keine Möglichkeit, in die USA oder ein anderes Land zu flüchten. Vater gehörte zur Spitze der Wiener Tschechen, über deren Inhaftierung sogar im Jahre 1938 die britische Presse berichtete.

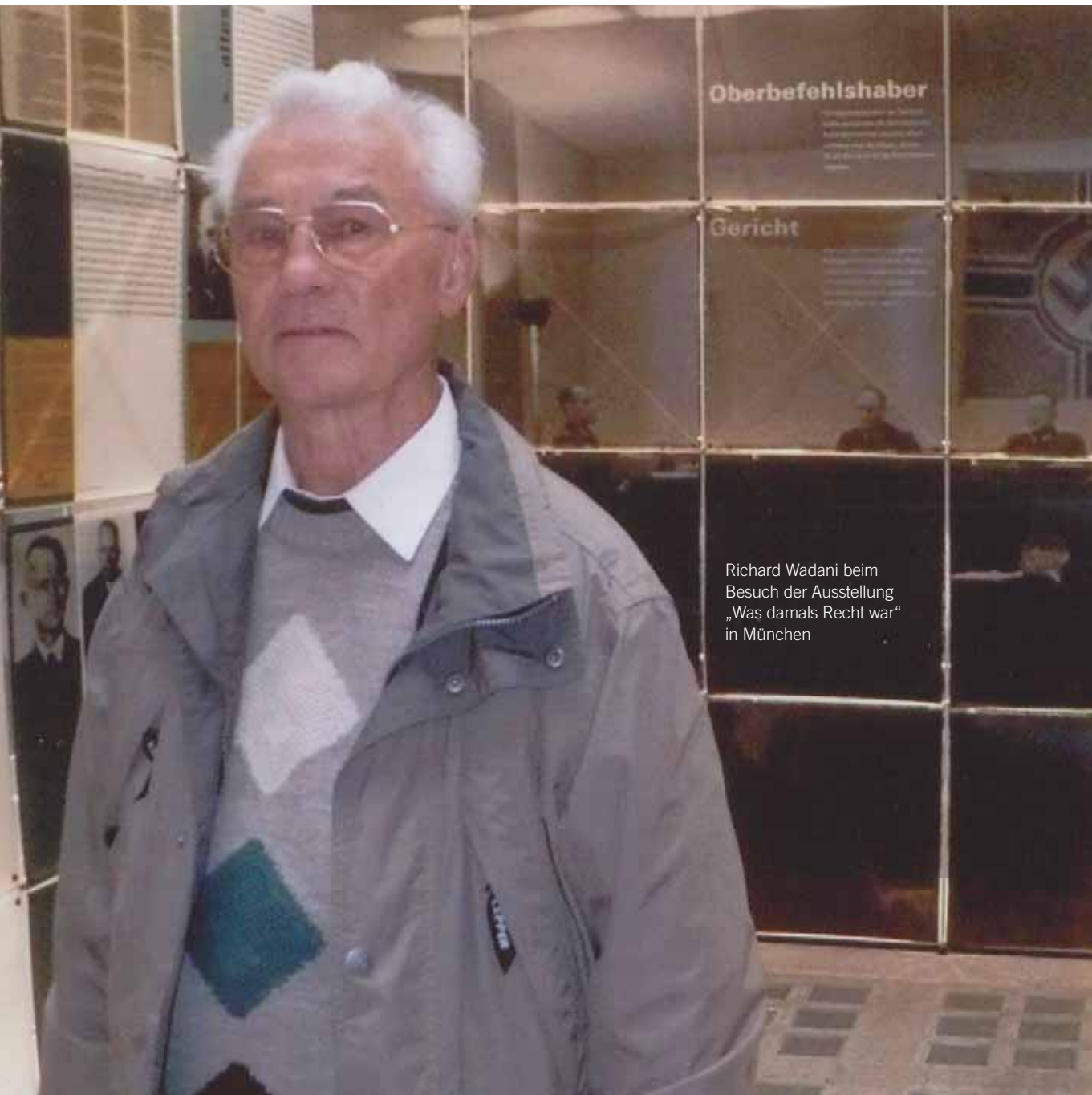
Meine Mutter Marie Vencel, geb. Führung und ich mussten noch in Wien bleiben bei ihren Eltern, bis es meiner Mutter gelang, im Juni 1939 die Auswanderungsgenehmigung von den Nazibehörden zu erlangen. [...] Im Protektorat [Böhmen und Mähren] konnte ich nicht studieren, und unsere ganze Familie hatte während des Zweiten Weltkrieges die so genannte Ostmarksperr, was besonders für unsere Familie hart war, da hier meine sehr alten Großeltern lebten. Diese lebten im von Bomben vernichteten Wien und durften nicht nach Prag zur Tochter, die Protektoratsangehörige war.

Das Jahr 1938 brachte ein tiefes Leid über unsere ganze Familie ...

Ende des Zweiten Weltkrieges gab es in der ČSR bis zum Jahre 1948 Demokratie, aber dann eine neue Diktatur, und meine Mutter durfte nicht einmal zum Begräbnis ihrer Eltern nach Wien. Und ich studierte Jura an der Karlsuniversität, aber der kommunistische Putsch schickte Studenten in Gefängnisse, und jetzt, nach mehr als 60 Jahren, kann ich mit Stolz sagen, dass ich im Gefängnis Ruzyně war wie der tschechische Präsident Havel!

Aus einem Brief von Dr.ⁱⁿ Věra Bezečná:

Ich möchte mich für diese Nachzahlung [des Nationalfonds] bedanken. Gleichzeitig möchte ich mein warmes Gefühl zu meiner gewesenen Heimat ausdrücken, die ich im Jahre 1938 verlassen musste und zu der ich die Verbindung nie verloren habe. Seitdem wohne ich in Tschechien, und das sich vereinende Europa hilft mir, meine Zweigeteiltheit zu überwinden.



Richard Wadani beim
Besuch der Ausstellung
„Was damals Recht war“
in München

Ich war ein Deserteur

Richard Wadani, Österreich, geboren 1922

Richard Wadani wurde am 11. Oktober 1922 in Prag als Sohn österreichischer Eltern geboren. Seine Familie war sozialdemokratisch eingestellt. Er absolvierte von Juli 1937 bis Dezember 1938 eine Lehre als Automechaniker in Prag. Danach musste seine Familie nach Wien, der Heimatstadt seiner Mutter, zurückkehren, da ÖsterreicherInnen nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich als nunmehr deutsche StaatsbürgerInnen keine Arbeitsbewilligung mehr erhielten. In Wien musste Herr Wadani als einfacher Arbeiter sein Geld verdienen, da seine Lehre nicht anerkannt wurde. Schließlich wurde er 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Wegen seiner politischen Überzeugung desertierte er und konnte nach England flüchten, wo er sich entschloss, in der englischen Armee für die Befreiung Österreichs zu kämpfen. Er wurde als „Überläufer“ und „Verräter des deutschen Volkes“ betrachtet. Auch noch nach dem Krieg litt Herr Wadani lange Zeit am Verhalten seiner Landsleute und der Republik Österreich.



Richard Wadani in der Mitte als Angehöriger der ČS-Auslandsarmee in England, London im Juli 1945

Ich habe kein Vermögen verloren und wurde bis zu meiner Flucht auch nicht verfolgt. Ich war ein Deserteur und habe nur mein Leben riskiert, um nicht länger für Hitlerdeutschland und somit gegen Österreich kämpfen zu müssen.

Aufgrund meiner antifaschistischen Erziehung waren politische Beweggründe für meine Desertion entscheidend. 1944 desertiert und anschließend in der ČS-Armee [tschechoslowakische Armee] in England gedient. 1946 nach Österreich zurückgekehrt.

Rückblickend auf diesen Lebensabschnitt bedauere ich aufrichtig, dass mir mein erster Fluchtversuch im Jahre 1942 an der Ostfront nicht gelungen ist.

Erlittenes Unrecht begann erst nach dem Krieg, denn Deserteure wurde jahrzehntelang als Vaterlandsverräter usw. beschimpft und vom offiziellen Österreich ebenfalls diskriminiert. Unter diesem psychischen Druck war das Leben von uns Deserteuren bis zum heutigen Tage nicht einfach.

Herr Wadani tritt auch heute noch als Zeitzeuge und für die Anliegen der Deserteure und Kriegsdienstverweigerer auf. Ihm wurde 2007 das Ehrenzeichen der Republik Österreich für Verdienste um die Befreiung Österreichs verliehen.

... zum Tode verurteilt

Kurt Püringer, Kanada, geboren 1924

Kurt Püringer wurde am 13. Jänner 1924 in Wien geboren. Hier besuchte er das Gymnasium, bevor er zum Reichsarbeitsdienst und danach zur Wehrmacht eingezogen wurde. Sein Vater war Mitglied der Vaterländischen Front, der Einheitspartei des österreichischen Ständestaates, gewesen. Kurt Püringers politische Ansichten motivierten ihn zu Handlungen, die sich gegen die Wehrmacht richteten. Nach dem Krieg konnte Kurt Püringer in England seine Ausbildung fortsetzen und Medizin studieren. Dr. Püringer emigrierte schließlich nach Kanada, wo er heute noch lebt.

Ich habe von Ende 1944 bis zum Kriegsende 1945 gegen den Nazismus gearbeitet, indem ich als Angehöriger der Deutschen Wehrmacht Zivilkleider für Soldaten besorgte, die sich von der Truppe absetzen wollten. Bin knapp vor Kriegsende ertappt worden, wurde im Raum St. Pölten verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, als schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Bin während eines Beschusses durch russische Raketen entkommen und war versteckt bis zur russischen Besetzung von Ostösterreich. Dann bin ich nach Wien, dem Wohnort meiner Eltern, zurückgekehrt. Seither leide ich an hohem Blutdruck, bin seit ca. 45 Jahren wegen dieser Krankheit in Behandlung und musste deswegen meinen Beruf frühzeitig aufgeben. Mein Gesundheitszustand ist auf die damaligen Ereignisse zurückzuführen.



Michaela Hecke-Rebhann mit
einem Foto ihres Vaters

... infolge Wehrkraft- zersetzung flüchtig

Fritz Maria Rebhann, Österreich, geboren 1925

Fritz Maria Rebhann wurde am 12. Mai 1925 in Wien geboren. Er wurde wegen seiner politischen Ansichten und aufgrund des Verdachts der unerlaubten Entfernung von der Truppe festgenommen.

Als Angehöriger der Deutschen Wehrmacht wurde ich im Jänner 1945 wegen drohender Verhaftung infolge Wehrkraftzersetzung flüchtig. Anfang Feber wurde ich bei Würzburg festgenommen und in die dortige Wehrmachts Haftanstalt eingeliefert. Von dort bin ich nach Nürnberg zur Aburteilung überstellt worden, konnte aber während eines Luftangriffes aus dem Gewahrsam entweichen und mich nach Wien durchschlagen, wo ich, mit falschen Papieren ausgestattet, als Widerstandskämpfer den Einmarsch der Roten Armee abwartete.

Herr Rebhann studierte nach dem Krieg Geschichte und Zeitungswissenschaften und war unter anderem als Journalist und in verschiedenen kulturpolitischen Bereichen tätig. So wurde etwa die Entwicklung des Naturschutzes in Österreich zur Bewahrung der historischen Landschaftsformen sein Anliegen. Er arbeitete außerdem als Publizist und veröffentlichte zahlreiche Bücher zu zeitgeschichtlichen, politischen und kulturellen Themen, darunter unter anderem die Trilogie „Das Einsame Gewissen“, erschienen im Herold Verlag, „Bis in den Tod: Rotweißbrot – Österreichs Untergang im März 1938“, erschienen im Bundesverlag, und „Die Braunen Jahre – Wien 1938–1945“, erschienen bei der Edition Atelier im Wiener Journal Zeitschriftenverlag. Im Jahr 2000 ist Dr. Fritz Maria Rebhann verstorben.

Auf dem Klappentext eines seiner Bücher steht geschrieben: „Trauerarbeit ist notwendig, Vergangenheitsbewältigung ist notwendig, Beschäftigung mit dieser Vergangenheit ist notwendige Voraussetzung.“

Antifaschismus und Toleranz, der ehrliche Umgang mit Geschichte, die Zeitumstände begreiflich machen; das waren – wie uns seine Tochter in einem Brief mitteilte – dem Autor unverzichtbare Leitgedanken. So liegt ein schriftstellerisches Lebenswerk vor, in dem sich Dr. Rebhann um Aufarbeitung der Zeitgeschichte bereits in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts bemüht hat.

... weil wir **mit diesem Krieg nichts zu tun** haben wollten

Gottfried A., Schweden, geboren 1920

Gottfried A. wurde 1920 in einem kleinen steirischen Ort in der Nähe von Leoben geboren. Die sozialdemokratische Einstellung seines Vaters war schon zur Zeit des Austrofaschismus Grund für Schikanen und Verfolgung, was die ganze Familie zu spüren bekam. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Herr A. zum Militär einberufen und kam zu den Alpenjägern, wo er zum Sanitäter ausgebildet wurde. Während der Ausbildung wurde er aufgrund der politischen Ansichten seiner Familie oft misshandelt. Als er schließlich nach Norwegen bzw. Finnland an die russische Front kam und an den dortigen Kriegshandlungen fast verzweifelte, reifte in ihm der Plan zu desertieren. Diesen Plan setzte er schließlich mit einem Kameraden in die Tat um. Nach einigen missglückten Versuchen gelangten die beiden schließlich in das neutrale Schweden. Doch auch dort mussten sie monatelang im Gefängnis ausharren, ehe sie im April 1943 – rund eineinhalb Jahre nach Beginn ihrer Flucht – Kontakt zum späteren österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky herstellen konnten und sich wieder als freie Menschen bewegen durften.

Wir waren acht Geschwister, materiell ging es uns nicht schlecht, wir lebten von Vaters Arbeit und hatten etwas Ackerland und Kleinvieh. Unser Vater war Sozialdemokrat, unsere Mutter religiös, und wir wurden im demokratischen Geist erzogen. Ich bin bis zum 12. Lebensjahr in die Volksschule und danach zwei Jahre in die Fortbildungsschule in Donawitz gegangen. Die Lehrer waren Sadisten und der Unterricht hart. Die katholische Kirche hatte große Macht, und ich war gezwungen, von 8 bis 14 Jahren zur Beichte zu gehen.

Ich musste schon frühzeitig zu arbeiten beginnen, hütete Kühe und Ziegen und half bei den Gartenarbeiten. Es war nicht viel Zeit für Schularbeiten oder andere Interessen übrig. Nach Beendigung der Schule arbeitete ich in verschiedenen Berufen, war Ziegelträger, Waldarbeiter usw., bis ich 18 Jahre alt war und Anstellung als Dreher in einem Eisenwerk in Donawitz bekam. Es herrschte Arbeitslosigkeit, und wir waren nicht in der Lage, an Weiterausbildung zu denken.

Mein Vater war Grubenarbeiter und teilweise invalidisiert nach einem Grubenunglück. Er scheute sich nicht, die Wahrheit zu sagen und zu seinen politischen Ansichten zu stehen. Deshalb wurde er ständig kujoniert [schikaniert] von der konservativen Umgebung. Im Ersten Weltkrieg hat das Militär ihn mit den Füßen aufgehängt und ihn mit der Hundepeitsche geschlagen, weil er gegen den Krieg protestiert hatte. Unter dem Dollfuß-Regime in den 30er-Jahren wurden die Sozialdemokraten verfolgt. Wir mussten uns auf Hinterwegen in die Konsumbäckerei schleichen, wenn wir einkaufen wollten. Meinem Vater drohte man mit Entlassung von der Grube, wenn er sich nicht in die faschistische Heimwehr einschreiben ließe. Als er dieses verweigerte, wurde jedenfalls eine Uniform für ihn angeschafft, die er in den Kleiderschrank verschwinden ließ.

Bürgerkrieg

Am 12. Febr. 1934 brach der Bürgerkrieg aus, in dem auch Heimwehr gegen die sozialistischen Kräfte eingesetzt wurde. Italienisches Militär stand – laut Gerüchten – am Brennerpass bereit, in das Land einzurücken und die Macht zu übernehmen, wenn sich dies als notwendig erweisen sollte. In meiner Familie waren wir mit dabei und lieferten Proviant und Munition zu unseren Verbänden. Der Eisenbahnknotenpunkt Bruck/Mur sollte eingenommen werden, aber die Regierungstruppen waren zu stark, und nach einer Woche waren die Kämpfe zu Ende.

Darauf folgte eine Verfolgung der Sozialdemokraten mit Hausuntersuchungen und Verhaftungen. Der Sozialistenführer Koloman Wallisch, der mit meinem Vater bekannt war, floh in die Berge, wurde aber gefangen genommen. Er wurde am 19. Febr. nach einem [kurzen] Prozess gehängt. Mein Vater wurde verhaftet und kam nach einmonatiger Tortur nach Hause.

Am 25. Juli machten die illegalen österreichischen Nazis einen Coup, der in Wien missglückte, aber in anderen Teilen des Landes Erfolg hatte. [Der] Schusswechsel ging eine Woche vor sich, und während der Zeit hielten wir uns passiv. Danach gab es heim-

liche Treffen in den Wäldern zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Einmal wurde dabei ein nazistisches Waffenlager gefunden, das wir einem sozialdemokratischen Vertrauensmann übergaben. Als die Eigentümer den Waffendiebstahl entdeckten, kamen sie und vandalisierten das Haus und gruben im Garten. Sie drohten damit, uns in die Luft zu sprengen. Später brannten sie uns eine Scheune ab, aber da hatten wir wirklich Waffen versteckt.

Die österreichischen Nazis waren immer die Schlimmsten, und es gab reichlich Nazis in Leoben, auch unter unseren eigenen Verwandten, und wir waren ständiger Bespitzelung ausgesetzt.

Deutsche Besetzung

Über Nacht waren wir alle deutsche Staatsbürger. Am 12. März 1938 teilte das Radio mit, dass deutsche Truppen die österreichische Grenze überschritten hatten. Es zeigte sich sofort, wer Mitläufer des Teufels war. Bauern warfen ihre Mistgabeln weg und stolzierten in schwarzen und braunen Uniformen als Zeichen ihrer neuen Würdigkeit. Alle wurden ermahnt, Hakenkreuzfahnen anzuschaffen und sie ins Fenster zu hängen, um die Befreier des Landes zu begrüßen. Viele taten es aus Angst – ich hingte schwarze Papierblumen ins Fenster (die ich noch vom Jahrmarkt hatte), aber das wurde als Hohn aufgefasst, und ein wütender Nazi riss sie herunter und hingte eine Fahne für uns raus.

Eines Tages, als ich Leoben besuchte, ergab es sich, dass ich mit den Händen in den Hosentaschen ging, als gerade SA, SS und die Österreichische Legion [Einheit österreichischer Nationalsozialisten im Deutschen Reich von 1933 bis 1938] vorbeimarschieren. Ich bekam plötzlich einen Schlag auf den Kopf. Als ich zu Bewusstsein kam, stand ein SS-Offizier über mich gebeugt und instruierte mich, dass man grüßen muss, wenn die Fahnen vorbeikommen, und versprach, dass nächstes Mal eine schlimmere Bestrafung erfolgen würde. Nach diesem Erlebnis fuhr ich nur noch ungern in die Stadt.

Vater wurde Judenknecht genannt. Er half in Heimlichkeit einigen jüdischen Geschäftsleuten, mit dem Lastauto über die Schweizer Grenze zu fliehen; sie hinterließen acht Jagdgewehre, die wir versteckten.

Drei Wochen nach Einzug der Deutschen wurde unser Haus von etwa 50 österreichischen Nazis umringt, und etwa zehn davon stürmten mit eingesteckten Bajonetten herein. Wir erkannten sie wieder – es waren alte Freunde und Nachbarn, die früher oft

unsere Gastfreundschaft genossen hatten und es sich wohl schmecken ließen an unserem gedeckten Tisch. Nun kamen sie mit anderer Einstellung: Sie drängten uns gegen die Wand und schrien uns an, Waffen, Flugblätter und Schreibmaschinen herauszugeben, wonach sie jeden Winkel durchsuchten, Möbel zerschlugen, Matratzen aufschnitten und den Fußboden aufbrachen. Wir waren zu Tode erschreckt. Als sie nichts fanden, nahmen sie unseren Vater mit und misshandelten ihn eine Woche lang.

Um unzuverlässige Personen unter Kontrolle zu haben, wurden meine älteren Brüder – wie auch andere – zum deutschen Arbeits- oder Militärdienst einberufen. Auf schwächere Personen erzielte dieser unfreiwillige Umweltwechsel auch den gewünschten Erfolg: Ein Bekannter, der sich vorher als faschistischer Kommunist ausgezeichnet hatte, kam nach einer solchen Umschulung als ebensolcher Nazi zurück. Ich selbst musste aufhören, beim Eisenwerk zu arbeiten, und wurde an eine Drehbank zur Geschossherstellung gestellt.

Die Nachbarn plagten uns ständig durch ihre Bewachung. Unserem Vater wurde mit Gefängnis gedroht, und seine Rettung war vermutlich, dass es ihm geglückt war, zehn verunglückte Kameraden bei einer Gasexplosion in der Grube zu retten. Als man ihn für seinen Einsatz dekorieren wollte, antwortete er: „Hängt euch selber die Medaille an, ihr Rotzjungen.“ Danach wurde er etwas in Ruhe gelassen.

Im November 1939 wurde ich erstmals zum Militärdienst einberufen, erhielt aber bis auf weiteres Freistellung auf Antrag des Arbeitschefs mit [der] Motivierung, dass ich bereits in der Kriegsindustrie arbeitete. Eines Tages stand ein Werkspolizist hinter mir, mit dem ich in die Schule gegangen bin, um mich zu kontrollieren und zu provozieren. Ich sagte zu ihm, er solle verschwinden. Er sagte, er müsse die „roten Jünglinge“ besonders überwachen. Da nahm ich einen Schraubenschlüssel und ging auf ihn los. Er ging zur Kanzlei und telefonierte. Nach kaum zehn Minuten waren vier SS-Leute da, die mich ins Hauptquartier brachten. Dort musste ich mir zuerst anhören, welche Lügen der Werkspolizist über mich erzählt hatte. Mit mir machte die SS nur ein ganz kurzes Verhör: „Sie sind angeklagt wegen Arbeitsverweigerung und Racheausübung gegen die Polizei.“ Gleich darauf nahmen mich zwei SS-Männer unter die Arme und führten mich in ihr Lokal. Dann schrie der eine: „Oberkörper frei machen und auf die Bank legen!“ Danach wurde ich gebunden, und beide schlugen mich mit der Peitsche auf den Rücken, bis das Blut rann. Ich wurde bewusstlos vor Schmerzen. Als ich wieder wach wurde, schleppten die beiden SS-Leute mich

aus dem Raum und setzten mich auf einen Sessel vor den Hauptsturmführer. Der sagte, es sei nicht das letzte Mal, dass ich eine Strafe bekommen habe. Dann musste ich unterschreiben, dass ich meine Rückenverletzung durch einen Betriebsunfall bekommen habe. Bevor ich gehen durfte, warnte man mich, dass ich schweigen muss: „Sie wissen ja, dass Ihre ganze Familie auf der schwarzen Liste für Dachau steht!“ Als ich nach Hause kam, fragte mich meine Mutter, wieso ich so bleich aussehe. Als sie mein blutiges Hemd, das festgeklebt war, sah, bekam sie einen Schock. Ich habe alles meinen Eltern erzählt, aber wir mussten schweigen. Bis zu meiner Einberufung war die Werkspolizei jedes Mal, wenn ich krank gemeldet war, mit dem Fiebermesser bei mir zuhause. 39 Grad war kein Fieber – rein ins Auto und zur Arbeit! In manchen Augenblicken war ich bereit zum Selbstmord.

Eines Tages, als ich das Restaurant „Glück auf“ in Seegraben besuchte, grüßte ich, wie gewöhnlich, mit „Grüß Gott“. Der Inhaber, nunmehr legitimer Nazi, Franz L., schätzte indessen nicht mehr normale Umgangsformen, sondern herrschte mich an, dass in seinem Lokal mit „Heil Hitler“ begrüßt werden soll. Während ich mein Bier trank, studierte ich die Landkarte, die an der Wand hing, auf welcher mit Nadeln der deutsche Vormarsch in Europa markiert war. L. kam heran und bemerkte spöttisch: „Was verstehst Du von dieser Karte, Bengel?“ Er ahnte nicht, dass ich bereits einen Weg suchte, aus der Gefahrenzone zu fliehen.

Deutsche Militärausbildung

Im Januar 1941 kam ein neuer Gestellungsbefehl aus Berlin, der innerhalb von 24 Stunden zur Vermeidung des Kriegsgerichts befolgt werden musste. Der Meister, der mir zweimal geholfen hatte, dass ich nicht einrücken musste, sagte leider: „Herr A., dieses Mal kann ich Ihnen nicht helfen.“ Ich stellte mich bei der nächsten Kaserne in Leoben ein und wurde von dort nach Saalfelden in Salzburg geschickt. Ich wurde als Alpenjäger ausgehoben und in eine Gebirgssanitätsersatzabteilung eingewiesen, um in acht Monaten als Sanitäter ausgebildet zu werden.

Es waren vier Sanitätskompanien, hauptsächlich bestehend aus Ärzten, Medizinern, Geistlichen und Seminaristen. Die sadistischen Befehlshaber trieben vier Mann zum Selbstmord, und ältere Männer bekamen einen Herzschlag, als sie gezwungen wurden, mit voller Packung im Schnee zu rennen. Es gehörte zum Training, die Abhänge hinaufgejagt zu werden – ich selbst war ja von zuhause gewohnt, in den Bergen zu rennen.

Nach zwei Monaten Ausbildung wurde unserer Kompanie ein Unteroffizier als Kommandant zugeteilt, der im Polenfeldzug mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden war. Ich war schockiert, da ich ihn kannte: Er war ein Polizeibeamter aus Judendorf bei Leoben, der unsere Familie gut kannte. Bald wurde ich in seine Kanzlei gerufen. Mit sehr unfreundlichen und höhnischen Worten sagte er zu mir: „Sollte ich etwas von politischen Äußerungen erfahren, werden Sie sofort zur Strafkompagnie abkommandiert. Ein Sonderurlaub kommt bei Ihnen überhaupt nicht in Frage.“ Dann schrie er: „Umkehr und aus!“

Eines Tages hatte ich den Flur und die Treppe zu scheuern. Als ich bei der letzten Stufe war, kam dieser und probierte mit dem Finger, ob alles sauber sei. „Schweinehund!“, schrie er mich an, nahm den Eimer mit dem Schmutzwasser, ging einige Stufen hinauf und schüttete es aus. „Weitermachen!“, schrie er. Ich sagte zu mir selbst: „So ein Schwein!“ Das muss er gehört haben. In derselben Nacht um 12 Uhr wurde ich geweckt: „Soldat A. mit dem Rucksack antreten!“ Ich war ganz erschrocken und stand barfuß, in Unterhosen, im März auf dem Kasernenhof. Nun musste ich Ziegelsteine in den Rucksack packen und nach seiner Pfeife laufen und hinlegen. Gleichzeitig musste ich rufen: „Ich darf nicht Schweinehund zum Befehl sagen.“ So hat er mich eine Stunde über den Kasernenhof gejagt, der war so groß wie ein Fußballplatz. Dann schrie er: „Raus mit den Ziegelsteinen aus dem Rucksack und rein in die Kaserne!“ Vor der Türe bin ich zusammengebrochen und kroch auf allen vieren, bis ich halb bewusstlos ins Bett fiel. Eines Tages Ende März marschierte die ganze Kompanie aus, um zu üben. Kommandant war wieder mein „Bekannter“ aus Judendorf. Am Heimweg sah man die Plätze, wo die Bauern Mist gestreut hatten. Plötzlich schrie er: „Soldat A. vortreten, hinlegen, kraulen, rollen und auf, marsch, marsch, laufen!“ Zum Schluss sagte er, er werde aus mir einen guten Nationalsozialisten machen. Ich sah aus und stank wie ein Schwein. In der Kaserne gab er mir den Befehl: „In einer Stunde Aufstellung auf dem Kasernenhof in tadelloser Kleidung, der Führer spricht.“ Ich hatte ja gar nichts zum Tauschen, stand in meiner nassen Uniform und fror.

Nach der Ausbildung kam ich zur Fahrschule in ein Kloster in Bregenz am Bodensee, also in [der] Nähe der Schweizer Grenze. Dort wollte ich über die Grenze fliehen, kam aber auf andere Gedanken, als ich hörte, dass vier Kameraden beim Fluchtversuch ergriffen worden sind – bei der Aufstellung wurden ihre Todesurteile verlesen, als warnendes Beispiel für uns. Nach Beendigung der Fahrschule wurde ich nach Saalfelden zurückkommandiert und musste helfen, Rekruten auszubilden. An einem Tag, als wir draußen

waren und marschierten, erhielt ich den Befehl über eine Gruppe, die rauf und runter [...] die Abhänge exerziert werden sollte. Aber ich war jung, und es gab viele Ältere in der Gruppe – als wir zu einem kleinen See kamen, kommandierte ich allgemeines Baden. Es war im Juni, und das Wasser war warm. Aber da tauchte der Kompaniechef auf und zerstörte das Vergnügen – ich wurde zu zwei Wochen Arrest bei Wasser und Brot bestraft. Mitleidige Kameraden schoben mir Wurst und Brot durchs Gitter.

Kriegskommandierung

Eines Morgens im Juli hatten wir Aufstellung in drei Gliedern, und unser künftiges Schicksal erhielt seine genauere Bestimmung. Wir wurden in zwei Gruppen eingeteilt zum Transport nach Afrika und nach Russland. Ich hatte mit einem Kameraden vereinbart, dass wir zu den Engländern desertieren wollten, wenn wir nach Afrika geschickt würden. Aber ich wurde nach Russland kommandiert. Wir marschierten zum Bahnhof und wurden in Güterwagen nach Deutschland transportiert. In München übernachteten wir, und dort traf ich ein junges Mädchen und versuchte, bei ihr den Ernst der Stunde zu vergessen. Am Tage danach rollten wir weiter nach Hamburg, wo ein Fliegeran[griff] uns in die raue Wirklichkeit zurückrief und uns eine Vorschau davon gab, was uns am Schluss der Reise erwartete.

Auf dem Bahnhof in Kopenhagen strömten von allen Seiten Alpenjäger hinzu. Ein Lautsprecher rief: „Urlauber, die mit dem Zug nach Deutschland wollen, bitte Platz nehmen ...“, aber in Wirklichkeit ging der Zug natürlich nordwärts nach Helsingör [Dänemark], wo wir die Rollgardinen herunterziehen mussten und mit der Fähre nach Schweden überschifft wurden.

In Helsingborg [Schweden] stiegen schwedische Offiziere an Bord und wurden von ihren deutschen Korpsbrüdern zu einem gemütlichen Zusammensein eingeladen. Ungefähr 200 Soldaten – die meisten Österreicher – wurden in den überfüllten Zug gedrängt und versuchten, sich die Langeweile und Ungewissheit mit Gesang und Kartenspiel hinter herabgelassenen Gardinen zu vertreiben.

In Kiruna durften wir aussteigen und uns die Beine [ver]treten. Der Gedanke an Flucht hatte neue Nahrung bekommen, als wir durch neutrales Land fuhren, und ich wartete eine geeignete Gelegenheit ab, aber der Zug war gut bewacht, und das freundschaftliche Verhältnis zwischen den deutschen und schwedischen Offizieren verhiess nichts Gutes. Außerdem wurden wir gewarnt: Wer entläuft, wird unmittelbar ergriffen und zurückgebracht.

Der Zug rollte unwiderruflich weiter, und Mitte Juli kamen wir in Narvik [Norwegen] an, wo wir in Baracken einquartiert wurden, im Warten auf weiteren Transport. In Narvik war die Zerstörung groß, der Hafen war entzweigesprengt und voll von gesenkten Fahrzeugen. Es landeten Lastschiffe mit Särgen gefallener Soldaten. Ich ging in der Stadt herum und wurde mit vielen Norwegern bekannt, sie konnten unterscheiden zwischen Deutschen und Österreichern und kannten das Edelweißabzeichen, das Symbol der Alpenjäger, das wir auf dem Ärmel hatten. Ich verschenkte Tabak und kam ins Gespräch mit Fischern, die Boote neben den deutschen Kriegsschiffen verankert hatten. Auf einem Friedhof wurde ich von einem norwegischen Lehrer angesprochen, der mir helfen wollte, nach Schweden zu fliehen ... Aber ich war misstrauisch und wusste nicht, ob es nicht eine Provokation war und in welches Lager man ihn platzieren sollte.

Zur Front

Am 25. Juli – nach zehn Tagen Ruhe – wurde ich zusammen mit 2.000 Mann an Bord eines Transportschiffes gebracht und verließ am Nachmittag Narvik – wir hatten gehört, dass die Fahrt gefährlich sein solle. Als wir aus dem Fjord herauskamen, wurden wir in einen Konvoi mit zehn gleichartigen Transportschiffen eingereiht und wurden von deutschen Kriegsfahrzeugen eskortiert. Aber auf dem offenen Meer lauerte die Gefahr, und als wir in der Nacht auf gleicher Höhe mit Tromsø waren, brach das Inferno los. Schiffe vor und hinter uns wurden torpediert und in die Luft [gesprengt], Munition explodierte, und der Todesschrei von Menschen und Pferden – die auf dem Vorderdeck angebunden standen – drang durch die Nacht. Wrackteile, Mützen und andere lose Gegenstände [schwammen] im Wasser. Als wir am Morgen in Hammerfest landeten, fehlten fünf Transportschiffe im Konvoi, und Tausende von jungen Männern waren für immer weg, verschluckt vom Meer außerhalb einer fremden Küste. Für sie war der Krieg zu Ende, ehe er begonnen hatte.

Einige Tage später liefen wir Kirkenes ohne weiteres Intermezzo an. Aber dort bekam ich wieder einen Schock. Als wir am Kai anlegten, waren russische Kriegsgefangene – bewacht von SS-Männern – dabei, ein Schiff zu löschen. Es wurde entdeckt, dass eine Flasche Wein in der Last fehlte, und zehn Russen wurden herausgenommen und auf ein Lastauto getrieben, zu einem Friedhof gefahren und sofort erschossen.

In Kirkenes erhielten wir Kriegsausrüstung und wurden schon am nächsten Tag nach Petsamo [Finnland; heute: Russland] transportiert. Dort gab es Massengräber mit Tausenden von gefallenen Soldaten. Wir fuhren hinein nach Russland und über die erste

Brücke, die von Waffen-SS bewacht war, und sahen durch das Fenster Leute im deutschen Arbeitsdienst, die schwer mit Wagarbeiten [beschäftigt waren]. Nach weiteren zehn Kilometern passierten wir den Fluss Liza, wo wir in Alpenjägerregimente eingeteilt wurden und den Marsch zur Front antraten.

Es war ein grässliches und schockierendes Bild, das uns beim Marsch durch die düstere und zerschossene Tundralandschaft begegnete. Zerrissene Leichen lagen an der Seite des Weges, der Geruch war widrig und schwer zu ertragen. Die meisten waren gefallene Russen, da die Deutschen vorher weggeschafft [worden] waren, und sie zeugten davon, dass hier erst neulich Kämpfe stattgefunden haben. Es waren die furchtbaren Spuren nach Dietls [Eduard Dietl, deutscher General] erster missglückter Offensive gegen Murmansk [Sowjetunion] am 21. Juni 1941. Wir wussten, wohin wir auf dem Weg waren, dass wir die Lücken in der deutschen Armee füllen sollten, und hatten eine Vorschau erhalten auf unser eigenes Schicksal auf diesem Weg, der zum Tod führte. Mir wurde übel, und ich konnte hinterher eine Woche lang nichts essen.

Im Feuer bei Murmansk

Es war Ende Juli, und Dietl hatte bereits seine zweite Offensive gegen Murmansk eingeleitet. Wir mussten sofort in Stellung gehen, als wir zur Front kamen – die in diesem Abschnitt von drei Alpenjägerregimentern verteidigt wurde. Die zerbombte Natur – ein niedrig gewelltes Sumpfgelände und steiniger Birkenwald – gab eine öde Einrahmung des Kriegsschauplatzes. Hinter uns grollten dumpf die deutschen Kanonen, die die russischen Verteidigungsstellungen beschossen, von wo das Feuer nur sporadisch erwidert wurde.

Schließlich kam der An[griffs]befehl – da öffneten sich plötzlich die Pforten der Hölle, und die russischen Kanonen [spien] ihr vernichtendes Feuer über uns. Ich sprang im Granatregen um mein Leben und wusste nicht, wie ich allen Verwundeten helfen sollte, die auf meinem Wege lagen. Ein Artillerieeinschlag neben mir überschüttete mich mit Erde, und ich verlor für eine Weile das Bewusstsein, aber ich erhob mich und war unverletzt. Ringsumher gefallene Soldaten und Sanitäter, die liegen blieben.

Der deutsche An[griff] wurde gebrochen, und die Verluste konnten in Tausenden an Toten und Verwundeten gerechnet werden. Die Stellungen waren beim russischen Gegenangriff unmöglich zu halten, und in der Nacht zogen sich die verbliebenen Kräfte zurück. Es folgte ein Stellungskrieg von einer oder zwei Wochen, wo wir vor- und zu-

rückgeworfen wurden und in Nahkämpfe verwickelt waren. Es war heiß, und die Liza war voll von Leichen – der Wind führte einen widrigen Gestank von den Gefallenen im Niemandsland mit sich.

Es kam Verstärkung: Ein Bataillon gut gedrillter Elitesoldaten aus der Waffen-SS marschierte mit entschlossenem Stiefelstampf vorbei, bewaffnet von Kopf bis Fuß, und gab uns höhnische Zurufe: „Ihr Bauerntölpel, in vier Tagen werden wir Murmansk einnehmen, das werden wir euch beweisen.“ Mit einem Pfeifensignal führten sie uns zu einem neuen An[griff]. Aber wieder brach die Hölle über uns herein, die russische Artillerie öffnete Sperrfeuer mehrere Kilometer breit, die Erde erbebt, und ich glaubte, die ganze Welt sollte untergehen. Das Elitebataillon wurde niedergemäht, und unter den verzweifelten Schreien der Verwundeten hörte man auch hilfloses Wimmern nach der Mutter. Ein SS-Offizier versuchte mit der Pistole, mich in die schlimmste Feuerlinie zu zwingen, damit ich Hilfe geben sollte, aber glücklicherweise kam mir mein eigener Vorgesetzter zu Hilfe und rettete mich vor einem sinnlosen Tod. Das SS-Bataillon wurde vollständig aufgerieben, und die wenigen Überlebenden wurden von den Russen gefangen genommen.

Die Verluste waren vernichtend – die Alpenjägerbataillone waren von 1.200 Mann auf 140 Mann geschrumpft, und es ging nicht mehr, die ursprüngliche Einteilung aufrecht zu erhalten, sondern die Reste der verschiedenen Bataillone mussten zusammengeschlagen werden. Von anfangs 100 Sanitätern war ich der einzige Überlebende, der noch nicht verwundet war. Das Essen war schlecht, und viele erkrankten und starben an Magenkrankheiten. Die Krankenpflegearbeit war unmenschlich hart, und es war kaum auszuhalten, alle die Krüppel zu verbinden, die Arme und Beine verloren hatten. Von einem Sanitätssoldaten wurde gefordert, dass er mit gleichem unverwegenen Mut kämpfen und Verwundete verbinden sollte. Außerdem wollten wir Statistik führen über Verwundete und Tote. Wer das nicht schaffte, wurde mit Kriegsrecht bedroht, und viele verschwanden auf diesem Weg.

Es geschah, dass ich auf dem Schlachtfeld verwundete Russen traf, die ich auch verband. Manche zeigten Fotografien von ihrer Familie – aber die SS stoppte diese Sorte von Mitmenschlichkeit und befahl mir, sie stattdessen zu erschießen. Ich führte diesen Befehl nie aus. Einmal kam ein russischer Soldat uns auf unserem Weg entgegengelauften, und ich bekam von einem österreichischen Korporal (Gefreiten) Befehl, ihn zu erschießen. Als ich mich weigerte, entriss er mir die Pistole, um die Sache selbst zu ordnen, aber das Magazin war leer und die Waffe klickte zu seiner sichtbaren Verärgerung.

Es geschah mehrere Male, dass ich aufwachte – nachdem ich die Nacht in einem Laubhaufen im Freien verbracht hatte – und mich unerwartet Auge in Auge mit russischen Soldaten auf Erkundungsauftrag hinter unseren Linien befand. Es gehörte zu den angenehmeren Erlebnissen an der Front, dass sie mir niemals etwas getan haben, wir starrten nur einander an, ehe sie im Dunkeln weiterschlichen.

Ich hatte Angst und war schockiert durch die Kriegserlebnisse, das sinnlose Leiden und Töten, und dachte mehrmals daran, zu fliehen und mich den Russen zu ergeben, aber ich hatte einige gesehen, die es versucht hatten [und] mit Maschinengewehrfeuer niedergemäht wurden.

Eines Tages sah ich, wie ein Alpenjäger von meinem Bataillon sich zu einem riskanten Ausflug in das gefährliche Terrain vor den russischen Scharfschützen begab. Bewaffnet mit Gewehr und Bajonett und mit einer Decke unter dem Arm, ging er unbekümmert auf eine Anhöhe hinauf. Ich verfolgte sein dummdreistes Vorhaben mit dem Fernglas. Er nahm Steine auf und baute sich ohne besondere Eile eine kleine Barrikade, und als er damit fertig war, legte er sich sorglos auf die Decke hinter seiner Mauer zur Ruhe. Aber die Ruhe war nur von kurzer Dauer, eine russische Granate explodierte nahebei und schreckte ihn auf, und im nächsten Augenblick schlug ein neues Geschoss genau in die Steinmauer und schlug sie in Stücke. Er schrie, und ich rannte zu ihm hinauf, und es glückte mir, ihn hinter einen Stein in Sicherheit zu schleppen. Er war von den Granatsplittern im Schenkel verwundet, und ich legte den ersten Verband, ehe ich ihn weitertrug hinter unsere Stellungen.

Er hieß Franz S., 18 Jahre alt, von Wien. Ich hatte schon früher von ihm sprechen gehört, weil er anders war als die Menge und als eigentümliche Figur betrachtet wurde. Er trank Wodka von den Russen, den er gefunden hatte, und fragte mich geradeaus, ob ich Nazi war und ob ich für den Krieg war. Da ich das verneinte, schlug er mir ohne weiteres vor, dass wir zusammen flüchten sollten. Er sagte, dass er ein neutrales Land kenne – er erwähnte auch, dass sein Vater Sozialdemokrat war. Ich überwies meinen neu gewonnenen Verbündeten zum Hauptverbandplatz hinter der Front und nahm seinen Vorschlag nicht so ernst. Nach einer Woche hatte er seine Kräfte wiedererlangt und kam angelaufen, angetan mit einem Rucksack voller Proviant, und hatte auch eine Feldkarte von Nordfinnland, die er einem deutschen Offizier gestohlen hatte. Am gleichen Abend machten wir uns auf den Weg.

Flucht durch Finnland

Es war abends am 17. Sept. 1941, als wir die Front verließen, und im Schutz der Dunkelheit begann unsere gefahrvolle, ungewisse Wanderung westwärts. Es war kalt, es hatte bereits zu schneien angefangen, und wir waren schlecht gerüstet für den herannahenden Winter. Im Rucksack hatten wir Konserven für eine längere Flucht sowie Handgranaten und Munition für unsere Pistolen, falls jemand versuchen sollte, uns zu hindern. Wir versuchten, so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu wecken, und lagen eine Weile abwartend auf einem Plateau in der gefährlichen Nachbarschaft. Auf dem Wege darunter stand ein Krankenauto [...], und wir [entschlossen] uns dazu, [dieses in Beschlag zu nehmen] – in einem unbewachten Augenblick setzten wir unseren Plan [in die Tat um].

In meiner Tasche hatte ich eine selbst gefertigte Einweisung ins Militärlazarett in Petsamo, ausgestellt auf den granatverletzten Franz S., aufgrund innerer Komplikationen. Im Krankenlager hatte er schon innere Blutungen simuliert, indem er Preiselbeeren in den Stuhlgang mischte, was einen Arzt veranlasste, ihn einige weitere Tage krank zu schreiben. Wir hofften, dass die Deutschen begreifen würden, dass solche Schäden einen Krankentransport erforderten, und mit dem Patienten hinter mir im gestohlenen Auto setzte ich mich ans Steuer und fuhr zur Liza. Die Brücke war durch Wachtposten der Waffen-SS gesperrt, aber die gefälschte Einweisungsorder erwies sich als gangbarer Passierschein, die Schranke hob sich und mit dem Herzen in der Halsgrube verließen wir schnellstens das gefährliche Gebiet, ohne zurückzublicken. Das Benzin ging natürlich nach einer Weile zu Ende, aber der Zufall – der öfters unser Wegbegleiter zur Freiheit werden sollte – wollte es, dass ein deutscher Infanterist auf einem Motorrad mit Beiwagen auftauchte. Er nahm uns mit und brachte uns bis Petsamo. Bis hierhin – aber nicht weiter – war der gefälschte Passierschein anwendbar, und wir mussten nun einen neuen Fahrplan ausfindig machen.

In weiterer Folge ergriffen die beiden die Chance, mit einer deutschen Lastwagenkolonne mitzufahren. Als ein Offizier am nächsten Tag nach dem Grund ihrer Anwesenheit fragte, sprangen beide vom fahrenden Wagen und verschwanden in den Wald. Sie wurden glücklicherweise nicht verfolgt und konnten mit einer anderen Kompanie weiterfahren. Der Hauptfeldwebel dieser Einheit stellte den Flüchtigen noch Zugtickets aus, um nach Kemi zu gelangen, wohin ihr Stab – wie sie dem Offizier gegenüber behauptet hatten – verlegt worden sei. Sie setzten ihren Weg Richtung Tornea an der schwedischen Grenze fort, stiegen in Kalajoki aus, um dort bei einer finnischen Familie zu übernachten und untertags die Lage in Tornea auszukundschaften. Am nächsten Abend wagten sie den Schritt über die schwedische Grenze entlang eines zugefrorenen Flusses.

Flucht in Schweden

Die Flucht war geglückt, und wir befanden uns in einem freien Lande. Zum ersten Mal während des Krieges fühlte ich mich sicher. Wir hielten einen Bus an, der auf dem sparsam [befahrenen] Weg längs des Flusses (Torne Älv) fuhr, und konnten mitfahren. Die Fahrgäste guckten verwundert auf unsere fremden Uniformen, aber das beunruhigte uns nicht, wir waren ja in einem freien Lande. Auch als der Bus schließlich hielt und einige zivilgekleidete Polizisten einstiegen und uns mitnahmen, kannten wir keine Angst. Sie brachten uns zur Polizeistelle in Kalix, wo wir die Nacht im Arrest verbrachten.

Wir dachten, die Gefahr sei vorüber und der Krieg sei zu Ende für uns, und rechneten höchstens damit, eine Zeit lang interniert zu werden. Aber wir waren unwillkommene Gäste, und die Polizei war verwirrt über unser Erscheinen. Auf der Polizei in Lulea – wohin wir am nächsten Tag zum Verhör gebracht wurden – unterrichtete man uns, dass wir ohne weitere Formalitäten zurück über die Grenze gebracht werden sollten.

Es war dunkel, als wir nach Övertornea kamen, aber wir konnten die finnischen Grenzposten undeutlich auf der anderen Seite des Älv erkennen. Wir bekamen unsere Pistolen zurück und bekamen einen Weg angewiesen, auf dem man unbemerkt über das Eis kommen konnte. Die Scheinwerfer der Polizei erleuchteten den Weg und hielten ein wachendes Auge auf uns, als wir unsere einsame Wanderung zurück begannen. Aber bevor wir zum Älvstrand kamen, glückte es uns, vom Weg abzuweichen und im Dunkeln zu entkommen. Nach einigem Herumirren kamen wir auf ein Eisenbahngleis, dem wir folgten, und in der Nacht kamen wir ungesehen nach Haparanda.

Wir nahmen das Risiko in Kauf, am ersten Haus, wo Licht war, anzuklopfen. Eine verwunderte Familie ließ uns herein, und wir berichteten der Tochter, die etwas Deutsch konnte, unsere Geschichte. Man begegnete uns mit Verständnis, und wir erhielten Nachtlogis. Am nächsten Tage erhielten wir Zivilkleider und zerschnitten unsere Uniform zu Webstreifen für Teppiche und verbrannten unsere Ausweispapiere. Der Sohn des Hauses setzte sich mit einigen Kommunisten in Verbindung, und wir bekamen den Rat, uns nach Süden zu begeben oder zum Volkshaus in Gällivare. In der Nacht beschaffte er uns Fahrräder, auf welchen wir Haparanda verließen.

Im Volkshaus in Gällivare wollte man uns nicht aufnehmen, und in dem Hotel, wo wir übernachteten, rief man die Polizei an, die kam und uns wieder abholte. Wieder wurden wir nach Lulea gebracht und dann zurück zur Grenze. Wir verstanden, dass wir kämpfen mussten für unser Leben, und auf dem Wege nach Haparanda – wo wir unbewacht auf dem Rücksitz des Autos hinter den zwei Polizisten saßen – öffneten wir die Tür und warfen uns desperat in ziemlich hoher Fahrt aus dem Auto. Wir wurden natürlich bald wieder eingefangen. Die Polizisten drohten uns zu schießen, wenn wir nochmals einen Fluchtversuch machen sollten, und fesselten uns mit den Leibriemen. In Kalix bekamen wir dann auch Handfesseln und wurden dann in voller Fahrt nach Övertornea gefahren. Dort wurden wir der Sicherheit halber über die Grenze begleitet und der finnischen Polizei übergeben.

Wir wurden unter deutsche Militärbewachung gestellt, bestehend aus fünf bis sechs Offizieren und Soldaten, und erwarteten unser Schicksal in einer Baracke. Wir hörten, dass sie in Rovaniemi [Finnland] anriefen, und verstanden aus dem Gespräch, dass die Gestapo kommen sollte, um uns abzuholen. Aber als die Deutschen essen gingen und nur einen Soldaten zur Bewachung zurückließen, nutzten wir unsere letzte Chance. Franz bat, draußen seine Notdurft verrichten zu dürfen, und als der Soldat mit ihm hinausging, schlich ich durch die Tür und rannte davon. Irgendwie glückte es meinem Kameraden, sich frei zu schlagen, und ich bemerkte, dass er zum Fluss sprang. Ich verirrte mich nordwärts, hörte, dass die finnische Polizei mich mit Hunden jagte, und war mehrere Male nahe daran, festgenommen zu werden. Im Schutz der Dunkelheit glückte es mir allmählich, zum Fluss herunter zu gelangen, und bei einer Art Teichanlage – wo es eisfrei war – überquerte ich den Fluss, auf einem Baumstamm im eiskalten Wasser reitend, und kam zur schwedischen Seite.

Herr A. wurde jedoch von schwedischen Polizisten entdeckt, flüchtete in einen Wald und kam zum gleichen Haus, in dem er zwei Tage zuvor bereits aufgenommen worden war. Dort traf er auch seinen Kameraden an. Nach drei Tagen fuhren die beiden in der Dunkelheit auf einem Güterzug südwärts. Als sie von einem Eisenbahnarbeiter entdeckt wurden, flüchteten sie wieder in den Wald. Mit gestohlenen Fahrrädern setzten sie bei Nacht ihren Weg Richtung Süden fort. Untertags schliefen sie in Scheunen und ernährten sich von Preiselbeeren und gestohlener Milch. Weil Franz kein Licht am Fahrrad hatte, wurde er von einem Polizisten gestoppt, der ihn zur Polizeistation brachte. Herr A. fuhr alleine weiter und übernachtete bei einem Bauern, wo er am nächsten Morgen von zwei Polizisten geweckt und zur Kriminalpolizei nach Stockholm gebracht wurde.

Ich wurde eine Woche lang einem pressenden Verhör ausgesetzt, der Kommissar Sandell hatte sadistische Neigungen und drohte mir mit allen möglichen Folgen, während er mich an Haaren und Ohren zog. Ich wurde in mehreren Sprachen verhört, spielte aber taubstumm und tat, als ob ich nichts verstehe. Schließlich kam jedoch einer der Polizisten von Lulea und identifizierte mich. Ich bekam auch zu wissen, dass Franz ebenfalls hier bei der Kriminalpolizei war und in einem anderen Raum verhört wurde.

Wir erhielten einen schriftlichen Ausweisungsbefehl und wurden in einen Zug gesetzt, der wieder nach Norden ging, begleitet von zwei Polizisten. Der eine der Polizisten war Nazisympathisant und zeigte sichtbare Befriedigung über seinen Auftrag. Er drohte damit, dass es „direkt knallen“ würde, wenn wir versuchten zu fliehen. Da ich gerade während der Reise meinen 21. Geburtstag hatte, spendierte er Torte und gratulierte mir – wie er hoffte – zu meinem letzten Geburtstag. Aber in Haparanda erwartete uns die Polizei, die uns mitteilte, dass ein Telegramm vom [schwedischen] Sozialminister Gustav Möller gekommen war, wonach der Ausweisungsbefehl nicht vollzogen werden solle. Es war mein Kamerad, der einen Brief an diesen sozialdemokratischen Minister geschrieben hatte, und ein hilfreicher Polizist beim Kriminalamt, der Tuveesson hieß, hatte ihn eigenhändig überreicht.

Der Nazisympathisant machte auf jeden Fall einen letzten Einsatz, indem er nach Finnland rüberfuhr und dort unsere Namen angab und den Verlauf der Geschehnisse. Aber wir waren endlich gerettet und waren froh darüber, dass wir im Gefängnis in Lulea bleiben konnten.

Das Gefängnis

Das Gefängnis war ein trister, unmoderner Bau, der im Winter durch einen großen, zentral platzierten Holzofen erwärmt wurde. Anfangs fand ich, dass es warm und schön war, die Tage dort zu verbringen, bedeutend angenehmer als in Murmansk zu liegen. Aber Tage, Wochen und Monate vergingen, ohne dass irgendetwas geschah – keiner schien irgendein Interesse für uns zu zeigen. Es wurde Internierung genannt, aber in Wirklichkeit saßen wir im Gefängnis. Wir bekamen nichts zu hören, und ich verstand nicht, warum wir eingesperrt waren wie Verbrecher – wir hatten doch nichts Böses getan, sondern hatten im Gegenteil Abstand genommen vom Bösen. Später begriff ich, dass wir als deutsche Deserteure als brenzlige Sache betrachtet wurden, die am besten zu vergraben ist. Die schwedische Neutralität hatte im Kriegsjahr 1943 empfindliche Nerven.

Neun Monate lang saß ich isoliert in einer Zelle von 2 x 3 m, allein und ohne mit jemand in der Muttersprache reden zu können. Ich durfte Franz nicht treffen und wusste anfangs nicht, wo man ihn eingesperrt hatte. Die einzige Unterbrechung war das tägliche Herumlaufen von einer Stunde im Gefängnishof, wo es im Winter kalt und unbehaglich war. Die Ungewissheit und Beschäftigungslosigkeit wurden zum Schluss unerträglich, und ich glaubte, dass ich verrückt werden würde. Ich bekam Schweißausbrüche und sprang gegen die Zellentür, um mich herauszuschlagen. Ich wurde von Albträumen über Krieg und Gestapo – die mich jagten – gequält. Das Essen war schlecht und unzureichend, Brotscheiben, Wurst und Brei waren das stehende Gericht morgens und abends, und meine Kräfte nahmen ab. Manchmal träumte ich von Gulasch und Wiener Schnitzel.

Meine Gesundheit verschlechterte sich sowohl physisch wie psychisch. Ein Geistlicher kam jeden Sonntag, aber er musste ein Abgesandter des Teufels gewesen sein; denn das Einzige, das er in gebrochenem Deutsch verkündete, war, dass ich ausgeliefert werden sollte. Als ich über Schmerzen im Zwerchfell klagte und zur Krankenbaracke gebracht wurde, wurde ich von einem Arzt empfangen, der sich als kompetent ansah, mir vorzuwerfen, dass ich meine Pflichten im deutschen Sanitätterdienst verletzt habe. Er faselte etwas von „unserem deutschen Bruderblut“ und meinte, dass ich mich schämen müsse, dass ich meine Landsleute verbluten lasse. Das war die ganze Behandlung, und vermutlich meinte er, dass das die passende Medizin sei.

Ich musste einen Monat mit furchtbaren Zahnschmerzen verbringen, bevor ich zur Behandlung ins Krankenhaus Lulea kommen durfte. Leider zogen sie mir zwei gesunde Zähne und ließen den schmerzenden Zahn im Munde. Ich hatte dann mehrere Monate Zahnschmerzen, bis der Zahn wegfaulete. Später wurde mir nicht erlaubt, dass ich zum Zahnarzt zurückgehen durfte, was ich als eine Art Tortur auffasste – man kann einen Gefangenen auf viele Arten plagen, unter anderem dadurch, ihm nicht zu helfen.

Ich war dem Faschismus in vielerlei Gestalt begegnet, im Arbeitskleid des Bauern, in der Uniform des Polizisten, im schwarzen Mantel des Geistlichen und im weißen Rock des Arztes. Im Gefängnis trat er auch in der Uniform des Kommandanten auf: Er war ein Mann, der strahlenden Humor aufwies, solange die deutschen Waffen Erfolg hatten. Aber unter dem Wachpersonal gab es auch anständige Leute, die eine nüchterne politische Auffassung hatten. [...]

Durch den so genannten Dschungeltelegraf kam ich eines Tages in Kontakt mit Franz, der sich in der Zelle unter meiner befand, und mittels einer Schnur konnten wir durchs Gitterfenster Briefverbindung herstellen. Gemeinsam schrieben wir auch einen Klagebrief an Gustav Möller, bekamen aber nie eine Antwort, vermutlich kam er nicht weiter als bis zum Wachpersonal. Leider wurde unser heimlicher Kontakt entdeckt mit der Folge, dass Franz in eine andere Zelle – ohne Reichweite für meine Schnur – verlegt wurde.

Eines Tages hörte ich einige, die auf der Treppe laut schimpften, und ich erkannte die Stimme von Franz – dann hörte ich einen Bums, und als ich einen Wächter fragte, was passiert ist, antwortete er, dass mein Kamerad die Treppe heruntergefallen war und sich den Kopf angeschlagen habe. Er selbst sagte mir später, dass ihn ein Wächter hinuntergestoßen hatte und dass das dann die Ursache war, dass er danach epileptische Anfälle bekam.

Es glückte uns, erneut Kontakt über den Dschungeltelegrafen zu bekommen, und Anfang Mai kam von Franz die Mitteilung, dass noch ein Österreicher ins Gefängnis gekommen sei. Offensichtlich war man der Meinung, dass er einen ungefährlichen Einfluss habe; denn er durfte die Zelle mit Franz teilen. Ich sah ihn einige Tage später, als er mit feinen Lederstiefeln auf und ab marschierte auf dem Gefängnishof. Er hieß Fürst und war ein Alpenjäger aus Salzburg. Als wir bekannt wurden, prahlte er gerne über die nazistische Haltung seines Vaters und sagte, dass er stolz sei, dass er Soldat in der deutschen Armee sei. Aufgrund unglücklicher Umstände passierte es ihm jedoch, eine Einstellung zu versäumen, und aus Angst vor Strafe wäre er dann einsam in Nordnorwegen herumgeirrt, bis er aus Versehen die schwedische Grenze überschritten habe. Er habe seinen Fehltritt bereut und um Auslieferung ersucht – aber man hält ihn gegen seinen Willen zurück.

Nach monatelangem geduldigen Feilen mit einer alten Messerschneide war es mir fast geglückt, das Gitterfenster abzuheben, als ich endlich auf dem Hof Franz zusammen mit dem Neuangekommenen traf. Sie hatten bereits einen Fluchtplan aufgestellt, und wir beschlossen, ihn sofort auszuführen. In einem unbewachten Augenblick zogen wir eine Holzkarre hervor und stellten sie wie eine Leiter gegen die Mauer, eine drei Meter hohe Plankenwand mit Stacheldraht, wo wir hinaufkletterten und runtersprangen. Bedauerlicherweise brach sich Franz dabei den Oberschenkel und blieb hilflos liegen, als er auf der anderen Seite aufschlug, während wir beiden anderen zusammen wegliefen, um zu versuchen, aus der Stadt herauszukommen.

Auf ihrer Flucht brachen die Männer in Ferienhäuser ein, um Essen und Kleidung mitzunehmen, wurden dabei jedoch von der Polizei ergriffen und wieder zurück ins Gefängnis gebracht. Am 13. August 1942 wurden sie vom Gericht in Nederlulea zu drei Monaten Haft verurteilt. Als Alternative wurde ihnen die Ausweisung angeboten. Nach insgesamt 16 Monaten in der Zelle verlegte man Gottfried A. und Franz S. im April 1943 schließlich in ein Internierungslager.

Internierungslager

Wir wurden in ein provisorisches Internierungslager im Kalmar-Schloss gebracht, das bevölkert war von Flüchtlingen verschiedener Nationalitäten. Ich erholte mich und begann, Zukunftshoffnungen zu hegen. Franz schrieb an Bruno Kreisky in Stockholm, der zu Besuch kam und versprach, uns zu helfen. Nach vier Monaten kamen wir zum Langmora-Internierungslager in Dalarna.

Während einer dreitägigen Urlaubsreise nach Stockholm, wo wir Kreisky besuchten, kamen wir in Kontakt mit einer Familie Eriksson, die Sozialdemokraten waren und gewissen politischen Einfluss hatten. Sie half uns, so dass wir nach vier Monaten in Langmora die Erlaubnis erhielten, mit dieser Familie als Bürge in Stockholm wohnen zu dürfen. Wir bekamen einen schwedischen Fremdenpass, uns war aber verboten, die Stadt während der Dauer des Krieges zu verlassen. Erst 1946 wurde der Auslieferungsbeschluss aufgehoben.

Warum ich und mein Freund desertierten

Ich war schon seit 1934 in einer illegalen Jugendgruppe der „Revolutionären Sozialisten“ für ein demokratisches Österreich tätig. Der Vater meines Freundes war Schutzbündler und nahm am Februar-Aufstand [1934] teil. Er war mehrere Jahre in Haft. Mein Vater war aus dem gleichen Grund sechs Monate eingesperrt im Bezirksgericht Leoben und war psychischer Tortur ausgesetzt. Man hat keine Rücksicht auf meine Mutter genommen, die mit acht Kindern alleine dastand. Nur Bekannte und uns nahe stehende Leute haben uns geholfen.

Von Murmansk über Finnland nach Schweden zu kommen war eine weite Strecke und ein schwerer Entschluss. Doch wir wagten es, weil wir mit diesem Krieg nichts zu tun haben wollten und für ein freies Österreich waren. In Schweden war ich aktiv in der „Österreichischen Vereinigung“. Obmann war Bruno Kreisky.

Wir lebten unter großem Druck

Maria Springer, Österreich, geboren 1923

Maria Springer wurde am 27. Juni 1923 in Innsbruck geboren. Ihre Mutter Katharina Entacher und ihre Schwester Hilde wurden aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu den ZeugInnen Jehovas von den Nationalsozialisten verfolgt und mehrmals inhaftiert. Maria Springer musste daher bereits als 17-Jährige ihren Vater und ihren kleinen Neffen versorgen. Sie fühlte sich überdies dazu verpflichtet, auch den Lebensgefährten ihrer Schwester Hilde, Alois Lanthaler, einen der führenden ZeugInnen Jehovas, der immer wieder bei Familie Entacher Unterschlupf fand, zu verstecken und mitzuversorgen. Aus diesem Grunde musste Maria Springer ihren Beruf aufgeben und stand unter großem Druck. Ihrem Mut ist es auch zu verdanken, dass sie das im Gefängnis geborene Baby ihrer Schwester nach Hause in ihre Obhut bringen konnte.

Als meine Mutter Katharina Entacher und meine Schwester Hilde 1940 wegen ihres Glaubens als Zeugen Jehovas ins Gefängnis kamen, taten meine Schwester Elsa und ich unser Möglichstes, um unseren Vater Georg und unseren Neffen Walther zu betreuen. Im Frühjahr 1944 wurde es aufgrund der erneuten Inhaftierung meiner Mutter und Schwester für mich dringendst erforderlich, meine berufliche Laufbahn als Kindergartenpraktikantin aufzugeben, um die Pflege und Versorgung meines Vaters und meines 9-jährigen Neffen zu übernehmen. Zu all dem kam die moralische Verpflichtung hinzu, bereit zu sein

für Herrn Alois Lanthaler, einen wegen seines Glaubens Verfolgten und Gejagten, im Untergrund Lebenden, zu sorgen. Das wurde zu einer sehr großen Belastung und Herausforderung für mich und meinen Neffen. Denn weder mein Vater [dieser war kein Zeuge Jehovas] noch Verwandte, Freunde und Nachbarn durften das Geringste wahrnehmen. Wir lebten unter großem Druck und großer Anspannung. Nie waren wir sicher vor polizeilichen Kontrollen oder Hausdurchsuchungen. Ein weiteres Erschweris und eine Härte ergaben sich, da wir mit nur zwei Lebensmitteln noch eine dritte erwachsene Person verpflegen mussten. Das verlangte von uns viele zusätzliche Opfer, ganz zu schweigen von meinen finanziellen. Alle meine Ersparnisse wurden aufgezehrt.

Etwa im Mai 1944 getraute ich mich, einen Vorstoß zu unternehmen, um für meine Mutter und Schwester eine Erleichterung zu erbitten. So fuhr ich nach München, suchte im Präsidium die Abteilung der Geheimen Staatspolizei und kam so zu dem zuständigen Kommissar Grimm. Das Gespräch verlief irgendwie positiv. Herr Grimm machte mir Hoffnung, das Baby meiner Schwester Hilde nach dessen Geburt übernehmen zu können, und versprach mir auch Schreiberlaubnisse und sogar Besuche bei meiner Mutter im Lager Pfettrach [heute Ortsteil von Altdorf in Niederbayern] bei Landshut. So kam es, dass ich dann im Juni 1944 die kleine Luise unter schwierigen Umständen aus dem Zuchthaus Aichach [Bayern] abholen konnte. Von da ab waren dann beide Kinder von Hilde in meiner Obhut.

Frau Springer setzte sich auch unermüdlich für die Freilassung ihrer Schwester ein, wie folgender Brief von ihr an Kommissar Grimm bezeugt:

Werter Herr Kom. Grimm!

Bezug nehmend auf ein Schreiben v. meiner Schwester Hilde, wende ich mich heute mit einem besonderen Anliegen an Sie. Bei meinem Besuch in Aichach, betreffs Abholung des Kindes von Hilde, musste ich sehen, wie zermartert u. krank meine Schwester darniederlag (durch 2 Brustoperationen). Mir ging es nicht in den Sinn, dass man ein armes Menschengeschöpf, das seelisch u. körperlich so geschwächt ist, schuldlos, denn ich zweifle keinen Augenblick daran, dass Hilde ohne Schuld im Gefängnis sitzt, so der Freiheit beraubt.

Unwillkürlich muss man sich fragen, wer hat da einen Nutzen, wenn Hilde krank darniederliegt u. somit vernehmungsunfähig ist, ja nur eine große Last für alle umgebenden Menschen ist. Ich bitte Sie herzlich, meine Worte richtig zu verstehen.

Berücksichtigen Sie bitte diese Zeilen, durch die ich mich Sie sehr sehr zu bitten getraue, doch Mitleid walten zu lassen.

Wäre es denn nicht möglich, dass Hilde bis zu ihrer Genesung nach Hause könnte? Jederzeit könnten Sie sie nachher wieder zu sich berufen. Hilde steht jetzt vor der 3. Operation, ich glaube kaum, dass sie diese noch durchhalten kann.

Ich habe ihren Sohn hier, ihr kleines Mädchen, ich kann es nicht sehen, dass diesen so glattweg die Mutter genommen wird.

In Ihrer Praxis wird Ihnen ja schon sehr sehr viel untergekommen sein, und ich kann begreifen, dass Sie nur kühlen Kopf bewahren. Doch bitte betrachten Sie doch diesmal die Angelegenheit von einer anderen Seite; ich glaube kaum, dass Sie dann meine Handlung für absurd halten.

Seinerzeit gaben Sie mir die Bewilligung, meiner Schwester so oft schreiben u. schicken zu können, wie uns u. auch Hilde beliebt. Es hat sich leider herausgestellt, dass es nicht so sein kann. Hilde bekam z. Bsp. keines unserer Pakete, so auch einige Briefe nicht. Von ihr erhalten wir nur 2[-mal] monatlich Post. Darüber fehlt mir eine Erklärung.

Gleichzeitig möchte ich noch eine Bitte aussprechen. Die Kleiderkarte von meinem Vater befindet sich unter den Habseligkeiten von Hilde. Von Vater höre ich darüber täglich Vorwürfe u. böse Reden; er benötigt sie dringend. Wenn diese unter Ihrer Verwaltung ist, bitte sind Sie doch so freundlich und lassen mir diese zugehen. Andernfalls, könnten Sie bitte veranlassen, die Karte in den Besitz meines Vaters zu bringen?

Trotz ihrer Fürbitte gelang es Frau Springer nicht, ihrer Schwester zu helfen. Hilde Entacher wurde wegen Wehrkraftzersetzung angeklagt und sollte nach Berlin gebracht und enthauptet werden. Aufgrund des Kriegsendes kam es nicht mehr dazu, und sie wurde freigelassen. Maria Springers Mutter Katharina und Alois Lanthaler überlebten ebenfalls. Kurz nach Hildes Entlassung starb ihr Baby ganz plötzlich im Alter von fast zwei Jahren.

Maria Springer selbst wurde aufgrund ihres mutigen Handelns vom Nationalfonds als „Gerechte“ anerkannt.

Das Wegbringen war furchtbar

Hermine Liska, Österreich, geboren 1930

Hermine Liska wurde am 12. April 1930 in Kärnten als jüngstes von fünf Kindern geboren. Bis zum Jahr 1938 wuchs sie mit ihren vier Brüdern unbeschwert auf dem Bauernhof ihrer Eltern auf. Die Familie bekannte sich zu den ZeugInnen Jehovas und kam bald nach dem „Anschluss“ Österreichs aufgrund ihrer religiösen Überzeugung immer stärker in Bedrängnis. Hermine Liska wurde ihren Eltern weggenommen und sollte „umerzogen“ werden, blieb jedoch trotz der Trennung von ihrer Familie und der vielen Schikanen, denen sie ausgesetzt war, ihrem Glauben treu. Die Lebensgeschichte von Frau Liska wurde bereits auf der Website www.standhaft.at veröffentlicht.

Als Adolf Hitler in Österreich einmarschierte, war ich noch nicht einmal acht Jahre alt. Ich erinnere mich noch genau an den Einmarsch im März 1938. Ein Nachbar kam gleich in der Früh und sagte: „Der Führer ist einmarschiert!“ Meine Mutter sagte: „Das ist kein Grund zum Jubeln. Hitler ist nicht unser Führer – Christus ist unser Führer.“

Meine Eltern betätigten sich schon seit den 1920er-Jahren als Bibelforscher (Jehovas Zeugen). Sie lehnten aus religiösen Gründen jegliche Unterstützung des nationalsozialistischen Systems ab; deshalb wurde unsere Familie verfolgt.

Zuerst mein ältester Bruder Hans. Er wurde von März 1941 bis Dezember 1944 zur Zwangsarbeit verurteilt. Anschließend kam er von Jänner 1945 bis Kriegsende in das KZ Dachau. In einem Außenlager musste er in einem Steinbruch arbeiten, wo er auf 45 kg abmagerte und von schwerem Flecktyphus befallen wurde. Mein Bruder Franz wurde im Alter von 17 Jahren wegen Verweigerung des Arbeitsdienstes nach dreimonatiger Haft im Gefängnis Klagenfurt zu einem Jahr Jugendgefängnis verurteilt und in die Strafanstalt Kaiser-Ebersdorf bei Wien gebracht. Mein Vater war im Jänner 1945 drei Wochen in Klagenfurt inhaftiert, wurde jedoch wegen Haftuntauglichkeit wieder entlassen.

Gemäß meiner biblischen Erziehung verweigerte ich als Schülerin den Hitlergruß und jede Beteiligung an nationalsozialistischen Aktivitäten wie etwa das Singen nationaler Lieder und auch den Fahnengruß, der bei dem täglichen Singen üblich war. Durch psychischen Druck wie Strafaufgaben, Spott der Mitschüler, eine Fünf in Betragen und das Versetzen von der fünften in die erste Klasse durch den Schuldirektor Herrn G. versuchte man mich umzustimmen.

Schließlich wurde den Eltern das Erziehungsrecht entzogen, da sie ihrem Glauben nicht abschwören wollten, und man brachte mich im Februar 1941 in das nationalsozialistische Erziehungsheim Waiern bei Feldkirchen in Kärnten, 50 km von meinem Heimatort entfernt. Und das war das Schlimmste von allem. Das Wegbringen war furchtbar. Ich war zuvor noch keinen Tag irgendwo alleine gewesen. Meine Eltern hatten Besuchsverbot. Aber sie gingen das Risiko ein und trafen mich heimlich auf dem Schulweg. Am liebsten wäre ich jedes Mal mit ihnen heimgegangen. Ich konnte die Nächte kaum zählen, in denen ich mit meinen Tränen den Polster durchnässte. Einerseits hatte ich Heimweh, andererseits Sorge um meine Eltern und Geschwister.

In Waiern konnte ich wieder die fünfte Klasse der Volksschule besuchen. Durch meine Weigerung, den Hitlergruß abzugeben, wurde mir jedoch das Recht auf den Besuch der Hauptschule entzogen. Eines Tages wollte man mich zwingen, die Uniformweste der NS-Jungmädchenbewegung anzuziehen, doch so sehr sich die Heimleiterin auch bemühte, weiter als bis zu den Ellbogen kam sie mit der Weste nicht.

Als man nach einiger Zeit erkannte, dass die Umerziehung keine Früchte trug, wurde ich dann im September 1941 nach München in die Adelgundenanstalt, ein von katholischen Nonnen geführtes Heim, gebracht. Meine Eltern hatten in der Zeit von Februar 1941 bis 1945 kein Besuchsrecht, und ich durfte in München zweimal im Monat einen Brief bzw. ein Paket meiner Eltern erhalten. Der Direktor drohte, dass, wenn etwas über meinen Glauben drinnen steht, ich keinen Brief mehr bekommen würde. Er drohte mir außerdem mit der Einweisung in eine geschlossene Anstalt, wenn ich meine Haltung nicht aufgeben sollte. Damit ich weiß, wie es dort aussieht, schickte er mich mit einer Nonne hin. Es war wirklich furchterregend, ein richtiges Gefängnis. Der Direktor versuchte, mich immer wieder unter seelischen Druck zu setzen. Einmal sagte er: „Ein Bruder von dir ist ja auch eingerückt. Nimm ihn als Beispiel.“ [Ein Bruder von Hermine Liska war kein Zeuge Jehovas und leistete Militärdienst.] Darauf sagte ich: „Ich bin nicht der Nachfolger meines Bruders, sondern ein Nachfolger Christi.“

Wegen der zunehmenden Bombardierung Münchens wurden alle Schulkinder im Sommer 1943 aufs Land in die Nähe von Ingolstadt evakuiert. Wir wurden bei Bauern untergebracht. Ich war 13 Jahre alt, und hier begann nun meine Zwangsarbeit, denn ich musste von da an Haus-, Feld- und Stallarbeiten verrichten. Die schulische Ausbildung wurde stark vernachlässigt. Im März 1944, gegen Ende meiner Schulzeit, kam ich wieder nach München ins Adelgundenheim, wo jedoch täglich Bombenalarm war und wir jede Nacht im Luftschutzkeller verbrachten.

Den ständigen Gesuchen meiner Eltern um Rückkehr nach Kärnten wurde schließlich doch stattgegeben. Im April 1944, ich war 14 Jahre, durfte ich endlich wieder nach Hause. Aber schon nach ein paar Tagen wurde ich wieder abgeholt und zur Familie L. (Gasthaus Neuwirth) nach Köttmannsdorf bei Klagenfurt gebracht. Dort arbeitete ich bis Kriegsende. Natürlich ohne Entlohnung. Unter normalen Umständen konnten die Bauerstöchter ihr Pflichtjahr zuhause absolvieren, was mir jedoch verweigert wurde.

Nach dem Krieg ermöglichten mir meine Eltern den zweijährigen Besuch der Frauenberufsschule in Klagenfurt. Leider konnte ich anschließend keine Berufslaufbahn einschlagen. Weil meine Mutter schwer erkrankt war, habe ich, bis mein Bruder heiratete und den Hof übernahm, am Hof gearbeitet. Seit 1952 bin ich verheiratet und habe drei Kinder großgezogen, so hatte ich nie die Möglichkeit, berufstätig zu sein. Wenn ich über meine Kindheit nachdenke, erfüllt es mich trotz aller Härten und Entbehrungen mit Befriedigung, meinem Gott und meinen Prinzipien treu geblieben zu sein.

Das Lied vom Spiegelgrund

Anna Maierhofer, Österreich, geboren 1927

Anna Maierhofer wurde am 22. März 1927 in Wien geboren. Ihre Mutter bekannte sich zu den ZeugInnen Jehovas und erzog ihre Tochter nach deren religiösen Grundsätzen. Frau Maierhofer wurde aufgrund eines religiösen Aufsatzes und der Verweigerung des Hitlergrußes im Dezember 1940 von der Schule verwiesen. Um sie dem Einfluss der Mutter zu entziehen, wurde sie von der Gestapo in Haft genommen und der Kinderübernahmestelle in der Lustkandlgasse in Wien übergeben. Diese diente bereits vor 1938 als Aufnahme- und Verteilungsstelle für Kinder und Jugendliche, die in öffentliche Fürsorge genommen wurden. Während der NS-Zeit war die Kinderübernahmestelle für die Überstellung zahlreicher Kinder an Tötungsanstalten wie „Am Spiegelgrund“ auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ verantwortlich, wo Frau Maierhofer schließlich auch hinkam. Anna Maierhofer ist im August 2009 in Wien verstorben.

Am Spiegelgrund wurde ihr von Heimleiter Hans Krenek in so genannten Beugeverhören gedroht:

„Wenn du deinem Glauben nicht abschwörst, wirst du deine Mutter nie wieder sehen.“
„Wenn du nicht Heil-Hitler grüßt, wirst du deine Eltern nie wieder sehen!“

Frau Maierhofer hat folgendes Lied, das von den Kindern am Spiegelgrund gesungen wurde und die dortigen Zustände beschreibt, niedergeschrieben:

Die Fenster vergittert mit Eisen,
die Türen versperrt mit dem Schloss,
Steinhof ist unser Genoss.

Und woll'n uns die Eltern besuchen,
man empfängt sie mit Schimpfen und Fluchen,
besuchen darf ja nicht sein.

Ist unsere Strafe zu Ende,
man reicht uns zum Abschied mit Schimpfen und Fluchen die Hände.
Betretet mir nicht mehr das Haus!

„Was suchst du mein Mädel in stockfinsterer Nacht?“
„Ich suche meinen Vater und meine Mutter, die ich so früh verloren hab.
Mein Vater ist gestorben an Kränkung, meine Mutter an Not,
am Simmeringer Friedhof liegen sie beide tot.“

Frau Maierhofers Vater, der am Tag der Verhaftung seiner Frau und Tochter im Krankenhaus Lainz wegen eines Gefäßleidens in Behandlung war, wurde dort am selben Tag durch eine Injektion, die eine künstliche Lungenentzündung hervorruft, ermordet. Als offizielle Todesnachricht wurde „Herzschlag auf Grund der Aufregung“ angegeben.

Annas Cousine Regina Markisch, die wegen einer Behinderung nicht sprechen konnte, war zur gleichen Zeit am Spiegelgrund. Sie wurde ebenfalls durch eine Injektion ermordet.



Rudolf Karger am
Mahnmal für die Opfer
vom Spiegelgrund. Aus
seiner Kindheit ist ihm
ein einziges, sorgsam
gehütetes Fotofragment
geblieben

Ich war ein Spiegelgrundkind

Rudolf Karger, Österreich, geboren 1930

Rudolf Karger wurde am 16. Juli 1930 in Wien geboren. Von September 1941 bis September 1942 war er in der berüchtigten Kinderanstalt „Am Spiegelgrund“, errichtet im Juli 1940 auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ in Wien. Dort wurden bis 1945 im Zuge der nationalsozialistischen „Kindereuthanasie“ fast 800 kranke bzw. geistig oder körperlich beeinträchtigte Kinder ermordet. Anschließend wurde er nach Mödling in das ehemalige „Hyrtl'sche Waisenhaus“ gebracht, eine NS-Erziehungsanstalt, wo den Kindern mit brutalsten Methoden die NS-Ideologie eingebläut wurde.

Ich bin am 16. Juli 1930 in Wien geboren und in Ottakring in einer Gemeindewohnung, bestehend aus einem Zimmer, einem Kabinett und einer Küche mit Kaltwasseranschluss, aufgewachsen. Meistens wohnten dort zwölf Personen, davon vier Kinder. Von den acht Erwachsenen waren meistens nur drei beschäftigt, die anderen ohne Beschäftigung, arbeitslos. Es war keine gute Zeit.

Als am 12. März die deutschen Truppen in unser schönes Österreich einmarschierten, mit großem Jubel und Trara, war das für mich und meine Angehörigen kein Jubeltag. Zuerst wurde einer meiner Onkeln in der Nacht zum 12. März 1938 aus der Wohnung geholt und anschließend in das KZ Dachau gebracht, weil er sich erlaubte, einige Tage vor dem Einmarsch der deutschen Truppen vor Leuten zu sagen: „Wer braucht schon A. H. bei uns in Österreich?“ Er wurde von den Leuten vernadert [denunziert] und verbrachte zwei Jahre dafür im KZ Dachau.

Ich und meine beiden älteren Schwestern Alice, geb. 1929, und Elfi, geb. 1927, waren außerehelich, was in dieser Zeit noch als Schande gegolten hat. Die Mutter verstarb schon im Jahre 1936 mit 29 Jahren, als ich sechs Jahre war, und mein Vater war für uns Kinder nicht zugegen. Als meine Schwester Elfi 1927 zur Welt kam, war mein Vater erst 16 Jahre alt und meine Mutter 19 Jahre. Aus welchem Grund immer, mein Vater war unerwünscht mütterlicherseits und meine Mutter unerwünscht väterlicherseits. So wuchs ich mit meinen beiden Schwestern ohne Eltern auf. Erziehungsberechtigt war meine Großmutter mütterlicherseits, jedoch, da wir außerehelich geboren sind, war unser Vormund das Jugendamt. 1938 wurde das Jugendamt zum Reichsjugendamt erklärt, und wir drei Kinder waren für das NS-Regime unerwünscht, obwohl wir weder geistig noch körperlich behindert waren.

Es war Pflicht, am „Deutschen Jungvolk“ [Organisation der Hitlerjugend für 10-bis 14-jährige Buben] teilzunehmen, dem blieb ich jedoch fern. Eines Tages marschierte in der Thaliastraße vor mir eine Kolonne Hitlerjugend mit der deutschen Fahne voran. Mit meinen elf Jahren dachte ich nicht daran, die Fahne mit ausgestrecktem Arm zu grüßen. Und schon bewegte sich der Anführer aus der Kolonne heraus und versetzte mir zwei kräftige Ohrfeigen, weil ich die Fahne nicht begrüßt hatte. Einmal wurde ich nach 21 Uhr von der Polizei beim Nachhausegehen aufgegriffen, da ich mit zehn Jahren schon gerne Theateraufführungen besucht habe. Das brachte mir Ohrfeigen ein, und meine Großmutter musste mich spät nachts vom Polizeirevier abholen. Auch verbrachte ich mehrmals die Nacht schlafend auf der Bodenstiege, wenn mein Onkel zuhause war. Vor ihm hatte ich große Angst, weil er mich mit Gewalt ohne Grund verprügelt hat. So wartete ich am Boden, bis er morgens wieder weggegangen war. Dies alles wurde dem Reichsjugendamt gemeldet über mich – waren das die Gründe meiner Einlieferung am Spiegelgrund?

So gab meine Vormundschaft – das Reichsjugendamt – den Weg frei, mich einzuliefern in die Kinderanstalt „Am Spiegelgrund“! Dort hatte A. H. Doktoren und Helfer, die sein Parteiprogramm, alles zu vernichten, was nicht vollwertig war für sein „Großdeutsches Reich“, [umsetzten]. Gekonnt zeigten seine Helfer ihre Bereitschaft, uns Jugendliche und Kinder beiderlei Geschlechtes zu quälen. Wir mussten Leid ertragen und immer bereit sein zu sterben.

Am 1. September 1941 kam ich mit elf Jahren von der KÜST (Kinderübernahmestelle) im 9. Bezirk, Lustkandlgasse, auf den Spiegelgrund. Der 1. September war ein

wunderschöner Herbsttag. Ich weiß nicht, auf welchen Pavillon ich gebracht wurde. Entweder war es der Pavillon 7 oder 9. Alle sahen von außen gleich aus – es handelte sich um Ziegelbauten, wie sie auch jetzt noch bestehen. Als ich in den Pavillon hineingeführt wurde, war er menschenleer. So konnte ich mich umsehen, wo ich gelandet war. Die Türen waren verschlossen und die Fenster mit Gittern versehen. Der Pavillon bestand aus einem langen Flur, einem Tagesraum, einem Baderaum mit Brausen, einem großen Schlafsaal mit ca. 25 Betten, einer kleinen Teeküche und einem Dienstzimmer – alles pickfein sauber gehalten. Zirka gegen 16 Uhr vernahm ich lautes Gemurmel, und nach der Öffnung der Tür kamen so ca. 25 Jungen in meinem Alter rein, begleitet von zwei Pflegerinnen, die eigentlich nett wirkten. Aber nächsten Tag merkte ich schon, dass sie zu uns Jugendlichen sehr brutal waren.

Einiges ist ja jetzt schon bekannt, was man mit uns getan hat an Grausamkeiten. Und doch möchte ich einiges von dem Leid anführen, welches ich an mir verspüren musste:

Ohrfeigen gab es jeden Tag. Nächtelang mussten wir, nur mit dem Nachthemd, das bis zu den Knien ging, bekleidet, vor den Betten stehen – im Sommer bei zugemachtem und im Winter bei geöffnetem Fenster.

Gewaltmärsche. Einmal sogar bis zum Polizeirevier am Praterstern. Einer von uns Jungen ist abgehauen, den mussten wir abholen. Spiegelgrund – Praterstern und zurück Praterstern – Spiegelgrund. Als wir alle am Spiegelgrund ankamen, waren wir vor Müdigkeit total erschöpft. Der Zorn richtete sich gegen den Geflüchteten, den wir wieder zurückbringen mussten. Eine Freundschaft zwischen uns Jugendlichen gab es nie. Wir wurden „auf böse untereinander getrimmt“, und bei Bestrafung wurde immer gesagt, das könnt ihr „ihm“ verdanken.

Einmal in der Woche gab es zu Mittag Griesbrei, aber nicht mit Vollmilch, Butter und Schokolade darauf. Nein, nur aus Magermilch, dünn und mit Bröckerln. Das mussten wir essen. Einer von uns schaffte das nie. Zwei Pflegerinnen schoppten ihm, Mund auf, Nase zu, [das Essen rein]. Er erbrach es immer am Teller, und die Prozedur dauerte, bis der Teller leer war und er es runtergeschluckt hatte. Derweilen mussten wir den Quälereien zusehen und dabei Strafe stehen.

Dann bekamen wir die berühmten Speeinjektionen, wo wir erbrachen und große Schmerzen hatten. Bei der Befragung von Dr. H. Gross [Heinrich Gross: berüh-

tigter österreichischer Arzt am Spiegelgrund] bei seiner Verhandlung [in der Nachkriegszeit], weswegen er das an uns verbrochen hat, meinte er ganz locker, das war ja harmlos, damit wir nicht übermütig werden.

1941 erlebte ich auch mit der ganzen Gruppe den Weihnachtstag. Im Tagesraum wurde ein Christbaum aufgestellt mit nichts darauf, und stundenlang mussten wir davor Strafe stehen, ohne uns zu rühren. Das war mein und unser Weihnachtsabend. Es gab für uns nichts Heiliges oder gar Geschenke.

Strafe stehen, stundenlang, das war gang und gäbe. Tag für Tag.

Einmal im Monat durfte mich meine Großmutter kurz besuchen und sprechen. Meiner Großmutter erklärten sie immer in meiner Gegenwart, wie gut sie uns umsorgten. Gerade dass sie uns nicht erschlagen haben. Meiner Großmutter erzählte ich nie, was sie mit uns gemacht haben, das Leid und die Schmerzen, die sie uns ertragen ließen. Hätte ich etwas davon erwähnt, womöglich wäre meine Großmutter in die Direktion gelaufen, um sich darüber zu beschweren, was uns angetan wird. Und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass man meine gute Großmutter in ein Lager gebracht hätte.

Bei einem Ausgang hatte ich die Gelegenheit zu flüchten. Vor Heimweh lief ich nach Hause zu meiner Großmutter. Keine zwei Stunden später läutete es schon an der Tür. Zwei Pflegerinnen vom Spiegelgrund waren schon da, um mich wieder zurückzubringen. Meiner Großmutter versicherten sie, dass das für mich keine Folgen haben würde. Ich aber wusste schon, was mit mir geschehen würde – wie bei allen, die geflüchtet waren. Und das blieb mir auch nicht erspart. Kaum wieder am Spiegelgrund, da bekam ich Ohrfeigen, dass ich glaubte, jetzt werde ich taub. Am Fenster stand schon die ganze Gruppe schweigend und musste Strafe stehen. Die Kleider wurden mir vom Körper heruntergezerrt, und vor der ganzen Gruppe – als Abschreckung – wurde mir eine Glatze geschnitten. Das war damals eine große Strafe. Die Haare wurden mir nicht geschnitten, sondern mehr mit der Schere rausgerissen. Blutig und zerkratzt wurde ich anschließend in das Badezimmer gezerrt. Die Badewanne mit kaltem Wasser war schon hergerichtet für mich. Ich wurde in die Badewanne gestoßen und viele Male untergetaucht, dass mir voller Schmerz die Luft wegblieb. Prustend und Wasser schluckend wehrte ich mich, und voller Verzweiflung riss ich den Stöpsel von der Badewanne heraus. Darauf wurde ich mit Gewalt aus der Bade-

wanne gezerzt und eine Viertelstunde unter die kalte Brause gestellt. Es war schrecklich, ich konnte mich kaum noch bewegen und wurde vom Baderaum auf den Flur gestoßen. Auf den Knien kriechend, musste ich unter Schlägen durch die Gasse der Schlagenden durch. Dann streifte man mir ein Nachthemd über, und ich wurde in die Kinderfachabteilung 15 oder 17 gebracht. Die Pavillons, wo das Sterben alltäglich war.

Unklar weiß ich noch, ich wurde in eine Zelle gesteckt, hatte viel Hunger, bekam schmerzhaft Spritzen. Ich sah nur Männer und Frauen, die weiß bekleidet waren und zu mir nicht gut waren. Wie lange ich auf Pavillon 15 oder 17 war, weiß ich nicht. Heute bin ich mir bewusst, ich war auf der Klinik von Dr. H. Gross, der sich die Gehirne aus den gequälten Kindern holte für seine Wissenschaft. Und habe die Überzeugung in mir, ich blieb davon verschont, weil ich vermutlich kein geeignetes Hirn für Herrn Dr. H. Gross hatte. Anschließend wurde ich auf den Pavillon 11 gebracht. In die Strafgruppe. Auch dort waren wir etwa 20 Burschen, die in Unwürde gefallen waren und die als noch schlimmer betrachtet wurden als die, die auf Pavillon 7 oder 9 untergebracht waren. Der Strafsatz war der gleiche wie auf Pavillon 7 oder 9. Bloß der eine Unterschied, keine Pflegerinnen, sondern Pfleger. In Erinnerung bleibt mir besonders, dass wir unter anderem stundenlang die Betten aufreißen und danach die Laken immer wieder millimetergenau in eine Richtung bringen mussten.

Ich war bereits ein Jahr am Spiegelgrund, als ich unvorbereitet am 4. September 1942 mit circa 70 oder 90 Jugendlichen in das Nazi-Erziehungsheim Mödling gebracht wurde. Es war das ehemalige Hyrtl'sche Waisenhaus, das zu einem NS-Erziehungsheim umgewandelt wurde für uns „schlimme Kinder“! Vorwiegend militärischem, strengem Drill und einer Gehirnwäsche hat man uns dort unterzogen. Wir mussten alles auswendig lernen – unter strenger Bestrafung beim Vergessen – über A. H. und sein politisches Idealprogramm des „1000-jährigen Reiches“.

Am 7. Juli 1943 durfte ich wieder zu meiner Großmutter. Sie war immer bestrebt, uns drei Kinder wieder zu sich nach Hause zu bringen.

Diese Zeit und meine Leiden am Spiegelgrund leben in mir noch immer unvergessen weiter, als ob es jetzt erst gewesen wäre und nicht vor 69 Jahren. Die Erlebnisse am Spiegelgrund waren menschenunwürdig und nach den Berichten der damaligen Zeit noch verschönert. Wir wurden als „Versuchskaninchen“ gebraucht: Mittels

diverser Spritzen wurden Medikamente an uns getestet, wir wurden kalten Duschen ausgesetzt und im Winter in nasse Decken gehüllt und vieles mehr. Dieser schmerzhaft einjährige Aufenthalt am Spiegelgrund hat meine Kindheit, meine Jugendzeit und auch meine Zukunft zerstört.

Mein Aufenthalt war auch grausam, weil man meine Weiterbildung verhindert hat. Es gab keinen Schulbesuch. Geprägt vom Spiegelgrund, stand ich ohne Chance der Zukunft gegenüber. Mit der einmaligen Entschädigung [...] durch den österreichischen Nationalfonds lässt sich das gar nicht gutmachen, was man an mir verbrochen hat. Ich war kein Lerngenie, aber auch kein Dummerl. Aber durch den Aufenthalt am Spiegelgrund nahm man mir die Chance, für die Zukunft besser gestellt zu sein. Beruflich und finanziell blieb ich benachteiligt.

Als Zeitzeuge bin ich fallweise in Schulen tätig, um darüber zu sprechen – von den ungeheuerlichen, in der NS-Zeit an uns Kindern und Jugendlichen [begangenen Verbrechen]. Der Aufenthalt am Spiegelgrund brachte uns Leid, Schmerz und Tod. Wir waren dem Regime unerwünscht, minderwertig, nicht lebenswürdig. Und ich finde es sehr gut, wenn Menschen [...] mit viel Mühe und Zeitaufwand diese Verbrechen aus der NS-Zeit nie in Vergessenheit bringen und aufzeigen. [...] Über meine Tätigkeit als Zeitzeuge wurde mir die Ehre zuteil, von der Wiener Landesregierung in Würdigung meiner großen Leistungen als Zeitzeuge das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien verliehen zu bekommen.

Niemand kann eine Mutter ersetzen

Maria M., Österreich, geboren 1932

Maria M.s Mutter Stefanie wurde 1940 als 26-jährige junge Frau im Krankenhaus Wels ermordet. Da sie an Epilepsie litt, galt sie zur Zeit des Nationalsozialismus als „geistig behindert“, „erbunwürdig“ und „minderwertig“. Ärzte waren verpflichtet, Menschen mit Epilepsie sofort offiziellen NS-Stellen zu melden. Diese „unheilbar Kranken“ sollten zunächst zwangssterilisiert und später in den nationalsozialistischen Euthanasieaktionen getötet werden. Im Zuge der so genannten wilden Euthanasie wurde auch in Krankenhäusern getötet. Die vorgetäuschte Todesursache von Maria M.s Mutter lautete „Beinhautentzündung“.

Ich habe leider keine Papiere von meiner Mutter. Sie hieß Stefanie S., war sehr krank und hatte Epilepsie. Da Hitler solche Menschen nicht gebrauchen konnte, wurde sie uns genommen und vergast. Vier Kinder standen jetzt alleine da. Vater war im Krieg. Ich bin die Älteste, war sieben Jahre alt, kam zuerst nach Bad Ischl in ein Kinderheim, und später mein Bruder und ich nach Gmunden ins Kinderheim, in der Bahnhofstraße. Meine Schwester kam in ein anderes Heim, mein jüngster Bruder irgendwo privat. Wäre Vater einverstanden gewesen, wären auch wir Kinder vergast worden. Niemand kann eine Mutter ersetzen. Da ich nicht wusste, wo meine Mutter hingekommen ist, sah ich jedes Mal zur Tür, wenn sie aufging, und dachte, jetzt kommt unsere Mutter und holt uns ab. Leider vergebens.

Vor Schreck brachte ich **kein** **Wort mehr** heraus

Bartholomäus O., Österreich, geboren 1936

Der Kärntner Slowene Bartholomäus O. wurde 1936 als fünftes von acht Kindern geboren. Seine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft, der Vater musste als Forstarbeiter noch dazuverdienen. Herrn O.s Kindheit war geprägt von einer schrecklichen Angst – vor der Schule, wo er nur noch deutsch sprechen durfte, und vor den uniformierten Polizisten, die ihn misshandelten und den Hof der Familie bewachen ließen, um deren Unterstützung der PartisanInnen aufzudecken. Aus Furcht vor Fremden am Hof wagte er es nicht, nach Hause zu gehen, was – neben den psychischen Belastungen – eine schwere Erkrankung mit lebenslangen Folgen nach sich zog.

Mein Vater hieß Bartholomäus O. und wurde am 27. Juli 1896 geboren. Meine Mutter war Helene, geb. P. am 2. Mai 1900. Mein Vater war Forstarbeiter bei der Firma Lasch. Die Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft vom Großvater geerbt und lebten in Zell-Freibach. Da der Vater bereits zu alt war, um zur Deutschen Wehrmacht einberufen zu werden, musste er in Zell-Pfarre Dienste in der Flugabwehr leisten. So schlief er oft einige Tage in der Woche auswärts, und die Mutter war mit uns Kindern alleine zuhause. Ich war das fünfte von acht Kindern.

1942 kam ich in die Volksschule. Da zuhause nur slowenisch gesprochen wurde, tat ich mir sehr schwer in der Schule. Im ersten Jahr hatte ich noch eine Lehrerin, die Verständnis für diese Lage hatte. Im zweiten Schuljahr wurde es aber immer schlimmer. Über dem Schulraum waren im ersten Stock des Gebäudes Polizisten untergebracht. Als ich einmal in der zweiten Klasse an der Tafel stand, löste sich im Obergeschoß ein Schuss, und die Kugel schlug durch den Plafond durch und direkt neben mir und der Lehrerin in der Tafel ein. Sie hat uns nur um einige Zentimeter verfehlt. Vor Schreck brachte ich kein Wort mehr heraus. Aber auch die Lehrerin ist vor Angst umgefallen. Ich bekam solche Angst vor der Schule, dass ich jeden Tag weinte und zitterte, wenn ich das Schulgebäude betreten musste.

Einige Tage später kam ich in der Früh mit großer Abneigung wieder zur Schule. Am Platz vor dem Schulgebäude standen in Reih und Glied viele Polizisten aufgestellt. Es war verpflichtend, jeden einzelnen mit gestreckt erhobenem Arm im Hitlergruß zu grüßen. Ich ging an ihnen vorbei und grüßte, wie man mich in der Schule gelehrt hatte. Anscheinend machte ich etwas falsch, denn auf einmal trat ein Polizist aus der Reihe hervor und gab mir eine massive Ohrfeige, so dass ich hinfiel und aus der Nase sowie aus dem rechten Ohr blutete. Der Polizist packte mich, stellte mich wieder hin und sagte: „Sag jetzt, wie grüßt man den Führer richtig?“ Ich streckte den Arm hoch und schrie laut: „Heil Hitler!“, dann jagte er mich davon. Nun wollte ich überhaupt nicht mehr zur Schule, ich konnte mich nicht konzentrieren und hatte immer nur fürchterliche Angst.

Eines Tages im Winter ging ich wieder von der Schule nach Hause. Kurz vor dem Elternhaus sah ich Polizisten entlang der Straße marschieren. Ich bekam es mit einer solchen Angst zu tun, dass ich, um ihnen nur ja nicht in den Weg zu kommen, über den Freibach, der kalt und teils zugefroren war, hinüberging und auf der anderen Seite den Hügel hinauf, obwohl ich fast bis zum Hals im Schnee versank. Ich ging dann den Wald entlang zum Elternhaus. Als ich vor der Türe stand, hörte ich drinnen mir unbekannte

männliche Stimmen. Ich dachte, das wären die Polizisten. So flüchtete ich total durchnässt in die Scheune und versteckte mich. Da wurde ich dann ohnmächtig. Meine Mutter machte sich bereits Sorgen, da ich nicht nach Hause gekommen war. Sie sah hinaus und sah Fußspuren, die vom Wald zur Scheune führten. Dadurch fand sie mich. Ich bekam eine schwere Lungen- und Hodenentzündung. Immer wieder verlor ich das Bewusstsein. Da der Arzt nicht kommen wollte oder konnte, zündete meine Mutter bereits am Bett Kerzen an. Sie dachte, dass ich das nicht überleben werde, und sie betete und betete. Schließlich erholte ich mich langsam, litt aber unter fürchterlichen Schmerzen und war daher nicht mehr imstande, in die Schule zu gehen. Aus diesem Grund kam ich über die zweite Schulklasse nicht hinaus.

Seit 1943 kamen immer wieder die Partisanen bei uns vorbei, um Nahrungsmittel zu holen. Sie kamen meist abends oder in der Nacht, ganz still und leise. Meine Eltern hatten selbst nicht viel, aber sie gaben davon jedoch ab, was sie konnten. Es war aber strengstens verboten, Partisanen zu unterstützen.

Eines Tages gab der Vater den Partisanen ein Schwein. Dies wurde jedoch verraten, und so kam die Gestapo und verhaftete ihn. Man brachte ihn nach Klagenfurt und verhörte ihn drei Tage lang. Dabei wurde er misshandelt, gestoßen und geschlagen. Er aber sagte immer wieder, dass die Partisanen dieses Schwein mit Gewalt mitgenommen hätten und er sich nicht hätte wehren können. Nach drei Tagen kam er frei, wurde aber danach ständig von den Polizisten beaufsichtigt und kontrolliert. Polizisten kamen dann oft auf den Hof, durchsuchten das Haus nach Beweisen für eine Partisanenunterstützung. Ich fürchtete mich immer sehr und versteckte mich oft unter dem Bett. Die Eltern wurden dabei regelmäßig verhört und waren dementsprechend verzweifelt und verängstigt.

Gegen Ende des Krieges kamen versprengte Truppenteile, unter anderem Ustascha [mit dem Deutschen Reich kollaborierende kroatische faschistische Bewegung] und Weißgardisten [an der Seite des Deutschen Reiches kämpfende antikomunistische Einheiten], vorbei. Sie bedienten sich mit Gewalt an unserer Nahrung, insofern man ihnen etwas nicht freiwillig gab. Dabei legten sie uns auch ihre Gewehre an. Sie fanden unseren Kartoffelvorrat und nahmen uns alles weg. Auch um die Milch raufen sie untereinander.

Bartholomäus O. erlitt durch die persönliche Verfolgung und Misshandlung durch die Nationalsozialisten schwere körperliche und psychische Schäden, die ihn bis heute stark einschränken.

Es war mir, als hätte ich **einen** **Bruder verloren**

Theresia Hafner, Österreich, geboren 1939

Theresia Hafner kommt aus einer slowenischen Familie in Kärnten. Sie wurde am 11. Oktober 1939 in Matschach/Mače als Einzelkind geboren. Da ihre Eltern die PartisanInnen unterstützten, war ihre Kindheit geprägt von der Angst, entdeckt oder verraten zu werden. Frau Hafner musste als Kleinkind auch die Aussiedlung ihrer Verwandten miterleben, was sie und ihre Familie schwer traumatisierte. Bis heute leidet sie an Schlafstörungen und Angstzuständen.

Theresia Hafner mit einem
alten Foto ihrer Familie



Ich bin als Einzelkind bei meinen Eltern Margareta, geb. 1910 und Johann Malle, geb. 1904 in Matschach 22 aufgewachsen. Mein Vater war Sägearbeiter und meine Mutter Hausfrau. Wir waren kleine „Keuschler“ [Kleinbauern], hatten eine Kuh, zwei Schweine und ein paar Hühner, um leichter überleben zu können. Wir zählten zur slowenischen Volksgruppe und litten deswegen unter der Verfolgung durch die Nazis. Wir hatten ständig Furcht vor einer Entdeckung unserer Kontakte zu den Partisanen, die wir vor allem, so viel ich weiß, mit Nahrungsmitteln unterstützten. Nachts klopfen sie oft ans Fenster und baten um Essen. Die Mutter hatte immer Angst, von den Nachbarn beobachtet zu werden. Sie gab den Partisanen, was sie entbehren konnte.

Dann erlebte ich im Mai 1944 das traumatische Geschehen der Aussiedlung der Familie Kriznar, vulgo Bovcar, des Elternhauses meiner Mutter, das ungefähr 100 m von uns entfernt war. Die Bovcar-Familie war im OF-Widerstand [„Osvobodilna Fronta“ – slowenische Befreiungsfront] tätig und ist durch Verrat aufgedeckt worden. Dies hatte zur Folge, dass die schwer asthmakranke und gebrechliche Großmutter, Barbara Kriznar, geb. in Windisch-Bleiberg, zwei Tanten und vier Onkel ausgesiedelt wurden. Mein Großvater war schon vor Jahren an einer Krankheit gestorben. Drei Onkel wurden nach Dachau gebracht. Einen Onkel hatte kurz vorher ein Gestapo-Mann erschossen.

Ich höre noch heute die Stimme meiner Großmutter, wie sie sich weinend von meiner Mutter verabschiedet. Als der Konvoi mit den Verhafteten, mit allen Vorräten wie Getreide, Kartoffeln und vor allem dem Vieh (Rinder, Pferde), vor unserem Haus stehen blieb, schmiss ein SS-Mann meinen fünf Jahre alten Cousin Philipp über den Zaun, wo er vor meinen Füßen liegen blieb. Philipp war der Sohn meiner Tante Katarina. Dieser konnte diese schreckliche Behandlung zeit seines Lebens nicht verkraften und beendete sein Leben mit 26 Jahren durch Selbstmord. Es war mir, als hätte ich einen Bruder verloren.

Auf die Verhaftung der Bovcar-Familie hin erfolgten bei uns Hausdurchsuchungen, und uns wurde ebenfalls mit der Aussiedlung gedroht. Die stets vorhandene Angst in der Familie hat bei mir unter anderem seelische Störungen und Schlafstörungen hervorgerufen. Ich habe die Erlebnisse bis heute nicht verkraftet.



Ferdinand Hafner mit
einem Foto seiner Mutter
und seiner Geschwister

... so blieb ich bei solchen Be- fragungen stumm

Ferdinand Hafner, Österreich, geboren 1932

Ferdinand Hafner, Angehöriger der slowenischen Minderheit in Kärnten, wurde am 5. Dezember 1932 geboren und hatte fünf Geschwister. Seine Mutter und sein Onkel waren in der OF, der „Osvobodilna Fronta“ (slowenische Befreiungsfront), aktiv, was zur Folge hatte, dass viele PartisanInnen im Haus von Herrn Hafners Familie verkehrten. Auch Herr Hafner wurde hin und wieder als Überbringer von Nachrichten eingesetzt. Somit stand die Familie auch unter ständiger Beobachtung durch die Gestapo. Für Ferdinand Hafner war die NS-Zeit eine Zeit ständiger Furcht. Er musste erleben, wie sein Onkel erschossen und seine Mutter verhaftet wurde und wurde durch all diese Ereignisse schwer traumatisiert.

Ich bin aufgewachsen in einer Großfamilie mit Eltern, Vater geb. 1901, Mutter geb. 1908, fünf jüngeren Geschwistern, das Jüngste geb. 1940, meiner Großmutter, geb. 1880 und dem Bruder meiner Mutter, geb. 1912. Wir wohnten im kleinen Ort Sinach, bestehend aus sechs kleinen Anwesen, auf einer Anhöhe oberhalb von Feistritz im Rosental gelegen, und ringsum umgeben von Wald. Der Ort war dazumal nur auf einem Karrenweg erreichbar. Es gab noch keinen elektrischen Strom, die Beleuchtung erfolgte mittels Petroleumlampen. Wir hatten ein kleines Bauernhaus mit drei oder vier Kühen, Kälbern, Schweinen und Hühnern.

Unsere Familie war bekannt für ihre slowenische Volkszugehörigkeit und deshalb vom Nazi-Regime verfolgt. Als sich in unserer Gegend die Widerstandsbewegung zu organisieren begann, wurden meine Mutter und mein Onkel Mitglieder der slowenischen Befreiungsfront. Mutter war tätig im Kriegsdienst [als Kurier], mein Onkel war Sekretär der Ortsgruppe Matschach. Ich erinnere mich, dass auch ich nach Klagenfurt zu gewissen Leuten Nachrichten befördern durfte. In unserem Haus verkehrten oft die Partisanen und bekamen Verpflegung und Hilfe.

Für mich bedeutete die Nazi-Zeit eine Zeit ständiger Angstzustände, verursacht vor allem in der Schule: Dort wurde ich für jedes kleine Vergehen geschlagen – mit dem Haselstock auf den Rücken, die Handflächen und Finger, und wenn ich die Hände zurückzog, auf den Kopf. Oft musste ich vor dem Unterricht vor der Tafel knien, wenn Mitschüler dem Lehrer berichteten, dass ich slowenisch geredet habe. Besondere Furcht hatte ich vor dem Oberlehrer K., der ein fanatischer Nationalsozialist war. Dieser sperrte mich oft nach dem Unterricht ins Klassenzimmer ein, und dort versuchte er mich zu Aussagen zu zwingen über Geschehnisse zuhause, ob ich Partisanen gesehen hätte, wie zuhause gesprochen wird und Ähnliches. Und weil er keine befriedigende Antwort bekam, wurde ich viel verprügelt und geohrfeigt. Meine Mutter schärfte mir immer wieder ein, ja nichts zu sagen, und so blieb ich bei solchen Befragungen stumm. Diese Angst vor Aussagen verfolgte mich zeit meines Lebens und äußerte sich bei mir zum Beispiel bei Prüfungen in der Schule, da hatte ich große Schwierigkeiten, und auch im Privatleben.

Dann erlebte ich im Mai 1944 das fürchterliche Geschehen des Todes meines Onkels. Er wurde als Angehöriger der OF-Widerstandsbewegung durch Verrat aufgedeckt und auf dem Weg von Feistritz nach Matschach von einem Gestapo-Mann erschossen. Bald darauf der unbeschreibliche Schock der Verhaftung meiner Mutter: In den frühen Morgenstunden umstellte eine SS-Einheit unser Haus, und Mutter musste die Haustür öffnen. Wir Kinder waren alle wach, umringten unsere Mutter und mussten zusehen, wie ein SS-Mann Mutter mit angeschlagener und auf ihre Brust gerichteter Maschinenpistole bedrohte. Wir alle dachten, er wird unsere Mutter gleich erschießen. Dann erfolgte eine Hausdurchsuchung. Großmutter lag krank im Bett, sie hatte einen Schock erlitten durch die Ermordung meines Onkels. Ich musste erleben, wie ein SS-Mann sie mit dem Bettzeug aus dem Bett zerrte und sie wimmernd auf dem Boden liegen blieb. Mutter wurde im Hinterzimmer lautstark verhört. Unbeschreiblich war die Furcht von uns Kindern, die wir ständig hin- und hergeschoben wurden. Dann wurde Mutter verhaftet, und wir Kinder mussten zusehen, wie sie mit Tränen in den Augen abgeführt wurde. Vorher hat sie uns noch gebeten, der Großmutter zu folgen, da Vater seit 1942 bei der Deutschen Wehrmacht war.

Mutter war bis zum Herbst 1944 im Gefängnis in Klagenfurt eingesperrt. Bis Kriegsende lebten wir auch in ständiger Angst vor einer Aussiedelung.

Auf einmal gab es nur noch Deutsch

Hemma V., Österreich, geboren 1935

Hemma V. wurde 1935 in Remschenig/Remšnik in Kärnten in eine slowenische Familie geboren. Die Großfamilie lebte von einer kleinen, gepachteten Landwirtschaft. Hemma V.s Vater wurde zur Deutschen Wehrmacht einberufen. Noch bevor er seinen Entschluss, sich beim nächsten Fronturlaub den PartisanInnen anzuschließen, in die Tat umsetzen konnte, fiel er im Krieg. Frau V.s Mutter war im Widerstand aktiv und unterstützte die PartisanInnen. Hemma V. musste schon als kleines Mädchen viele Demütigungen über sich ergehen lassen und schreckliche Dinge mit ansehen. In der Schule wurde sie physisch und psychisch misshandelt, die Familie wurde bespitzelt und mit Deportation bedroht. Diese Erlebnisse belasten Hemma V. bis heute in Form von Angstzuständen, Alpträumen und depressiven Zuständen.

Ich bin in Remschenig geboren. Meine Eltern hatten eine kleine Wirtschaft gepachtet, und wir hatten zwei Kühe und zwei Schweine. Bei uns wohnten noch mein Opa, Oma, ein Bruder und eine Schwester. Zuhause sprachen wir nur slowenisch.

Als der Krieg begann, wurde der Vater zur Deutschen Wehrmacht einberufen. Wir haben ihn später nur noch einmal gesehen, als er auf Heimurlaub kam – danach ist er im Krieg gefallen.

1942 kam ich in die Volksschule nach Eisenkappel. Auf einmal gab es nur noch Deutsch. Die Lehrerin durfte kein Wort Slowenisch hören, ich aber konnte überhaupt nicht Deutsch. Es war schrecklich. Ich musste stundenlang in der Ecke knien. Da ich auf den Beinen starken Wundschorf hatte, hatte sich unter meinen Knien immer eine Blutlacke gebildet. Es hat höllisch weh getan. Wenn ich dann noch geweint habe, bekam ich noch Schläge mit dem Stock. Wie oft habe ich in die Hose gemacht – teils, weil ich nicht wusste, wie man auf Deutsch sagt, dass man aufs WC gehen muss, teils aus Angst. Ich hatte höllische Angst vor der Lehrerin und wollte überhaupt nicht mehr in die Schule gehen.

Oft wartete ich im Wald, bis der Vormittag vorbeiging. Natürlich hatte dies zur Folge, dass ich die Klasse wiederholen musste. Es gab aber auch oft Fliegeralarm. Das rettete mich dann vor der Strafe, denn wir mussten alle in den Keller.

1943 begann sich der Widerstand gegen Hitler zu regen. In Remschenig hörte man davon reden, und zwar sehr geheimnisvoll, jedoch bekamen wir selten einen Partisanen zu sehen. Eines Tages kamen drei oder vier „Partisanen“ zu uns. Meine Mutter hat sie freudig empfangen und gab ihnen Milch, Brot und Sterz zu essen. Sie haben viel gefragt, und die Mutter hat ihnen ausführliche Antworten gegeben. Sie fragten auch, warum mein Vater nicht die Fronten wechsele. Meine Mutter erzählte ihnen, dass der Vater, sobald er Heimurlaub bekommen wird, sich ihnen freiwillig anschließen werde. Die „Partisanen“ verabschiedeten sich, und niemand im Haus schöpfte Verdacht. Als ein wenig später meine Schwester in den Stall gehen wollte, sah sie hinter dem Gebäude die Polizei. Sie lief zurück ins Haus, und erst da begriff meine Mutter, dass uns nicht Partisanen, sondern verkleidete Deutsche besucht hatten. Opa und Oma begannen zu jammern, und wir hatten höllische Angst. Die Deutschen zogen sich zwar zurück, meine Mutter aber überlegte, was zu tun wäre. In der ersten Panik nahmen wir Decken und gingen in den Wald. Dort verbrachten wir die erste Nacht schlafend unter freiem Himmel. Meine Mutter beriet sich mit den Großeltern, und am nächsten Tag gingen die Großeltern mit uns Kindern zurück nach Hause, die Mutter aber ging zu den Partisanen, wo sie bis zum Kriegsende verblieb.

Nun kamen öfter die Deutschen vorbei und fragten nach unserer Mutter. Die Großeltern behaupteten, die Partisanen hätten sie mit Gewalt mitgenommen. Sie wollten auch mich und meine Schwester befragen. Auf den Tisch legten sie eine Schokolade und fragten uns, ob wir Partisanen und unsere Mutter gesehen hätten. Obwohl uns die Schokolade sehr reizte, sagten wir kein Wort, und auch die Schokolade nahmen wir nicht. Sie kamen immer öfter, oft blieben sie die ganze Nacht – sie brachten Stroh in die Küche und legten sich da nieder. Im Hof aber [stand] die Wache mit den Gewehren im Anschlag. Vergebens warteten sie auf meine Mutter und andere Partisanen. Nur wenn wir auf die Wäscheleine ein weißes Leintuch hängten, kamen die Partisanen vorbei, denn das hieß, dass die Luft rein war – dies war mit den Partisanen so besprochen. Wir hatten aber immer Angst, wenn fremde Partisanen kamen, da wir nie wussten, ob sie wohl nicht nur verkleidete wären. Diese Angst blieb bis zum Kriegsende.

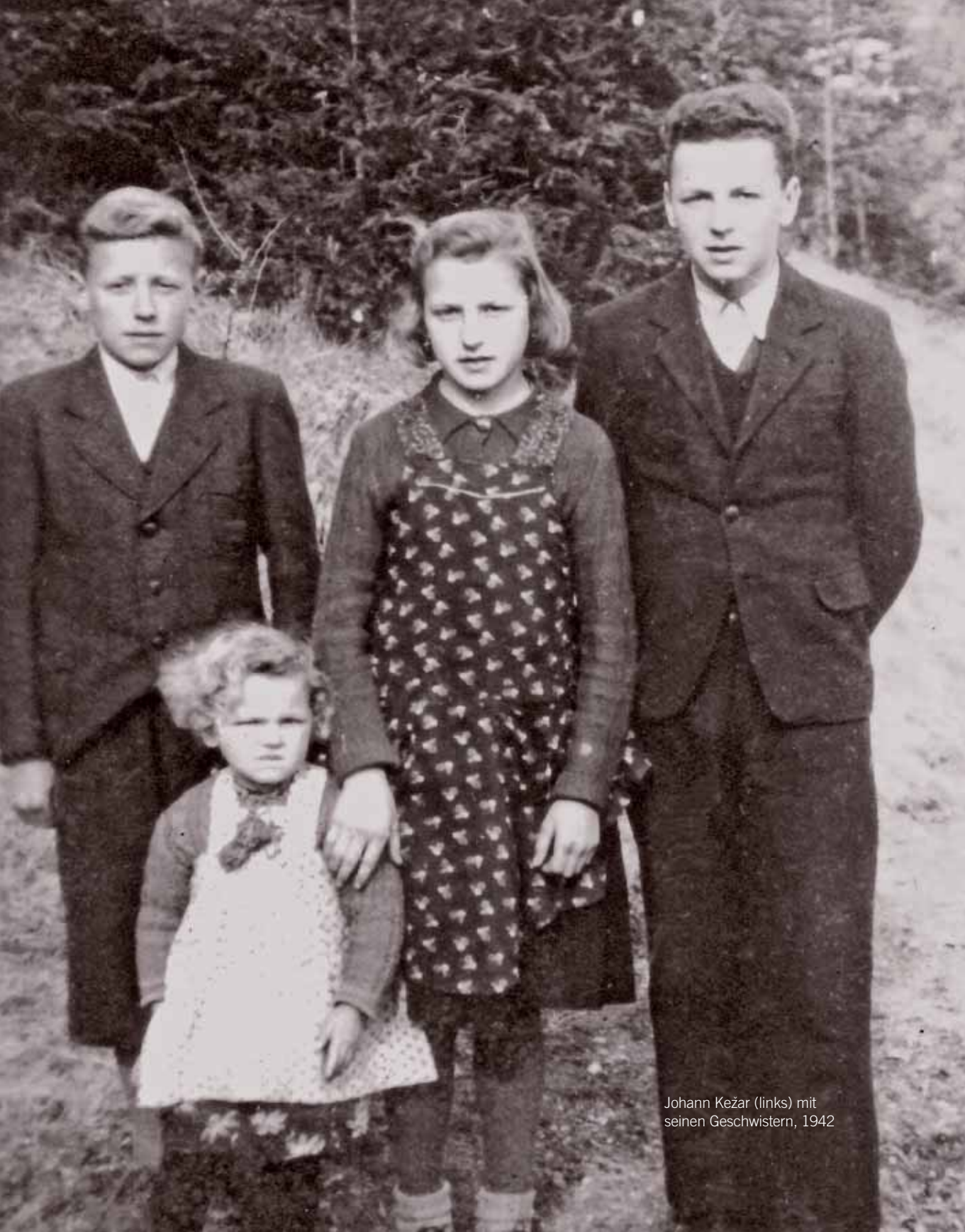
Die Partisanen hatten in der Nähe unseres Hauses einen Bunker, und da waren immer drei Kuriere. Sie alle kamen immer wieder zu uns, und die Oma gab ihnen zu essen. Kurz vor dem Kriegsende wurde einer davon angeschossen, und er starb qualvoll 14 Tage später. Meine Schwester [brachte] ihm Tee und Nahrung, jedoch konnte er nicht essen, da er einen Bauchdurchschuss hatte. Einmal brachten die Partisanen einen Kollegen mit einem gebrochenen Bein. Die Nacht über schliefen sie bei uns auf der Tenne, und in der Früh brachten sie ihn zu einem Schuppen, zirka eine halbe Stunde Gehzeit von uns. Es war tiefer Winter. Nun musste ihm meine Schwester täglich Nahrung bringen, und das 14 Tage lang. Da dies sehr gefährlich war und damit kein Verdacht geschöpft wurde, musste ich sie einige Male begleiten. Dies war sehr mühsam, da viel Schnee auf dem Weg lag.

Als in Remschenig etwa 15 Familien ausgesiedelt wurden, kamen die Deutschen auch zu uns. Da meine Oma schwer krank im Bett lag, nahmen sie nur meinen betagten 80-jährigen Opa mit. Am nächsten Tag haben sie ihn wieder freigelassen – es war wie ein Wunder, und wir wissen noch heute nicht, was das bewirkt hatte.

Am schlimmsten aber war es, als die Deutschen eines Tages drei unserer Nachbarn zu uns brachten. Sie mussten an den Händen zusammengebunden eine Nacht auf der Tenne bei uns verbringen, bis sie am nächsten Tag nach Eisenkappel abgeführt wurden, und wir durften ihnen nicht helfen. Als meine Oma ihnen etwas zu essen geben wollte, sagte ein Deutscher: „Banditen brauchen kein Essen!“ Es war schrecklich, wir haben alle geweint. Meine Oma befürchtete oft, dass auch wir eines Tages so abgeführt werden.

Ich werde nie vergessen, als die Deutschen einen Partisanen in der Nähe unseres Hauses im Bachgraben erschossen haben. Ich ging über die Brücke und sah im Wasser einen blonden Mann liegen. Er lag da ausgestreckt am Rücken, mit Blut überströmt. Noch immer sehe ich dieses Bild ganz genau vor mir, wie könnte ich es jemals vergessen. Natürlich habe ich mich auch zutiefst erschrocken.

Als im Mai der Krieg offiziell zu Ende war, da kamen noch immer Horden von Ustascha [mit dem Deutschen Reich kollaborierende kroatische faschistische Bewegung] über die Grenze. Wir fürchteten uns sehr vor ihnen, da sie oft wahllos durch die Gegend schossen. Mein Onkel (der Bruder meiner Mutter), der zuerst an der deutschen Front war, danach zu den Partisanen ging und gegen Ende des Krieges von den Deutschen festgenommen wurde, hat den Krieg überlebt, wurde jedoch von den Ustascha zuhause auf der Alm erschossen. Was haben wir alle geweint.



Johann Kežar (links) mit
seinen Geschwistern, 1942

Unser Gebiet wurde „**Banditen-** **gebiet**“ genannt

Johann Kežar, Österreich, geboren 1928

Johann Kežar war Angehöriger der Kärntner SlowenInnen und wurde am 23. September 1928 in Horzach/Horce geboren. Als Kind musste er mit seiner Mutter und den Geschwistern den Hof bewirtschaften, da sein Vater zur Deutschen Wehrmacht eingerückt war. Zur Angst um den Vater kamen die Angst vor einer drohenden Aussiedlung sowie der psychische Druck aufgrund ständiger Hausdurchsuchungen seitens der Polizei und Gestapo, da sich immer wieder PartisanInnen bei Familie Kežar einquartierten. Auch einer seiner Brüder schloss sich den PartisanInnen an. Johann Kežar selbst kam zum Arbeitsdienst, der sich aber eher als Vorbereitung auf den Kampfeinsatz herausstellte. Herr Kežar litt sehr unter all diesen Belastungen und unter der Sorge um seine Familie.

Ich bin am 23. September 1928 in Horzach in der Gemeinde Rückersdorf (jetzt Gemeinde St. Kanzian) geboren. Wir waren vier Kinder. Ich bin der Zweitälteste. Meine Eltern besaßen einen kleinen Hof. Als der Zweite Weltkrieg begann, war ich die erste Zeit zuhause. Ich ging noch zur Schule. Als ich im Jahre 1934 in die Volksschule in St. Primus kam, sprach der Oberlehrer mit uns noch slowenisch, es konnte ja keiner die deutsche Sprache. Ab dem Jahre 1935 mussten wir in der Schule nur mehr deutsch sprechen. Im Jahre 1942 bekamen wir in der Schule in der Früh zuerst den Wehrmachtsbericht vorgelesen.

Mein Vater musste im Jahr 1941 in die Deutsche Wehrmacht einrücken, er war eine Zeit lang in Nürnberg bei der Luftabwehr, danach in Russland in Dnjepropetrowsk und am Ende in St. Andrä in Lavanttal.

Zuhause waren wir Kinder mit der Mutter allein. Wir wussten nicht, wie es dem Vater erging. Mein Bruder studierte in St. Paul – er ist ein Jahr älter als ich. Ich weiß noch, wie schwer es war, mit der Mutter den Hof allein zu bewirtschaften. Die Arbeit war schwer, aber wir mussten irgendwie überleben. Wir mussten auch viele Produkte (Milch, Butter und andere Sachen) abliefern. Uns blieb nicht viel übrig zu essen, wir hungerten und hatten ständig Angst um den Vater.

Oft haben sich bei uns zuhause Partisanen versteckt. Sie baten auch um Nahrungsmittel. Einmal waren sie bei uns am Dachboden versteckt, und im Hof suchte die Polizei nach ihnen. Die Mutter wurde ständig verhört und unter Druck gesetzt. Wir wurden verdächtigt, mit Partisanen zusammenzuarbeiten. Der Druck, die ständigen Hausdurchsuchungen, das vernichtete einen. Ich bewundere meine Mutter, dass sie so stark war.

Im Dezember 1944 kam ich in ein Wehrrertüchtigungslager in Eberndorf, dort blieb ich einen Monat, danach hatte ich einen Monat Urlaub. Im Jänner 1945 versteckten sich bei uns wieder Partisanen. Am nächsten Tag gingen sie weiter. Einem der Männer gab ich meine Ski, weil so viel Schnee gefallen war. Zwei Kilometer von uns entfernt hat die Gestapo dann die Partisanen überrascht, den einen haben sie erschossen und den anderen gefangen genommen. Ich hatte schreckliche Angst, dass mich der gefangene Partisan verraten könnte. Er hatte meine Ski. Es wäre schlimm für uns ausgegangen. Zwei Tage später kam die Gestapo und befahl mir und meinem Nachbarn, dass wir den toten Partisanen an Ort und Stelle begraben müssten. Das war für mich eine fürchterliche seelische Belastung.



Johann Kežar mit Gattin Anna
und Kindern, Mai 2008

Oben: Johann Kežar als Chorleiter, 1947

Johann Kežar (links) mit seinen
Eltern Janez und Kristina Kežar und
seinen Geschwistern, 1943

Im Februar 1945 kam ich zum Arbeitsdienst nach Hermagor. Das war kein Arbeitsdienst, das waren Übungen für den Wehreinsatz. Wir bekamen keinen Spaten in die Hand, nur Gewehre. Danach kam ich nach Neumarkt in die Steiermark, auch zum Arbeitsdienst. Wir wurden oft angesprochen, doch zur SS zu wechseln, und einige taten dies auch. Ich war immer hungrig, und es quälte mich die Angst um meine Geschwister und Eltern. Einmal schickte mir die Mutter einen Laib Brot. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er mir und meinen Kameraden schmeckte. Einmal wollten wir schon fliehen, doch ein Bekannter riet uns, noch abzuwarten. Er hatte Zugang zu Informationen. Wenn wir damals geflohen wären, ich weiß nicht, wie das geendet hätte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges durften wir wieder nach Hause. Ich brauchte dafür fast zwei Tage. Fast gleichzeitig kam mein Vater nach Hause.

Mein Bruder Josef kam im Frühling 1944 zur Fliegerabwehr nach Seebach bei Villach. Nach einem Heimaturlaub ging er im Sommer 1944 zu den Partisanen. Wir wussten nicht genau, wo er bei den Partisanen war. Dies belastete uns sehr. Auch wurde unser Hof öfters von der Gestapo durchsucht und die Mutter verhört, da sie glaubten, dass der Bruder Josef einmal zuhause auftauchen würde. Hätten sie meinen Bruder Josef gefunden, wären wir sicher ausgesiedelt worden. Unser Gebiet wurde „Banditengebiet“ genannt.

Mein Bruder, der nach dem Zweiten Weltkrieg nach Hause kam, wurde nie mehr ganz gesund und verstarb im Jahre 1986. Mich belastete der Druck „Kärntner, sprich deutsch“ ein ganzes Leben. Auch nach dem Weltkrieg wurden unsere kulturellen Veranstaltungen noch mehrere Jahre immer wieder von organisierten „Wurfkommandos“ [gewaltsame Übergriffe von Teilen der deutschsprachigen Kärntner Bevölkerung auf Kärntner SlowenInnen in den Nachkriegsjahren] gestört.

Johann Kežar verfolgten die Erinnerungen an diese Erlebnisse sein Leben lang. Er war viele Jahre aktiv am kulturellen Leben der Kärntner SlowenInnen beteiligt: als Organist in seiner Heimatpfarre und von 1946 bis 2008 als Chorleiter mehrerer Chöre des slowenischen Kulturvereins „Danica“ in St. Primus/Št. Primož. Johann Kežar ist am 16. Dezember 2008 verstorben.

Wir waren ja asoziale Menschen

Ingeborg R., Schweiz, geboren 1932

Ingeborg R. wurde 1932 in Wien als Kind einer katholischen Mutter und eines jüdischen Vaters geboren. Ingeborg R.s Mutter ließ sich 1935 von ihrem Mann scheiden, lebte jedoch weiterhin mit ihm zusammen. Als „Mischlinge 1. Grades“ standen sowohl Ingeborg R. als auch ihre Schwester nach dem „Anschluss“ unter ständiger Beobachtung durch die Behörden. Ihr Vater flüchtete, doch viele seiner Verwandten wurden deportiert und ermordet. Frau R.s Mutter wurde durch die Verfolgung und die Demütigungen psychisch krank und kam nach Kriegsende in die Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“, Ingeborg R. und ihre Schwester wuchsen bei der Großmutter und in verschiedenen Heimen auf. Noch heute leidet Frau R. an den Folgen dieser Zeit.

Mein Vater flüchtete im September 1938 nach Frankreich in die Fremdenlegion. Ebenfalls im September 1938 begann ich mit der Schule. Ich sollte den Judenstern tragen! Wir mussten uns nach Vaters Flucht immer persönlich auf der Wache melden, ich glaube monatlich, damit wir nicht ins Ausland gingen. Meine Mutter nahm ihren ledigen Namen wieder an. Meine Schwester wurde am 5. März 1939 auf den Namen Herta B., Vater unbekannt, geboren.

Nachdem Vaters Geschwister mit ihren Familien (insgesamt 13 Personen) alle abgeholt worden waren [sie wurden nach Mauthausen bzw. Theresienstadt deportiert und später ermordet], ein Cousin nach Schweden adoptiert und ein Cousin in der Steiermark versteckt worden war, begann meine Mutter um mich zu kämpfen. Endlich erhielt ich die Bewilligung, ohne Stern in die Schule zu gehen, mit der Auflage, nur die Volksschule absolvieren zu dürfen, und zwar in einer bestimmten Schule (Staudingergasse), was einen täglich halbstündigen Schulweg bedeutete und zurück.

Meine Mutter wurde arbeitslos und schließlich nervenkrank, das war furchtbar. 1940/41 kam ich zum ersten Mal ins Kinderheim, wo ich unter anderem in der Wäscherei arbeiten musste. Ich galt als asoziales jüdisches Wesen. Auch meine kleine Schwester kam 1941 für einige Monate in ein Heim – in die Kinderanstalt „Am Spiegelgrund“ [auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“]. Die Familie wurde getrennt. Mit zirka zehn Jahren erkrankte ich schwer an einer Gelenksentzündung mit Lähmungen, was einen wochenlangen Spitalsaufenthalt notwendig machte.

Fast am Ende des Krieges wurden wir bei der gegenüber [unserer Wohnung] stationierten SS als „Judenpack“ gemeldet, so dass wir bei Nacht im brennenden Häusermeer zur Großmutter, 20., Rauscherstraße 5, flüchteten, die uns 1944/45 bis Kriegsende im Keller versteckte.

Meine Mutter hat dies alles nicht verkraftet, nach 2- bis 3-maligen Nervenzusammenbrüchen wurde sie im Dezember 1945 nach Steinhof eingewiesen. Meine kleine Schwester kam erneut ins Kinderheim und später zu Pflegeeltern, ich in die Lustkandlgasse [Kinderübernahmestelle der Stadt Wien] und dann in ein Lehrlingsheim. Ich musste für den Aufenthalt Arbeiten im Heim verrichten (waschen, putzen), in der „Freizeit“ stricken und Taschen knüpfen. Die Arbeiten wurden ver-

kauft – wir waren ja „asoziale“ Menschen. Wenn man sein „Pensum“ erfüllt hat, war einmal im Monat ein Besuch der Großmutter erlaubt. Die Arbeit im Heim war manchmal unzumutbar. Ich war unterernährt und hatte mit 14 Jahren das Gewicht einer 10-Jährigen.

Ich habe die letzte Klasse noch fertig gemacht und bekam danach durch das Lehrlingsheim im 15. Bez., Kriemhildplatz, im Mai 1947 eine Stelle als Verkäuferin. Mein Vater war inzwischen zurückgekommen. Mein Leben begann nun neu. Nur die Kindheit wurde verdrängt. Geblieben ist die Angst vor Feuer, Schüssen, Kellern, Dunkelheit und Verfolgung.

Als ich im März 1956 mit meinem Mann in die Schweiz ging, versuchte ich, alles hinter mir zu lassen, das Schwere zu verdrängen, so dass bis heute in der Schweiz niemand über meine jüdische Vergangenheit und Abstammung weiß. Aus Angst vor neuer Missachtung und Verfolgung. (Der Antisemitismus blüht ja leider schon wieder auf.)



Ludwig W. Adamec,
1950

Die Würde der Arbeit

Ludwig W. Adamec, USA, geboren 1924

Ludwig W. Adamec wurde am 10. März 1924 in Wien geboren. Sein Vater starb, als er noch ein Kind war, seine Mutter 1940. Daraufhin kam er in ein Waisenheim, von wo er einige Male davonzulaufen versuchte. Aus diesem Grund wurde er als „asozial“ in das berüchtigte Jugendkonzentrationslager Moringen in Deutschland deportiert. Die nachfolgende Lebensgeschichte, im Original auf Englisch verfasst, hat Herr Adamec eigens für diese Publikation geschrieben.

1938 war ich 14 Jahre alt und hatte acht Jahre Pflichtschule in meiner Heimatstadt Wien beendet, als Österreich Teil des „Großdeutschen Reiches“ wurde. Ich fühlte mich erwachsen und lebte bei meiner Mutter, mein Vater war gestorben, als ich fünf Jahre alt war. Ich litt an Fernweh, dem Wunsch, die Welt zu sehen, aber als Kind der [wirtschaftlichen] Depression schien es keine Möglichkeit zu geben, dass mein Traum jemals in Erfüllung gehen würde. Trotzdem lernte ich ein wenig Englisch, nur für den Fall, dass ich es irgendwann schaffen würde.

Endlich frei von jeder schulischen Bevormundung, war ich froh, als ich erfuhr, dass die Regierung jedem ab 14 Jahren Arbeitslosenunterstützung zahlte. Großartig, dachte ich, Geld für nichts! Ich ließ mich sofort für die wöchentliche Zahlung von ein paar Mark registrieren. Aber nach einigen Wochen tauchte ein Arzt beim Arbeitslosenamt auf und erklärte jeden für „tauglich“. „Tauglich wofür?“, fragte ich. „Landwirtschaftliche Arbeit“, antwortete er. Ich hatte etwa Durchschnittsgewicht und -größe, fühlte mich aber für diese Art von Arbeit nicht in der Lage. Mir wurde erklärt, dass ich es nur dann vermeiden könne, eingezogen zu werden, wenn ich eine Lehrlingsstelle finden würde. Ich hatte das Glück, eine solche Stelle als Werkzeug- und Formenmacher zu finden, ein Beruf, der von der Regierung damals gefördert wurde.

In meiner Freizeit sah ich mir mit Vorliebe amerikanische Filme an, und ich wurde ein leidenschaftlicher Jazzliebhaber. Mit einigen Freunden besuchte ich an Samstagabenden eine Tanzschule, und gelegentlich traf ich mich unter der Woche mit Freunden, um amerikanische Platten zu hören. Wir kleideten uns in spezieller Art und Weise: Sakkos bis zu den Knien, enge Hosen mit hohen Stulpen und lange Krawatten mit kleinem Knoten. Wir waren „Swing-Boys und Swing-Girls“, die dem Gespött der breiten Öffentlichkeit ausgesetzt waren. Einmal stand ich vor einem Kino, als eine Kompanie der Hitlerjugend vorbeimarschierte. Plötzlich befahl deren Führer: „Augen rechts!“, und rief dann: „Wer steht da?“, und die Burschen riefen einstimmig: „Ein Schlurf!“ Schlurf war der Wiener Ausdruck für Swing-Boy. Natürlich wollte ich der Hitlerjugend nicht beitreten.

Meine Mutter starb im Jahr 1940, als ich 16 Jahre alt war, und ließ mich als Vollwaisen zurück. Ich hatte keine nahen Verwandten, die bereit gewesen wären, für mich Vormund zu sein, und ich fühlte mich alt genug, um selbst auf mich aufzupassen. Aber Minderjährigen war es nicht erlaubt, alleine zu leben, schon gar nicht, wenn sie diese fremdartige Musik spielten und Freunde zum Tanz und zu Jam-Sessions im Haus hatten. Das gute Leben war schnell vorbei. Eines Morgens wachte ich auf und ging hinunter auf die Straße, als mir jemand erzählte, dass einige meiner Freunde verhaftet worden seien. Anscheinend hatte ich so fest geschlafen, dass ich das Klopfen an der Tür nicht gehört hatte.

Ich beschloss zu fliehen. Ich nahm mein Fahrrad und verließ Wien in Richtung Passau, und dort entschied ich mich zu versuchen, in die Schweiz zu flüchten. Mit dem Fahrrad schien es etwas zu weit zu sein, deshalb verkaufte ich es, nahm den Zug nach

Friedrichshafen und dann die Fähre über den Bodensee nach Konstanz. Die Hälfte der Stadt [die Stadt Kreuzlingen] lag in der Schweiz, und in der deutschen Hälfte der Stadt gab es anders als im restlichen Deutschland keine nächtlichen Verdunkelungen. Als ich dort angekommen war, hatte ich mein ganzes Geld ausgegeben, und auf der Suche nach einer Unterkunft ging ich zum Roten Kreuz. Eine freundliche Dame brachte mich sofort in ein Gasthaus, besorgte mir ein Zimmer, das sie von außen absperrte, und ging weg.

Meine Befürchtungen bestätigten sich, als am nächsten Morgen ein Mann von der Gestapo kam und mich in sein Büro mitnahm. Er verhörte mich und wollte wissen, ob ich in die Stadt gekommen war, um über die Grenze in die Schweiz zu gelangen. Da ich nichts gestand, brachte er mich ins Stadtgefängnis, wo ich ungefähr zwei Wochen lang eingesperrt war. Es war eine schreckliche Erfahrung für mich. Nachdem ich entlassen worden war, weil aus Wien kein Haftantrag gekommen war, kam ich zu der Überzeugung, dass ich die Grenze in die Schweiz nicht überschreiten könne, und kehrte in mein geliebtes Wien zurück. Ich war erst zwei Tage zuhause, als ich in ein Waisenheim gebracht wurde.

Dann begann eine Zeit, in der ich wiederholt aus der Obhut floh und in eine Besserungsanstalt geschickt wurde. Mit der Unterstützung von Freunden, die vor meinem „Mut“ Respekt hatten, lebte ich ohne Lebensmittelkarten und ohne festen Wohnsitz, bis ich schließlich von einer der allgegenwärtigen Polizeikontrollen in Wien gefasst wurde und in die Anstalt zurückgebracht wurde. Abermals draußen, startete ich einen weiteren Versuch, Deutschland über die ungarische und tschechoslowakische Grenze zu verlassen, wurde aber von der Gestapo verhaftet und nach Wien ins Gefängnis transportiert.

Nachdem ich eine Dauer von sieben Monaten im Gefängnis abgesessen hatte, wurde ich in ein Gestapo-Gefängnis in der Rossauer Kaserne verlegt. Ich landete in einer großen Zelle mit ungefähr 35 Häftlingen, die, wie ich erfuhr, darauf warteten, entlassen oder in ein Konzentrationslager geschickt zu werden. Die Leute hatten von „Arbeitslagern“ für asoziale Personen gehört, „um ihnen die Würde der Arbeit zu lehren“, aber niemand schien etwas von der Existenz von Vernichtungslagern zu wissen. Für mich war das erste Anzeichen von Gefahr, als ein großer, gut aussehender Mann in unsere Zelle zurückkehrte und „Auschwitz, mein Tod!“ schrie. Ich fand heraus, dass er von Dachau geflohen war und ihm gesagt worden war, dass er in dieses Todeslager geschickt werde.

Die Prozedur verlangte es, dass jeder einzelne Fall in Berlin entschieden werden musste, was üblicherweise ungefähr einen Monat dauerte. In meinem Fall wurde ich schon nach wenigen Tagen vorgeladen, und es wurde mir mitgeteilt, dass ich in das Jugendschutzlager Moringen geschickt würde, „wo sie dir die Wadeln nach vorne richten werden.“ Während sie sich um administrative Details kümmerten, betrat ein Mann den Raum und verkündete, dass ein Häftling, den sie einige Wochen zuvor verschickt hatten, an einer Kreislauferkrankung gestorben sei. Die Gestapo-Männer lachten und amüsierten sich über den Scherz.

Alle paar Tage rief ein Beamter die Namen der Häftlinge aus, die entweder entlassen oder an unbekannte Destinationen gebracht werden sollten. Ich war an der Reihe, und mit etwa 16 weiteren Häftlingen wurde ich zum Westbahnhof gebracht. In Handschellen und bewacht von SS-Aufsehern und zwei Hunden wurden wir zu einem Sonderzug mit Abteilen in Telefonzellengröße geführt. Mit vier oder fünf Männern in einer solchen Zelle fuhr ich nach Linz, Prag, Asch [Aš: nordwestböhmische Stadt an der Grenze zu Deutschland] und schließlich Moringen. In jeder Stadt hielten wir für einige Tage, um entsprechend den Bestimmungsorten der Häftlinge in neue Gruppen umorganisiert zu werden. Als wir in Prag zu unserem Zug marschieren mussten, gelang es einem Gefangenen, seine Handschellen zu öffnen und unter einen Zug zu springen, der in der Station stehen geblieben war. Ich weiß nicht, ob er es geschafft hat zu fliehen.

Ich kam in Moringen mit vier oder fünf weiteren Häftlingen an. Wir wurden nach unseren Personalien gefragt, einer nach dem anderen, während die anderen Kniebeugen oder Liegestütze machen mussten. Wir bekamen unsere Häftlingskleidung und mussten zum Beobachtungsblock für Neuankömmlinge marschieren. Um Kosten an Häftlingsbewachung zu sparen, wurde jeder Block von einem Blockführer geleitet, der ein SS-Offizier war und einem Häftling, dem Blockältesten, viel Machtbefugnis übertrug. Der Blockälteste zur Zeit meiner Ankunft starb ein Jahr später, er wurde beschuldigt, Essen gestohlen zu haben, und überlebte seine Bestrafung nicht. Der Mann, den er bestohlen hatte, war ein Klassenkollege von mir, der später ebenfalls starb.

Mein Block befand sich in einem der Hauptgebäude. Es gab einen Schlafsaal mit Stockbettkojen. Um sechs Uhr früh sprangen wir beim Befehl „Alles auf!“ aus den Betten, machten die Betten gemäß den spezifischen Instruktionen und wuschen uns bei den Reihen von Wasserhähnen mit kaltem Wasser. Dann marschierten wir auf den Platz hinaus, wo wir gezählt und nach Arbeitseinsatz gruppiert wurden. Die Kranken kamen

zur Gruppe Krankenrevier – es war besser, wenn sie tatsächlich krank waren, andernfalls wurden sie für den Versuch, einen Tag Arbeit zu schwänzen, bestraft. Manchmal griffen Häftlinge zu Selbstverstümmelung, um ins Krankenrevier verlegt zu werden. Das wurde als Sabotage betrachtet und bestraft.

In der ersten Woche in Moringen war ich der Arbeit in einer Salzmine zugeteilt, die als Munitionslager verwendet wurde, und später in einem Steinbruch. Glücklicherweise verletzte ich mir zu einem Zeitpunkt den Fuß, als eine neue Fabrik namens „Piller“ eröffnet wurde, und ich wurde dieser neuen Arbeit zugeteilt. Ich war einer von acht Häftlingen mit einiger Erfahrung in der Metallarbeit, und jedem wurden vier oder fünf Helfer zugewiesen, um – wie das Gerücht umging – riesige Suchscheinwerferanlagen zu bauen. Schließlich arbeiteten wir abwechselnd 12 Stunden in Tag- bzw. Nachtschicht, von sieben in der Früh bis sieben am Abend. Ein Wiener Häftling hoffte, in ein Spital zu kommen, von wo aus er seiner Familie um Lebensmittelpakete schreiben könne. Er bat mich, den Metallschneider anzuwerfen, so dass er sich die Finger seiner linken Hand abschneiden könne. Nur ich hatte die Erlaubnis, die Maschine zu bedienen, und ich verweigerte ihm seine Bitte. Später habe ich ihn in Wien getroffen, und er war dankbar, dass ich seinem Wunsch nicht nachgekommen bin. Ein sadistischer SS-Offizier, dem wir den Namen eines russischen (oder deutschen) Panzers gegeben hatten, verbrachte seine Zeit bei „Piller“ damit, Gefangene zu schlagen. „Wo ist dein Arbeitsplatz?“, pflegte er zu sagen. „Ich komme von der Toilette“, schlechte Ausrede. Man musste stillstehen, bis er vom Schlagen müde geworden war oder man einen Zahn ausgespuckt hatte.

Nach der Rückkehr in unsere Unterkünfte am Abend versammelten wir uns zum Appell, der darin bestand, die Häftlinge auf Körper- und Kleidungsreinlichkeit zu untersuchen. Die Betten mussten auf eine spezielle Weise gemacht werden. Die Schuhe mussten sauber sein – inklusive der Sohlen –, zerrissene Häftlingsuniformen mussten genäht werden. Appelle waren ein wichtiges Mittel zur Schikane. Häftlinge, die im Steinbruch arbeiteten, hatten einen Nachteil, sie benötigten länger zum Säubern. Diejenigen, die wegen Verstößen aufgerufen wurden, sahen sich verschiedenen Strafen ausgesetzt: Stockhiebe, Essensentzug oder hartes Lager. Ostermann, unser Blockführer, hielt jeden Abend Indoktrinierungsstunden, und Häftlinge, die sich seinen Geschichteunterricht nicht merkten, mussten leiden. Strafen wurden vor den versammelten Häftlingen verteilt. Oft führte ein als Experte bekannter Offizier die Stockhiebe aus. Der Gefangene musste die Schläge zählen. Wenn er in seinem Schmerz aufhörte zu zählen, wurde er

so lange weiter geschlagen, bis er seine Zahlen richtig hatte. Danach musste er sich für seine Bestrafung bedanken, indem er sagte: „Zehn Schläge mit Dank erhalten.“

Am Existenzminimum zu leben, wiederholt Probleme zu bekommen war gefährlich für die Gesundheit. Einige Unglückliche, die keinen Überlebenswillen besaßen, waren wandelnde Skelette – Muselmänner, wie wir sie nannten. Einige Gefangene erhielten Rot-Kreuz-Pakete oder Essenspakete von Verwandten, aber das waren die wenigen Glücklichen. Als wir mit der 12-Stunden-Schicht begannen, bekamen wir all unsere Mahlzeiten auf einmal. Wir verschlangen gierig die Krautsuppe oder, unser Lieblingsgericht, Erbsensuppe (die nahrhafter war), aber dann mussten wir 24 Stunden lang warten, bis wir wieder zu essen bekamen. Bis auf diejenigen, die Zugang zu zusätzlichem Essen hatten, waren wir alle unterernährt.

Nach Monaten der Beobachtung wurden die Häftlinge in einen der sieben [weiteren] Blocks verlegt. Ich kam in den Block „E“ [Erziehungsfähige], der für diejenigen bestimmt war, die für die Rehabilitierung geeignet waren. Dieser Block war sauberer, und immer, wenn irgendeine Kommission kam, um das Lager zu inspizieren, wurde ihnen der Block „E“ gezeigt. Ich arbeitete noch eine Weile bei „Piller“, bekam dann aber eine Arbeit als Reinigungskraft in den SS-Baracken. Mein Vorgänger hatte den Fehler gemacht, sich einen Siegelring anzueignen, der bei „Piller“ aus einer Messingmutter hergestellt worden war. Das war Sabotage. Nachdem der Mann gründlich geschlagen worden war, fragte der Blockführer nach einem Freiwilligen für die Arbeit. Keiner meldete sich freiwillig, obwohl ich es später doch tat, weil ich spürte, dass es meine Überlebenschancen verbessern würde. Man konnte Essen organisieren und Zigarettensammel sammeln, die ein Tauschmittel waren. Wir waren zwei Wiener, die für die Baracken verantwortlich waren.

Es gab zwei Arten von SS-Männern: die Offiziere, üblicherweise Reichsdeutsche, und die Aufseher, die Volksdeutsche waren, Deutsche, die am Balkan zur SS einberufen worden waren. Nur die Offiziere waren in direktem Kontakt mit den Häftlingen. Die Volksdeutschen, von denen einige nur gebrochen Deutsch sprachen, waren die Aufseher, die im Sommer wie im Winter am Rand des Lagers und an den verschiedenen Arbeitsplätzen postiert waren.

Einmal war mein Überleben gefährdet: Ich hörte für gewöhnlich angloamerikanische Sender in den Quartieren der Aufseher und erzählte bestimmten Freunden von den Nachrichten. Einige der Häftlinge bei „Piller“ diskutierten die politische Situation auf



Ludwig W. Adamec, 2005

der Toilette und freuten sich darüber, dass die Alliierten kurz vor der Einnahme Bonns am Rhein standen. Sie wurden von einem SS-Aufseher belauscht, der sich in die Toilette geschlichen hatte, um die Gefangenen zurück zur Arbeit zu scheuchen. Er verhaftete sie und brachte sie zum Leiter des Sicherheitsdienstes (SD), und einer nach dem anderen erzählte, von wem er die Nachrichten gehört hatte. Es dauerte drei Tage, bis ich hinzitiert wurde und dem Mann gegenüberstand, dem ich ursprünglich die Informationen anvertraut hatte. Der SD-Leiter empfing mich mit einem diabolischen Lächeln: „Jetzt haben wir dich!“ Leute wurden wegen des Abhörens feindlicher Sender exekutiert. Was mich gerettet hat, war, dass ich Zugang zu deutschen Zeitungen hatte, und ich hatte gelesen, dass Pryn am Rhein [der exakte Name der gemeinten Stadt ist nicht mehr innerlich] bedroht sei. Als ich mich mit meinem Ankläger konfrontiert sah, sagte ich, es sei Pryn gewesen, nicht Bonn. Bonn – Pryn, Bonn – Pryn, stotterte er – der SD-Leiter glaubte schließlich mir.

Die Alliierten näherten sich, und er [der SD-Leiter] war ein Einwohner Moringens – es lag in seinem Interesse, mir zu glauben. Jeder Überlebende könnte Rache suchen. Er fragte mich, was ich davon halte, Häftlinge zur SS heranzuziehen, um sich den alliierten Truppen noch einmal entgegenzustellen. Ich war ehrlich und sagte ihm, dass die meisten von uns nicht wüssten, wie man ein Gewehr abfeuert, und dass nach den vielen Jahren der Inhaftierung die meisten bei der ersten Gelegenheit flüchten würden.

Das war es, was ich tat, nachdem wir in das etwa 20 Kilometer entfernte Göttingen evakuiert worden waren. Mit einem weiteren Wiener marschierte ich in der Nacht durch die Front, vorbei an amerikanischen Soldaten, die uns nicht aufhielten, als ich erklärte: „Wir sind eure Freunde, Häftlinge aus einem Konzentrationslager.“ Aber das ist eine andere Geschichte.

Ludwig W. Adamec verließ Österreich im Jahr 1950 und machte ausgedehnte Reisen durch Europa, Asien und Afrika. Er ließ sich 1954 in den USA nieder und erwarb einen Dokortitel in *Middle East Studies*. Heute ist er emeritierter Professor an der Universität von Arizona.

Ich kannte nur arbeiten

Franziska Jagerhofer, Österreich, geboren 1938

Franziska Jagerhofer wurde am 11. Oktober 1938 in Graz geboren. Da ihre Familie in einem Wohnwagen lebte und der Vater aufgrund einer Behinderung keiner geregelten Arbeit nachgehen konnte, wurde die Familie von den Nationalsozialisten als sogenannte Asoziale verfolgt. Der Vater von Franziska Jagerhofer kam 1941 ins KZ Flossenbürg, wo er 1942 ums Leben kam. Die Mutter von Franziska Jagerhofer wurde 1942 nach Auschwitz deportiert; sie überlebte. Franziska Jagerhofer und ihre drei Schwestern wurden auf verschiedene Pflegeplätze aufgeteilt.

Mit zwei Jahren wurde ich zu Bauern gegeben. Ich musste schon vor der Schulzeit fleißig im Stall und am Feld arbeiten. Ferien und Urlaub kannte ich nicht. Da fürs Lernen in der Schule keine Zeit blieb, schloss ich auch mit der 4. Volksschulklasse die Schule ab. Folgedessen war es mir nicht möglich, einen Beruf zu erlernen, und ich musste mein ganzes Leben als Hilfsarbeiterin arbeiten. Mir wurde immer verheimlicht, wo meine Eltern waren. Ich war oft sehr traurig und weinte viel, weil meine Pflegeeltern mich als fremdes Kind behandelten. Erst mit 25 Jahren konnte ich meine Mutter ausfindig machen. Sie erzählte mir von ihren grausamen Erlebnissen im KZ und vom Tod meines Vaters im KZ. Ich kannte nur arbeiten von früh bis abends, aber ein geborgenes Elternhaus fehlte mir. Wie mich das alles belastete und heute noch belastet, können Sie sich vorstellen.



Franziska Jagerhofer besitzt kein einziges Foto aus ihrer Kindheit, ebenso wenig wie eine Erinnerung an ihre Mutter aus dieser Zeit



Anton Müller mit der
tätowierten KZ-Nummer

Meine Nummer war Z6835

Anton Müller, Österreich, geboren 1924

Anton Müller wurde am 27. März 1924 in Zahling/Burgenland als zweites von fünf Kindern einer Roma-Familie geboren. Von seinem siebten bis zum 14. Lebensjahr arbeitete er für Kost und Quartier bei einem benachbarten Bauern. Ab Juli 1938 wurden alle Burgenland-Roma, so auch Anton Müller, zur Zwangsarbeit verpflichtet. 1943 wurde schließlich die ganze Familie nach Auschwitz deportiert. Herr Müller kam 1944 über Ravensbrück nach Mauthausen, wo er die Befreiung erlebte. Anton Müllers Vater, eine Schwester mit ihren Kindern und ein Bruder mit Frau und Kindern haben die NS-Zeit nicht überlebt.

Der folgende Auszug aus der Lebensgeschichte von Herrn Müller wurde einem Interview aus der ZeitzeugInnen-Dokumentation „Mri Historija. Lebensgeschichten burgenländischer Roma“ des Vereins „Roma Service“ entnommen.

Die Kinder und Jugendlichen sind in die Schule gegangen und haben bei den Bauern gearbeitet. Einige sind auch auf Saison gefahren. [...] Ich bin dann nach Heiligenkreuz musizieren gegangen. Beim Kapellmeister meines Vaters, in Heiligenkreuz, habe ich spielen gelernt. Von meinem achten bis dreizehnten Lebensjahr habe ich musiziert. Ich habe immer gearbeitet, ich habe musiziert, war [beim Bauern] in Dienst, habe im Straßenbau und beim Bohrturm gearbeitet. Die Häuser in Zahling, wo ich in Dienst war, stehen noch. Aber die Alten sind schon gestorben. Die Schule habe ich nur vier Jahre besuchen können, weil der Hitler schon in der Nähe war. Wir haben uns nicht mehr getraut. So habe ich halt aussetzen müssen. [...] Daheim ist es uns nicht so gut gegangen. Unsere Eltern waren froh, dass ich bei den Bauern mein Leben und meine Unterkunft gehabt habe. [...] Ich bin vom Dienst beim Bauern dort [zur Zwangsarbeit nach Königsdorf] hingebraucht und als so genannter Wasserbub, als Zuträger, eingesetzt worden. Die SSler, die die Aufsicht hatten, haben alle aus der Gegend gestammt. [...]

Nach der Deportation der ersten Zahlender Roma-Familien flüchtete die Familie in die Steiermark und fand Unterschlupf bei einem Bergbauern, die männlichen Familienmitglieder wurden aber einige Zeit später verhaftet. Da die Mutter von Anton Müller keine Romni war und einen Ariernachweis besaß, kam er schließlich wieder frei. Er wurde zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einberufen, konnte aber nach sechs Monaten in seinen Heimatort zurückkehren.

Als ich vom RAD zurückgekommen bin, haben sie uns bald verhaftet. Wir sind in Privatlastwägen nach Fürstenfeld transportiert worden. Dort sind wir in Viehwaggons hineingepfercht und direkt nach Auschwitz deportiert worden. Das war im Frühjahr 1943. Meine Mutter hätte nicht mitgehen müssen, da sie als „Arierin“ gegolten hat, aber sie hat uns nicht fortlassen wollen. Mein Vater hat noch versucht, sie davon abzuhalten, aber es ist nicht gegangen. [...] Uns ist ja immer gesagt worden, zuerst in Fürstenfeld, dann im Zug, dass wir in Polen Arbeit bekommen, Geld verdienen und schön leben würden. Die Jüngeren würden arbeiten, die Älteren würden betreut werden, so haben die Versprechen gelautet. Aber als ich gesehen habe, wie sie [mit Gummiknüppeln] zugeschlagen haben, habe ich natürlich gewusst, dass sie uns angelogen hatten. [...]

Und als wir in Birkenau angekommen und die Leute ausgestiegen sind, haben die einen dahin, die anderen dorthin müssen, die [älteren] Frauen hier, die jüngeren Frauen dort. Die Jüngeren haben als Arbeitskräfte gegolten, die Älteren sind in die Gaskammer gekommen. So war das. Nur die Arbeitskräfte sind überhaupt ins Lager hineingekommen. Drei Tage später bin ich dann tätowiert worden. Meine Nummer war Z6835. Sie haben bei eins angefangen, und ich war die Nummer 6835. [...] Sobald du die Nummer bekommen hast, ist es besser geworden. Weil die Nummer hat bedeutet, dass man arbeiten gehen kann. Und die, die keine Nummer bekommen haben, sind in die Gaskammer gekommen. Die gleiche Nummer hat man auch neben dem schwarzen Winkel [Stoffdreiecke auf der Häftlingskleidung] gehabt. Die schwarzen Winkel waren für Zigeuner [bzw. „Asoziale“], die gelb-roten Sterne für [als „politische Häftlinge“ inhaftierte] Juden, die roten [Winkel] waren für die Politischen, die grünen für Berufsverbrecher und die violetten für Bibelforscher [ZeugInnen Jehovas]. [...] Es hat mehrere Abteilungen in Birkenau gegeben: eine für die Zigeuner, eine für die Juden und so weiter. Es waren doppelte Reihen, und dazwischen ist die Lagerstraße hindurchgegangen. Die Kinder und Frauen sind ebenfalls in einer eigenen Baracke untergebracht worden. Aber die Frauen, die ganz kleine Kinder und Babys gehabt haben, sind an der Rampe zu den Alten gestellt worden. Sie sind auch in den Gasraum gekommen und danach verbrannt

worden. Meine Schwester hat ja auch drei Kinder gehabt, ein Baby war auch dabei, und sie haben sie verbrannt. [...]

Wenn du krank geworden bist – angenommen, du hast 40 Grad Fieber gehabt –, war es gescheiter, du bist arbeiten gegangen. Ist man ins Spital gekommen, war man weg, man hat einfach eine Spritze bekommen, meistens eine Wasserspritze, und war tot. Auch wenn man halb tot gewesen ist, hat man arbeiten müssen. Sobald du krank gewesen bist, viele haben ja nicht mehr können, hast du keine Chancen mehr gehabt. [...]

Ich war beim Kanalbau, händisch graben und Rohre verlegen. Ich war auch bei den so genannten Entlausungen dabei. Wenn ein neuer Transport gekommen ist, ist alles durchsucht worden, und wir haben den Schmuck in große Tonnen hineinschmeißen müssen. Wo er hingekommen ist, weiß ich nicht, am Abend war bereits alles verschwunden. Dann sind sie [die neu Angekommenen] in den Gasraum hineingekommen, haben ein Handtuch und eine Seife erhalten und sind nicht mehr herausgekommen. Wenn wir etwas gesagt hätten, sie gewarnt hätten, wären wir selber dran gewesen. 15.000 ungarische Juden sind in einer Nacht verbrannt worden, vom Zug gleich zum Krematorium. Ich mag nicht mehr daran denken. [...]

Wenn wir das Lager verlassen haben müssen bei 30 Grad Kälte, sind etliche gleich liegen geblieben. Sie sind auf der Stelle erfroren. Einfach erfroren. Aber die, die sich ein bisschen zu helfen gewusst haben, haben Zementsäcke genommen, die sie bei der Arbeit verwendet haben, haben sie durchgeschnitten und innen angezogen. Wenn sie dich dabei erwischt hätten, hätten sie dich gleich erschlagen. Und du glaubst nicht, wie warm ein Papier ist – wärmer als ein Gewand. [...]

Geschlagen worden bin ich wie ein Vieh, mit dem Gewehrkolben haben sie meine Zähne zerschlagen, ein anderes Mal habe ich 25 [Schläge] bekommen. In Birkenau war das Männerlager durch einen Zaun vom Frauenlager, wo meine Mutter war, getrennt. Einmal hat sie mir von ihrem Brot die Hälfte herübergeworfen. Als ich das Brot habe zusammenklauben wollen, bin ich erwischt worden. Ein SSler hat mich mit dem „Ochsenzahn“ – so haben sie die Peitsche genannt – geschlagen. Ich habe mitzählen müssen, bin aber nur bis fünf gekommen. 14 Tage habe ich kaum gehen können und immer auf dem Bauch liegen müssen. Trotzdem habe ich hinausgehen müssen, um zu arbeiten. [...]

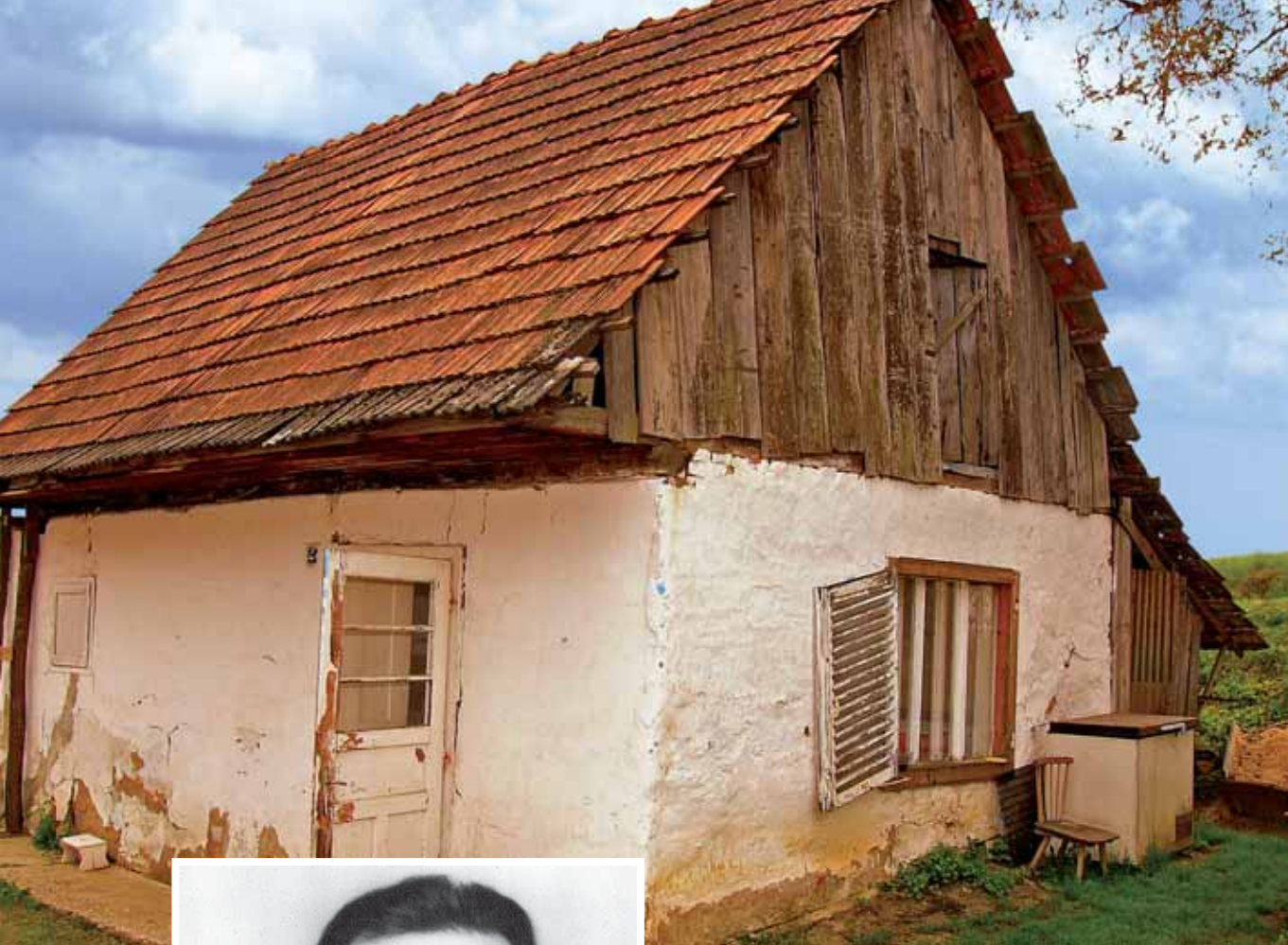
Die Befreiung habe ich in Mauthausen erlebt. [...] Bevor ich nach Mauthausen trans-

portiert worden bin, war ich aber noch 14 Tage lang im KZ Ravensbrück. Ravensbrück war eine Zwischenstation auf dem Weg von Birkenau nach Mauthausen. Ich war mit den russischen Inhaftierten zusammen, und wir haben im Wald Holz schneiden müssen. [...] In Ravensbrück sind die Männer kastriert worden. Die, die sich haben kastrieren lassen, sind entlassen worden, aber ich habe mich nicht kastrieren lassen. Dann bin ich nach Mauthausen gekommen. [...] Gott sei Dank habe ich nicht im Steinbruch arbeiten müssen. Ich war einer von fünf Inhaftierten, die Musik spielen haben können, und war der Lagerkapelle zugeteilt. [...] Wir haben mit unserer Kapelle die Arbeiter hinausbegleitet, der Steinbruch war ungefähr 150 Meter entfernt, und so lange gespielt, bis alle hinuntergegangen sind. Jeden Tag. Am Abend haben wir sie um 19 Uhr wieder abgeholt. [...] Während des Tages habe ich im Lager gearbeitet: Straßen reinigen, Klo reinigen, Tonnen ausleeren, Haare schneiden, alles halt, was angefallen ist. Das war unsere Arbeit. In Mauthausen ist es uns besser gegangen als in Auschwitz, weil wir Musiker und alle, die im Lager gearbeitet haben, einen Löffel Suppe als Zuschlag bekommen haben. So habe ich am Leben bleiben können. [...]

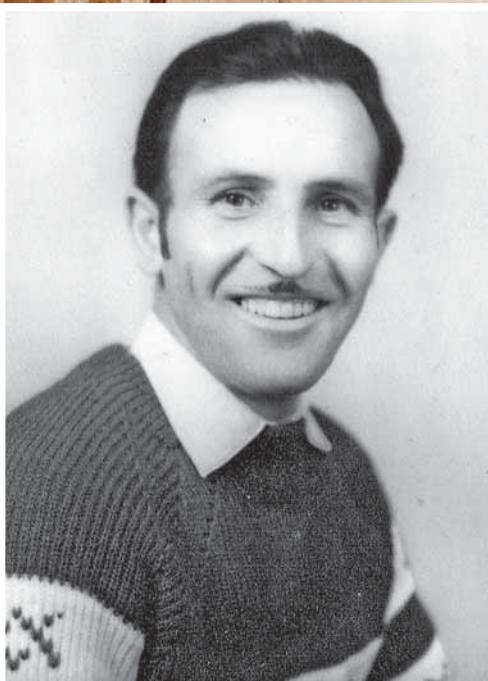
Als ich befreit wurde, habe ich gedacht, dass die Welt jetzt mir gehört. Aber viele sind erst nach der Befreiung gestorben. Wir haben ja überall hingehen dürfen, haben machen können, was wir wollten. Keiner hat was sagen dürfen. Überall sind die Gläser [mit Lebensmitteln] aufgemacht und gegessen worden – viele haben die Ruhr bekommen und sind gestorben. Aber ich bin mit einem alten Rom [...] heimgegangen, und er hat zu mir gesagt: „Du, wenn du mit mir heimgehen willst, halte dich so, wie ich es dir sage. Iss nichts Fettes! Wir essen trockenes Brot, vielleicht ein bisschen was dazu, und so wirst du gesund bleiben.“ Und so sind wir heimgekommen. Ich habe nur mehr 35 Kilo gewogen. [...]

Nach der Befreiung durch die US-Amerikaner und einem mehrmonatigen Lazarettaufenthalt kehrte Anton Müller im Herbst 1945 nach Zahling zurück. Die dortigen sowjetischen Soldaten – darunter auch einige Roma – erlebte Herr Müller als sehr anständig und die Roma unterstützend. Es gelang ihm, sich eine neue Existenz aufzubauen. Um seinen Kindern Benachteiligungen aufgrund ihres Familiennamens zu ersparen, ließ er seinen Namen ändern. Über seine Erlebnisse während der KZ-Haft hat Anton Müller viele Jahre nicht gesprochen.

Nach dem Krieg haben mich ja die Leute vom Ort ausgefragt, sie waren neugierig, aber ich habe kein Wort erzählt. Sie hätten mir ohnehin nicht geglaubt. Soll ich es wem erzählen, der dann fortgeht und sagt, er wurde zum Narren gehalten?



Ein altes Roma-Haus in Zahling, ca. 100 Jahre alt



Anton Müller 1955



Adolf Papai mit den Porträts seiner Eltern

Wenn es noch ein Jahr gedauert hätte, wäre von uns **keiner mehr** auf der Welt

Adolf Papai, Österreich, geboren 1931

Adolf Papai wurde am 28. Juni 1931 im mittelburgenländischen Ort Langental geboren, wo an die 350 Roma in großer Armut lebten. Nicht einmal ein Drittel davon hat die NS-Zeit überlebt. Herrn Papais Vater wurde zusammen mit vielen anderen Langtaler Roma nach Buchenwald deportiert und ermordet. Herr Papai selbst kam mit seiner Mutter und seinen Geschwistern ins Lager Lackenbach.

Der folgende Auszug aus der Lebensgeschichte von Herrn Papai wurde einem Interview (auf Roman geführt) aus der ZeitzeugInnen-Dokumentation „Mri Histo-rija. Lebensgeschichten burgenländischer Roma“ des Vereins „Roma Service“ entnommen.

Acht Jahre war ich und habe schon arbeiten gehen müssen. Wir haben gute Bauern gehabt, bei denen ich so kleine Arbeiten gemacht habe. Es waren kleine Bauern, und die haben uns Milch und ein Stück Brot zu essen gegeben. Wir waren froh, dass wir etwas bekommen haben. Von uns, von Langental über Nebersdorf nach Kleinwarasdorf, waren es sieben Kilometer. Ich bin hingelaufen, und dort habe ich die Arbeit auf den Feldern gemacht, wie Kartoffeln ernten und solche Sachen, und so haben wir halt ein bisschen zu essen bekommen. [...] Ja, und die anderen Roma ... Viel Arbeit hat es nicht gegeben. Sie haben keine Arbeit bekommen, so sind sie halt musizieren gegangen, auf den Kirtagen haben sie gespielt [...] und ihre Frauen haben betteln gehen müssen, damit sie haben leben können. [...]

Und dann, im 38er-Jahr, ist verkündet worden, dass wir die Schule nicht besuchen dürfen. Ich bin im Ganzen eineinhalb Jahre in die Schule gegangen. Wir haben Kroatisch in der Schule gelernt und einmal in der Woche eine Stunde Deutsch. Ich bin von der ersten Klasse in die zweite gekommen, eineinhalb Jahre bin ich gegangen. Wir haben so einen guten Lehrer gehabt, der hat uns noch in die Schule gehen lassen, als es schon verboten war, er hat uns trotzdem noch immer unterrichtet. Dann sind sie ihm draufgekommen, fast hätten sie ihn ins Lager gebracht, das weiß ich genau. [...] Gyöngyes hat er geheißt. Er war sehr gut zu den Roma. [...]

Er [Herrn Papais Vater] war spielen, und als er vom Spielen auf dem Nachhauseweg war, haben sie gerade die Roma zusammengetrieben, und sie haben ihn gleich mitgenommen. Sie haben ihn nicht einmal mehr zum Haus gelassen, er war nicht weit weg von unserem Haus, und dann haben sie meinen Vater mitgenommen. Auch meine Mutter haben sie mitgenommen, aber sie haben sie in Fischamend wieder freigelassen, weil sie eine kleine Tochter gehabt hat, die noch an der Brust war. Einige haben sie zurückgelassen, wenn sie so kleine Kinder hatten. 1941 haben sie dann auf nichts mehr Rücksicht genommen, auf kleine Kinder oder so, alle haben sie uns verschleppt. [...] Wir waren vier, drei Schwestern und ich, und eine war noch ein kleines Baby, ein Mädchen war ein bisschen größer, dann noch eins, dann war ich, und unsere Mutter war sehr krank. Wir haben uns nur im Wald versteckt, da in Langental konnten wir uns verstecken, woanders nicht. [...]

Im 41er-Jahr sind wir ins Lager gekommen, das war im Oktober, so ungefähr, ich weiß es nicht mehr. Damals haben wir die Kränze für Allerheiligen gemacht,

und unsere Mutter hat sie ins Dorf getragen, um sie zu verkaufen oder gegen Mehl oder anderes Essen einzutauschen, damit wir etwas zu essen haben. Und ich weiß noch, ich war damals müde, und bei einem Nachbarn, dort bin ich auf dem Reisig eingeschlafen. Und auf einmal kamen die „Poskoschtja“ [Bezeichnung für die Nazis], und sie haben uns von dort weggebracht. Sie haben uns auf ein Auto geschmissen, ordentlich geschlagen haben sie uns auch, und dann haben sie uns nach Lackenbach gebracht. [...]

Ich habe einen kleinen Hund gehabt [...]. Ich war noch ein Kind, und ich habe den Hund nicht hergegeben. Und als wir mit dem Auto dort angekommen sind, waren schon welche dort, der Kapo [Häftling, der die Aufsicht über andere Häftlinge innehatte] und die waren dort, die schon im 40er-Jahr eingeliefert worden sind. Und wir sind runter vom Auto, und ich habe den Hund nicht ausgelassen. Und dann hat einer den Hund, den armen Hund, bei den Hinterbeinen genommen und mich mit ihm so lange geschlagen, bis ihm die beiden Hinterbeine in den Händen geblieben sind. So schreckliche Menschen waren das! Weil ich meinen Hund nicht ausgelassen habe. [...]

Ich habe jeden Tag den Hof zusammenkehren und in Ordnung halten müssen und was eben sonst noch zu tun war, die Toiletten und dies und das zusammenräumen, für das war ich zuständig. [...] In der Früh, so um halb sieben, haben wir schon antreten müssen. Der Lagerälteste oder einer von der Hofpartie, die hatten eine Pfeife, und wenn die ertönt ist, haben wir zum Antreten laufen müssen und dann zur Arbeit. [...] Wenn sie nicht in Ordnung war, haben wir Schläge bekommen. Aber wir haben das schon gewusst, wir haben schon geschaut, dass wir die Arbeit gut machen. Sie haben uns hinausgeschickt, um Wurzeln im Wald auszugraben, zum Bürstenbinden, Reisbürsten und so. [...] Die ganz Kleinen sind in den Ställen geblieben, aber ihre Eltern haben arbeiten gehen müssen. Und die Kinder sind zurückgeblieben im Stroh, die Armen, ich weiß noch, es sind oft welche im Stroh erfroren, so kalt war es da. Viele sind erfroren, und ein paar, die nicht erfroren sind, die sind gemeinsam aufgewachsen. [...]

250 Roma [aus Langental] haben sie umgebracht, die sind im Lager [in Auschwitz] gestorben, sie haben sie verbrannt, sie haben sie vergast. Und dann haben wir Typhus gehabt, als ich in Lackenbach war, sehr viele sind auch dort gestorben [...] Ich habe ihnen Wasser gebracht, denn im Lager war ein Brunnen, und aus

diesem Wasser ist die Krankheit gekommen. Ich habe auch aus dem Lager hinaus dürfen, dort war so eine kleine Quelle, da bin ich hingegangen und habe vielen Leuten, die krank waren, von dort das Wasser geholt. Aber trotzdem sind viele gestorben. [...] Sie haben sie auf so einen Plateauwagen wie die Holzscheite hinaufgeschmissen, und dann haben sie sie zu einem Loch gebracht. An Typhus sind so viele gestorben. [...]

Im März 1943 bin ich hinausgekommen, nach Langental, zum Jäger. [...] Die haben zwei Kühe gehabt, und er war Jäger beim Grafen Niczky in Nebersdorf [Besitzer des Schlosses Nebersdorf]. [...] Beim Holzmachen habe ich geholfen, so kleine Arbeiten halt. Und die beiden Kühe hüten und waschen, sie haben immer tipptopp sauber sein müssen. Der Graf hat viele Roma, meine Mutter, meine Schwester und auch viele, die er gar nicht zum Arbeiten gebraucht hat, aus dem Lager herausgenommen und so ihr Leben gerettet. Er war einmalig. [...]

Das Haus der Familie Papai stand nach dem Krieg noch – im Gegensatz zu vielen anderen Häusern in Langental. 1949 starb Adolf Papais Mutter an den Folgen eines Schlaganfalls, seine Schwestern gingen nach Wien, und er war auf sich alleine gestellt. Herr Papai, der wie schon sein Vater als Musiker in einer Roma-Kapelle spielte, heiratete 1951 und hat drei Kinder. Trotz seiner geringen Schulausbildung, die er teilweise beim Lernen mit seinen Kindern nachholte, hat er eine bemerkenswerte Sprachkompetenz.

Ich spreche Kroatisch und Deutsch und Roman, Ungarisch und die slawischen Sprachen, das Tschechische ein bisschen, Böhmisches ein bisschen, Jugoslawisch am besten und dann noch Russisch [...].

Für die Zukunft wünscht sich Adolf Papai, dass sich die Geschichte von 1938 bis 1945 nie mehr wiederholt.



Adolf Papai mit seinem Hund im März 2010

Walpurga Horvath, Schweden 1946



... ich bin geblieben, ich bin **am Leben** **geblieben**

Walpurga Horvath, Österreich, geboren 1923

Walpurga Horvath wurde am 15. November 1923 in Trausdorf im Burgenland geboren. Die dortige Roma-Siedlung bestand aus drei Häusern, in denen sie und ihre Verwandten lebten. Frau Horvaths Vater arbeitete beim Straßenbau und im Steinbruch, im Winter fertigte er für die Bauern Körbe an, die von Frau Horvaths Mutter in den Dörfern gegen Essen eingetauscht wurden. Walpurga Horvath wuchs mit ihren sieben Geschwistern sehr behütet und unbeschwert auf. Doch kurz nach dem „Anschluss“ Österreichs wurden Walpurga und ihre Schwester Stefanie in das KZ Ravensbrück deportiert, wo sie sechs Jahre inhaftiert waren. Die Befreiung erlebte sie, schwer an Tuberkulose erkrankt, im KZ Bergen-Belsen.

Der folgende Auszug aus der Lebensgeschichte von Frau Horvath wurde einem Interview (auf Roman geführt) aus der ZeitzeugInnen-Dokumentation „Mri Historija. Lebensgeschichten burgenländischer Roma“ vom Verein „Roma Service“ entnommen.

Es war früh morgens, als die SA gekommen ist, man hat nicht viel gesehen, verstehst du? Es war zwischen fünf und sechs Uhr, denn wir waren gerade auf dem Weg zur Arbeit. Es kann auch vier Uhr gewesen sein. [...] Wir haben uns anziehen, zur Arbeit gehen und unsere Scheren und was wir gebraucht haben, noch mitnehmen wollen. „Ihr braucht nichts, ab mit euch!“, haben sie zu uns gesagt. [...] Sie haben uns nicht einmal die Schürzen umbinden lassen, die wir gehabt haben. [...] Zu dieser Zeit waren meine Eltern gerade bei meinen Onkeln, die in Großhöflein gewohnt haben. Die haben schöne Häuser gehabt; noch heute stehen diese Häuser in Großhöflein, wenn du die Hauptstraße entlangfährst, kommt ein Hügel, und dort sind diese Häuser. Diese Häuser haben „Gadsche“ [Bezeichnung für alle Nicht-Roma] gekauft. Meine Eltern sind dann ein oder zwei Jahre später inhaftiert und nach Lackenbach gebracht worden. [...] Meine Schwester und meine Cousine Kathi sind mit mir abtransportiert worden, wir drei von Trausdorf. [...] Das war am 25. Juni 1938. [...]

Dann waren wir in Eisenstadt, dort haben sie uns zusammengetrieben, bei der Landesregierung. Dort war eine Sammelstelle, und von dort haben sie uns mit Lastautos nach Fischamend gebracht, wo wir über Nacht geblieben sind. Mit Viehwaggons sind wir dann in die Lager deportiert worden, nach Ravensbrück. Dort waren schon alle Sinti zusammen, viele, viele Roma, so viele Frauen, Sinti, die Jenischen, alle zusammen. [...]

Sie haben uns [in die Waggons] hineingepfercht, alles verschlossen, wie wenn man Tiere abtransportiert. Kein Wasser – gar nichts. Und es war so heiß! Nirgends sind sie mit uns stehen geblieben. Und wer nach Wasser geschrien hat, ist angeschüttet worden. [...]

Dort [in Ravensbrück] haben wir „Habt acht“ stehen müssen, und von dort haben wir ins „große Bad“ gehen müssen. Dort war eine große Kabine, eine Einkleidekabine, wie sie gesagt haben, für das Häftlingsgewand – sie haben uns unsere Kleidung abgenommen und unseren Schmuck, die schöne Kette von meiner Firmpatin. Zwei oder drei Jahre vorher bin ich gefirmt worden. Und von meiner Mutter habe ich Ohrringe gehabt, wie kleine Brillantsteine – „Vergissmeinnicht“. Noch heute sehe ich sie vor mir, auch die haben sie mir weggenommen. [...] Meine Mutter und meine Familie sind nach Lackenbach gekommen. Sie sind ein oder zwei Jahre später ins Lager gekommen. [...]

Dann sind wir in die Baracken gekommen. Im „Block 8“, dort war ich. Es hat eine „B-Seite“ und eine „A-Seite“ gegeben. Überall waren 50 Personen. [...] Wir haben die Erde umgraben und Hügel aufschütten müssen. Wie soll ich sagen, wir haben halt geschaufelt, wir haben große Hügel gemacht. [...] In der großen, großen Hitze haben wir nicht ein Mal Wasser bekommen. Wer zusammengebrochen ist, hat noch Schläge bekommen oder ist von den Hunden gebissen worden. [...] Außerhalb von Ravensbrück war gleich so eine Fabrik [Flugzeugfabrik]. Jeden Tag sind wir in der Früh zur Arbeit gegangen, und am Abend sind wir in die Baracke nach Hause gekommen, mein Gott! Dort waren am laufenden Band Flugzeuge, Fallschirme haben sie gemacht, Militärgewand. Ich war in der Näherei. Dort habe ich die Hosen aufnähen und die Knöpfe einnähen müssen, 110 Mäntel in der Nacht. [...]

Dort war ein kleines Mädchen, sie haben es Kapa genannt. Sie hat zur Paula gesagt, zur Sarközi Paula aus Rudersdorf: „Tante, sind wir schon in Wien?“ Sie hat geglaubt, dass sie in Wien ist. Wir haben auch damals trotzdem immer gelacht, wenn wir uns eine Hetz gemacht haben, haben wir uns gegenseitig gefragt: „Tante, sind wir schon in Wien?“ [...] Sie haben sie weggebracht. Sie war so ein kleines, verkrüppeltes Mädchen. Sie ist wahrscheinlich gleich umgebracht worden. Einmal habe ich gehört, dass es eine Sammelstelle für die Geisteskranken gegeben hat. Vor dort sind sie mit denen sofort in die Gaskammer gegangen. Und mit den alten Frauen. Wir, die gearbeitet haben und arbeiten haben können, uns haben sie nicht sterben lassen. [...]

Knapp vor der Befreiung bin ich dann nach Bergen-Belsen gekommen. [...] Dort war die Hölle, in Ravensbrück war, kann man sagen, keine Hoffnung mehr heimzukommen, für nichts mehr. Aber es war [...] noch ein bisschen zum Leben, weil du gearbeitet hast, nicht? Du hast gearbeitet, du hast deine Arbeit gemacht und hast ein bisschen was [zu essen] bekommen. Aber in Bergen-Belsen sind wir angekommen, mit den Holzpantoffeln, Schnee war noch, kalt war es, ich war schon krank, und meine Schwester hat mich, zusammen mit der Pischta von Margarethen, geschleppt. Sie haben mich links und rechts unter den Achseln genommen und sind mit mir gegangen, was sie eigentlich nicht dürfen hätten, denn wenn sie mich gesehen hätten, hätten sie mich erschossen. Und als die Aufseherin gekommen ist, haben sie mich losgelassen, und ich habe noch ein Stück weit gehen können. Ich bin nach Bergen-Belsen gekommen, und dort bin ich dann zusammengebrochen.

Da waren wir alle schon halb tot. Meine Schwester hat noch stehen können und ein wenig reden. Die Steffi, die war meine Rettung. Na, und dann war die Befreiung. Eine Woche waren wir dort, ohne Wasser, ohne Bett, ohne Essen, nichts zum Sitzen und zum Stehen, die Baracken waren abgebrannt.

Und als wir hingekommen sind, haben wir von weitem gesehen: „Jetzt können wir hier heizen, es wird uns warm werden, da gibt es Holz!“ Da waren so hohe Berge von Holz. Wir haben geglaubt, dass es Holz ist. Und weißt du, was es war? Es waren die Toten! Es waren die Toten: eine Schicht Holz, eine Schicht mit Toten, und dann die Tannenzweige, die Nadelbaumzweige. Sie haben sie vor uns mit Öl angezündet. Und als wir das gesehen haben, es hat so gestunken, da haben sich die Toten aufgebäumt, wie wenn du ein kleines Huhn in den Ofen geben würdest.

Und dann bin ich schwer krank geworden, ich bin schon dagelegen, wir haben dort keine Hoffnung mehr gehabt. Dann war dort so ein gewöhnlicher Soldat, nicht von der SS oder SA, die haben sich schon alle geschlichen, die waren schon fort. Die armen Soldaten haben sie dort hingestellt, das gewöhnliche Militär, so ein junger Mensch war das, und der hat zu uns hinuntergeschrien: „Madl“, er muss ein Wiener gewesen sein, „Madl, du hustest so viel!“ Und ich habe gedacht: „Ich spreche ihn nicht an, kann sein, dass er mich anredet, nur um mich dann zu erschießen.“ So bin ich hineingegangen [in die Baracke], es hat sowieso keine Betten gegeben, keine Türen, nichts war da außer den abgebrannten Ruinen. Er hat gesagt: „Fürchtet euch nicht, heute werden wir frei, heute werden wir frei.“

Und nicht weit weg war der Wald, es waren große Wälder rundherum, wie in Mauthausen, überall haben sie die KZ so angelegt. Und wir haben gehört, dass bombardiert und geschossen wird, und die Panzer sind bis ins Lager gekommen, die Franzosen und die Schotten, und wir haben gesagt: „Jaj, die tragen Röcke!“ Wir haben ihre Uniform nicht gekannt. Es waren die Briten, die uns befreit haben. Eine Stunde später, und ich wäre heute nicht mehr hier. [...] Du hättest sehen müssen, wie schnell sie ihre Zelte aufgestellt haben. Es waren Leute dabei, die dir Injektionen gegeben haben, sie haben allen nur Injektionen gegeben, denn zu essen hat es nichts gegeben, und keiner hat mehr essen können, alle sind nur mehr gelegen. Bis auf meine Schwester und dieses eine Mädchen aus St. Margarethen. Und die schönen Mädchen, ach, die Koki aus Bernstein, so ein schönes Mädchen, mit so schönen, langen blonden Haaren, sie ist an diesem Tag gestorben, die Koki. Rosl, Rosalia hat sie eigentlich geheißt. O weh!



Walpurga Horvath mit
Tochter Lona und Sohn
Karl 1956

Uns haben sie von dort weggebracht, in SS-Heime haben sie uns gebracht, sie haben Spitäler gemacht, Notspitäler. Dort waren Betten, drei Betten waren in jedem Zimmer, ich bin in der Mitte gelegen. Und jeden Tag haben sie, links und rechts, Kinder gebracht. Als ob Gott auf mich geschaut hätte, ich bin geblieben, ich bin am Leben geblieben. Der ungarische Soldat hat gesagt, „Wali“, er hat nicht Walpurga sagen können, „Wali, die sind nach Hause gegangen“, wenn sie gestorben sind. „Warum kann ich nicht nach Hause gehen?“ „Nein, Wali, du bleibst bei mir!“ Und dann habe ich geweint und gesagt: „Meine Schwester ist auch tot, meine Schwester ist tot.“ Aber sie war nicht tot. Sie war nur in einer anderen Baracke, weil sie gesünder war. Sie waren in einem Heim, in so Siedlungen, da waren die, die gesünder waren. Wir waren infektiös, wir haben Tuberkulose und andere Krankheiten gehabt. [...] Der ungarische Soldat hat zu mir gesagt, dass meine Schwester lebt, die Steffi. Na, wie kann er das sagen? „Sie hat eine rote Bluse an und schaut herunter und sucht dich.“ „Na, dann sag ihr, wenn du sie triffst, dass ich lebe und hier bin.“ „Ich sage es ihr immer, aber sie darf nicht.“ So hat er mich getröstet, weil ich immer geweint habe. [...] Sie hat geglaubt, dass ich schon gestorben bin, und ist immer zum Massengrab gegangen und hat Blumen niedergelegt, die sie auf den Feldern gepflückt hat. Sie hat gesagt: „Meine Schwester ist ja tot! Meine Schwester lebt nicht mehr!“ Und die Ärzte haben ihr gesagt: „Das ist deine Schwester!“ Als wir dann zusammengekommen sind, so ein Glück, so eine große Freude haben wir gehabt.

Wie durch ein Wunder überlebten bis auf einen Bruder und eine Nichte alle ihre Familienangehörigen die Lager- und KZ-Haft. Nachdem Walpurga und ihre Schwester Stefanie für eineinhalb Jahre zur Erholung in Schweden waren, kamen sie im Oktober 1947 wieder nach Österreich zurück. Walpurga und ihre Familie bekamen ein Zimmer im Gemeindehaus Trausdorf zugewiesen, da alle Häuser zerstört worden waren.

Als wir nach Hause gekommen sind, war es schön für uns, sehr schön. [...] Die ganze Traurigkeit ist weg gewesen, zuhause ist zuhause. Daheim ist daheim, und wenn es nur eine Hütte ist, ich sage es so. Nur die innerliche Liebe, die menschliche Liebe zählt – die finanzielle Liebe, die materielle Liebe, die hat uns nicht interessiert. Wir waren zwar froh, dass wir dort eingekleidet worden sind und dass wir zu essen gehabt haben. Innerlich sind wir aber nicht gesund geworden. Wir waren immer krank, seelisch krank, und das verliere ich jetzt auch nicht, glaube es mir, das habe ich immer in mir, immer.

Heute bringen sie die Roma weg

Koloman Baranyai, Österreich, geboren 1941

Koloman Baranyai wurde am 31. März 1941 in Katzelsdorf/Niederösterreich geboren. Seine Familie gehört der Volksgemeinschaft der Roma an. Aufgrund der guten Beziehungen seines Vaters zu den Nicht-Roma, für die er musizierte und Gelegenheitsarbeiten verrichtete, wurde die Familie vor einer Razzia gewarnt und konnte rechtzeitig vor den Nazis flüchten. Herr Baranyai überlebte mit seiner Familie versteckt in den Wäldern Österreichs, Ungarns und der ehemaligen Tschechoslowakei. Sein Onkel, die Tante, deren Kinder sowie seine Großmutter kamen in den Lagern um.

Der folgende Auszug aus der Lebensgeschichte von Herrn Baranyai wurde einem Interview (auf Roman geführt) aus der ZeitzeugInnen-Dokumentation „Mri Historija. Lebensgeschichten burgenländischer Roma“ vom Verein „Roma Service“ entnommen.



Koloman Baranyai 1968

Erst sind wir nach Ungarn geflüchtet. Dort haben wir uns lange aufgehalten. Wir haben im Wald gelebt. Mein Vater ist gegen Abend immer ins Dorf gegangen. Es hat Geschäftsleute gegeben, die ihn gekannt haben. Sie haben ihm die Hintertür geöffnet und ihn hineingelassen. Schnell hat er die Sachen genommen, die er gekauft hat, und so haben wir zu essen gehabt. Und dann haben ihm die Ungarn gesagt: „Julo, pass auf! Heute bringen sie die Roma weg. Schau, dass du mit deinen Kindern und deiner Familie davonkommst!“ So sind wir nach Tschechien geflüchtet. Und auch dort haben wir lange gelebt, auch wieder im Wald. Wir haben aber Glück gehabt, dass sie uns nicht erwisch haben. Denn von dort sind viele geflüchtet, aber die SSler haben den Großteil gefangen genommen und abtransportiert. [...]

Wir haben immer einen Vorrat gehabt. Mein Vater hat immer darauf geschaut, dass wir, auch wenn eine große Hungersnot kommen sollte, etwas zu essen gehabt haben. Er hat immer darauf geachtet, und falls einmal nicht, hat er einen Hasen im Wald gefangen. Wenn er irgendwo ein Wild gesichtet hat, dann hat er es erlegt und dann haben wir das gehabt. [...]

Die Gadsche [Nicht-Roma] haben alle gewusst, dass wir Roma waren. Sie haben uns nicht verraten, denn sie haben meinen Vater sehr gern gemocht. Mein Vater hat nie gesagt: „Nein, das kann ich nicht machen, ich kann dir nicht helfen.“ Mein Vater war immer hilfsbereit. Er hat auch immer für sie gearbeitet. Deswegen haben sie meinem Vater auch immer etwas zu essen gegeben. Sie haben ihm auch Geld geben wollen. Er aber hat gesagt, er braucht kein Geld, ihm sind Lebensmittel lieber. [...]

Mein Opa, der Vater meiner Mutter, ist an Sorgen gestorben. [...] Meine Oma – ich weiß nicht, in welches Lager sie gekommen ist – ist in diesem Lager ermordet worden. Das haben wir erst nach Kriegsende erfahren, dass sie im Lager ermordet worden ist. Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, der Albert, der ist nach Auschwitz gekommen. Dort ist er, ein oder zwei Wochen später, ermordet worden mit seiner Familie, seiner Frau und seinen zwei Söhnen. [...]

Die Roma, die zurückgekommen sind und die auch alle in Ungarn gewesen sind, haben alle sehr armselig gelebt. Ihre Häuser, die sie gehabt haben, waren alle weg. „Wertbeschlagnahme“ von der SS oder bombardiert – es war halt alles schwer. Nicht einem Einzigen ist es gut gegangen! Wie soll ich sagen? Das kann kein Mensch richtig sagen. Alle waren sie krank, sie waren sehr krank. Entweder

haben sie was am Herzen gehabt oder auf der Lunge. Die meisten sind nach und nach gestorben. [...]

Nach dem Krieg hat sich die Familie zunächst in Heiligenkreuz, dann in Baden bei Wien niedergelassen. Als Koloman Baranyai acht Jahre alt war, haben sich seine Eltern getrennt. Seine Mutter sah sich gezwungen, ihre beiden Söhne zu einer Bauernfamilie zu geben, wo sie bis zum 14. Lebensjahr blieben, bei der Arbeit mithelfen mussten und so die Schule nur sehr selten besuchen konnten. Im Alter von 14 Jahren kehrte Herr Baranyai zu seiner Mutter zurück und begann, bei einer Baufirma zu arbeiten. Doch Koloman Baranyai, der als Kind schon Geige lernte, sah in der Musik seine wahre Berufung.

Und er [der Vater] hat zu mir gesagt: „Kalman, was willst du lernen?“ Er hat mir nicht vorgeschrieben, was ich lernen sollte, aber auf jeden Fall ein Instrument. Und ein Musiker habe ich werden müssen. Er hat mir aber gesagt, dass ich das Instrument selbst aussuchen darf, das ist ihm egal. So habe ich begonnen, Geige zu lernen, das hab ich schon ein bisschen können. Damals waren wir Kinder aber wie Clowns, ich bin daher bei so einer Schneidemaschine mit der Hand hineingekommen, dort habe ich mir den Finger abgeschnitten, und dann war es aus mit dem Weiterlernen. Dann habe ich mit der Bratsche begonnen, aber auch auf der Bratsche habe ich mir mit meinem Finger schwer getan, und dann habe ich auch das gelassen. Und so ist schließlich die Bassgeige mein Hauptinstrument geworden. [...]

Koloman Baranyais Identität als Rom, seine enge Beziehung zur Muttersprache und sein Selbstverständnis als Musiker sind bis heute untrennbar miteinander verbunden.



Koloman Baranyai im August 2008



In die Tiefe geblickt

Lebensgeschichten

3. Auflage 2003, 80 S.

Publikation anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Nationalfonds.
Bericht über die Tätigkeit des Nationalfonds; Lebensgeschichten



10 Jahre Nationalfonds*

Einblicke. Ausblicke.

1. Auflage 2005, 180 S.

Publikation anlässlich des zehnjährigen Bestehens des
Nationalfonds. Bericht über die Tätigkeit des Nationalfonds
und des Allgemeinen Entschädigungsfonds; Lebensgeschichten



10 Jahre Nationalfonds*

Zahlen. Daten. Fakten.

1. Auflage 2005, 180 S.

Publikation anlässlich des zehnjährigen Bestehens des
Nationalfonds. Bericht über die Tätigkeit des Nationalfonds
und des Allgemeinen Entschädigungsfonds

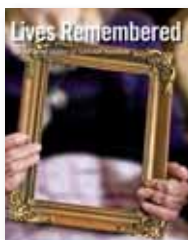


15 Jahre Nationalfonds*

Entwicklung, Aufgaben, Perspektiven

1. Auflage 2010, 244 S.

Publikation anlässlich des fünfzehnjährigen Bestehens des
Nationalfonds. Bericht über die Tätigkeit des Nationalfonds
und des Allgemeinen Entschädigungsfonds



Lives Remembered

Life Stories of Victims of National Socialism

1. Auflage 2010, 262 S.

Publikation anlässlich des fünfzehnjährigen Bestehens des
Nationalfonds. Lebensgeschichten

*auch als englischsprachige Ausgabe erhältlich

Mein Name ist Kurt Flussmann. Ich bin 1923 in Wien zur Welt gekommen. Jetzt, in hohem Lebensalter, habe ich mich zur Niederschrift meiner Lebensgeschichte entschlossen, weil ich es wichtig finde, dass das, was ich und meine Generation erlebt und erfahren haben, niemals in Vergessenheit gerät ...

Kurt Flussmann
Antragsteller beim Nationalfonds

NATIONALFONDS DER REPUBLIK ÖSTERREICH
FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Postadresse: Parlament, Dr. Karl-Renner-Ring 3, 1017 Wien
Tel.: (+43 1) 408 12 63; **Fax:** (+43 1) 408 03 89
E-Mail: sekretariat@nationalfonds.org
Homepage: <http://www.nationalfonds.org>